



*Guido Zingerl, Voralpenlandschaft im Frühling
(Technik Acryl, Originalformat 92/100 cm, Entstehungsjahr 1976)*

Alpenvereins- Jahrbuch 1977

(„Zeitschrift“, Band 102)

Schriftleitung:

MARIANNE UND ELMAR LANDES
(DAV)

*Herausgegeben vom Deutschen und vom Österreichischen Alpenverein
München, Innsbruck 1977*

Umschlagbild: Berliner Hütte mit Möseler
und Waxeckkees.
Foto: Hruschka

(10. 20. 1 / 10. 1. 1. E₂)



Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.
Drucktechnische Gesamtausführung: Bergverlag Rudolf Rother GmbH, Postfach 67, 8000 München 19

18. Dez. 1971

Handwritten signature or initials.

Inhalt

	Seite
<i>Dieter Seibert:</i>	Im Bereich von Stillupgrund und Floitengrund 5
<i>Manfred Sturm:</i>	Zsigmondyspitze ONO-Grat 13
<i>Ursula Ahrens:</i>	Grundschartner-Nordkante 16
<i>Manfred Sturm:</i>	Skitouren rund um die Berliner Hütte 19
<i>Emmi Böde:</i>	Regnan, Poass'n, Pitzn'n 26
<i>Rudolf Kusché:</i>	Vom Zillertal in die ganze Welt 30
<i>Bernd Lammerer:</i>	Zwei Kontinente und ein Ozean in den Zillertaler Bergen? 31
<i>Helmut Heuberger:</i>	Gletscher- und klimageschichtliche Untersuchungen im Zemmgrund 39
<i>Hermann Warth:</i>	Entwicklungshilfe in der gesellschaftspolitischen Situation Nepals 53
<i>Willi Senft:</i>	Bhutan — Land des Donnerdrachens 60
<i>Kurt Detsch:</i>	Nepal-Trekking und Buddhismus 64
<i>Dietlinde Warth:</i>	Deutsch-Nepalische Hongukundfahrt 1976 71
<i>Pit Schubert:</i>	Der Gipfel zählt erst nach dem Abstieg 82
<i>Jörg Vogt:</i>	Allein auf dem Nordostgipfel der Chogolisa (7640 m) 88
<i>Herbert Oberhofer:</i>	Batura I (7785 m) 92
<i>Franz Braumann:</i>	In den Einsamkeiten der Anden 100
<i>Konrad-Michael Kern:</i>	Bergwandern in den Rocky Mountains 106
<i>Manfred Sturm:</i>	Bewegung im Expeditionsgeschehen 113
<i>Dokumentation:</i>	Kundfahrten und Expeditionen 1976 117
<i>Walter Danz:</i>	Das Grundsatzprogramm des Deutschen Alpenvereins zum Schutz des Alpenraumes 129
<i>Josef Thaler:</i>	Wiederbegrünung im Gebirge 145
<i>Alfred Siegert:</i>	Ausbildung — oder Unterhaltung 153
<i>Pit Schubert:</i>	Schütze Deinen Kopf — Du hast nur einen! 156
<i>Sepp Gschwendtner:</i>	Achtung, Fertig... Los 164
<i>Helmut Kiene:</i>	Das Kind muß einen Namen haben 169
<i>Reinhard Karl:</i>	Bergsteigen und Sport 175
<i>Herbert Konnerth:</i>	Klettern in England 179
<i>Helmut Kiene:</i>	„Es handelt sich um eine sportliche Leistung...“ 184
<i>Ludwig Bertle:</i>	Freispitze — 1976 191
<i>Anton Schmid:</i>	Langkofel 1907 198
<i>Elmar Landes:</i>	Daten des Alpinismus vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte 203
<i>Rudger von Werden:</i>	Hermann von Barth (1845—1876) 221
<i>Franz Grassler:</i>	75 Jahre Alpenvereinsbücherei 227
<i>Erica Schwarz:</i>	Fünfundzwanzig Jahre Bergfilm-Festspiele 231
<i>Walther Schaumann:</i>	Der neue Karnische Höhenweg 238
<i>Kartenbeilage:</i>	Alpenvereinskarte Zillertaler Alpen, mittleres Blatt Nr. 35/2



Im Bereich von Stilluppgrund und Floitengrund

DIETER SEIBERT

Die beiden Gründe

Der mittlere Teil der Zillertaler Alpen, das auf der neu bearbeiteten, dem Buch beiliegenden Karte dargestellte Gebiet, zeigt eine sehr einfache geographische Gliederung. Von dem nach Ostnordost ziehenden Hauptkamm zweigen drei parallele, mächtige Nebenkämme genau im rechten Winkel ab. So bilden die Grate die Form eines E — allerdings mit einer Drehung um 140° nach links. Die Kämme schließen zwei schnurgerade Täler ein, die im Bergsteigerjargon Stilluppe und Floite heißen, ganz offiziell aber die Namen Stilluppgrund und Floitengrund tragen. Auf die Bezeichnung „Grund“ trifft man in den Zillertaler Alpen immer wieder, ein Wort, dessen Sinn bei der hier überall auftretenden Form der Täler auf der Hand liegt: Es sind typische Trogtäler mit einem zwar meist nur schmalen, aber doch deutlich ausgeprägten Talboden (der Grund), der nur sanft steigend talein zieht, seitlich jedoch von 600 bis 800 m hohen und kräftig von Felswänden durchsetzten Steilhängen begleitet wird. (Nur beim letzten Durchbruch zu dem ja nur noch 600 m hoch gelegenen Boden des obersten Zillertals findet man enge V-Täler und klammartig eingeschnittene Bachläufe.) Die Trogtäler zeigen sehr charakteristisch die Arbeit der Eiszeitgletscher. Die seitlichen Steilhänge, in die die Nebenbäche unzählige Klammern und Schluchten geschnitten haben und die an vielen Stellen von einem wilden Gestrüpp überwuchert sind, stellen dem Bergsteiger ein Hindernis entgegen, das sich einzig mit Hilfe der wenigen, oft undeutlichen Steige überlisten läßt. Wer in einem ihm unbekanntem Gelände von oben kommend in einen der Gründe absteigen will, muß schon ein guter Kartenleser sein, um oberhalb der Steilstufe den Beginn des entsprechenden Weges zu finden.

Auch in den innersten Talwinkeln zeigen die Stilluppe und die etwas engere Floite einen ähnlichen Charakter. In beiden Fällen ist der Hintergrund von großen Gletscherflächen ausgefüllt, aus denen ein paar dunkle, recht wuchtige Felsberge herauswachsen. Beide sind durch eine AV-Hütte erschlossen — die Kasseler Hütte (2177 m) im Stilluppbereich, die Greizer Hütte (2226 m) im Tal der Floite —, die jeweils östlich oberhalb des Bodens auf einem Absatz stehen und einen schönen, freien Blick auf die Gipfel im Westen servieren. Sie konnten auch beide ihre Eigenart als Bergsteigerheime bewahren, denn die Aufstiege durch die langgestreckten Gründe sind für einen Massenansturm einfach zu lang (etwa 4 Std.). In der Stilluppe kann man allerdings mit dem VW-Bus-Taxi bis zum Grüne-Wand-Haus fahren.

Absolute Einsamkeit um viele Gipfel

Bergfreunde, die ständig das Schlagwort vom „Ausverkauf der Alpen“ im Munde führen, sollten sich einmal in diesem Teil der Zillertaler umschauen. Hier gibt es manchen durchaus interessanten, selbständigen Gipfel, der nur alle paar Jahre einmal Besuch erhält. Noch einsamer sind die östlich anschließenden Ribler- und Magnerkämme. Dieses erstaunlich geringe Interesse hat verschiedene Gründe. So wirkt sich als erstes das Fehlen weiterer Stützpunkte aus, denn Aufstiege von 1500 bis 2000 Höhenmetern erfordern schon gut trainierte Beine und eine kräftige Lunge; und wer diese Voraussetzungen erfüllt, der steigt meist lieber auf Großglockner und Monte Rosa als auf einen Floitenturm oder einen Grundschartner. Zudem gestalten die erwähnten Steilstufen die Zugänge noch mühsamer.

Doch der wichtigste Grund dürfte die heute kleine Zahl des „Mittelstands-Bergsteigers“ alter Couleur sein. Die große Menge jener Touristen, die sich selbst als Bergwanderer bezeichnen, schätzen wohl eine Durchquerung der Zillertaler Alpen auf den Hütten-Verbindungswegen, wobei sie auch die Kasseler (Ausgangspunkt) und die Greizer

Floitenkees mit Großem Löffler.

Foto: S. Schnürer

Hütte in ihr Programm einschließen und die landschaftlich sehr schönen Übergänge über die Lapenscharte und die Nördliche Mörchenscharte zur Berliner Hütte durchführen. Zum Repertoire der Bergwanderer gehören auch noch die „leichten“ Gletschergipfel, so erhalten die Wollbachspitze, der Große Löffler und der Schwarzenstein häufig Besuch. Doch die anderen Berge des Bereiches, die durch keine Wege erschlossen sind und recht trotzig Felshäupter zeigen, bleiben von ihnen vollkommen unberührt. Auch die zweite Gruppe von Alpinisten, all jene von den Genußkletterern bis hin zu den Extremen, meiden — von der Zsigmondyspitze einmal abgesehen — diese Berge weitgehend, obwohl hier wildzerschartete Grate (wie die Drei Könige), mächtige Kanten (Grundschartner, Mugler), glatte Plattenwände (Roßköpfe, Grundschartner) locken, und es noch manches Problem zu lösen gäbe (Mugler-Nordwand — 400 m hoch). Doch der mühsame Weg zum Einstieg und das Fehlen aller Modetouren scheint wie eine Barriere zu wirken. So bliebe nur jener Typ des Allround-Bergsteigers, der auch einen recht verwinkelten Zugang findet, der sich in steilen Grasschrofen ebenso sicher bewegt wie in einer Eisrinne oder bei einer exponierten Kletterei mittlerer Schwierigkeit, und der sich zudem bei einer einsamen, unbekannteren Fahrt wohler fühlt als auf einer Dreisterne-Pause-Tour. Doch dieser Typ ist, wie gesagt, heute ziemlich selten.

Der Hauptkamm

In diesem Teil der Zillertaler Alpen dominiert ein Gipfel: der *Große Löffler* (3376 m). Er ragt gewaltig über seine Umgebung empor und fällt durch die schöne, dreieckige Form sofort ins Auge. Während nach Nordosten eine 500 m hohe, etwas düstere und mit schmutzigen Eisrinnen gefurchte Plattenwand auf das Löfflerkees abbricht, zeigt die West- und die Südwestseite Schrofen, Firn und Blockwerk und bietet damit einen natürlichen, unschwierigen Aufstieg an. So könnte man den Löffler zu den einfachen Hochgipfeln rechnen — wenn nicht der Zugang über das Floitenkees wäre. Dieser Gletscher ist in seiner gesamten Breite wahllos von Spalten und Brüchen zer-

furcht, und hier sollte man wirklich nur mit entsprechender Ausrüstung und dem nötigen Spaltenbergungswissen unterwegs sein. Dem Kletterer bietet der Löffler seine mächtigen, nach Norden und Osten ziehenden Urgesteinsgrate an, großzügige Felsfahrten im III. und IV. Schwierigkeitsgrad mit nicht weniger als 450 bzw. 600 Höhenmetern und einem nicht immer ganz zuverlässigen Fels — doch stets interessant und abwechslungsreich.

Ganz anderen Charakter zeigt die benachbarte Kletterei, der Gratübergang von der Östlichen zur Westlichen *Floiten Spitze* (3194 m) mit seinen messerscharfen Schneiden, den Türmchen, Zacken und Nadeln — ein kurzweiliges Turnen (IV) voller Überraschungen. So wild sich dieser Verbindungsgrat gebärdet, so harmlos ist die Südwestseite der Westlichen (und höchsten) Floiten Spitze. Vom Tribbachsattel gelangt man mühelos hinauf, allerdings liegt auch hier — wie beim Löffler — das spaltenreiche Floitenkees als Hindernis zwischen Hütte und Gratbeginn. Wer die nötige Kondition mitbringt, wird diesen Gipfel natürlich mit seinem großen Nachbarn, dem *Schwarzenstein* (3368 m) kombinieren. Vom Tribbachsattel steigt man in einer guten Stunde ohne Schwierigkeiten über die Gletscherfelder hinauf.

Wir wollen nun für kurze Zeit den Bereich der Floite und Stilluppe verlassen und einen Ausflug nach Westen machen, denn hier stehen noch zwei große Bergmassive, die ganz auf dem Mittleren Blatt der Zillertaler Karte dargestellt sind. Mit dem Schwarzenstein durch einen wenig markanten Kamm verbunden, folgen im Westen die *Hornspitzen*, eine langegezogene Reihe von fünf Felsköpfen, die nur mäßig aus den weiten Gletscherflächen von Schwarzensteinkees und Hornkees herauswachsen. Es sind — mit einer Ausnahme — nur bescheidene Gipfel; sie haben aber doch für den Bergsteiger ihren Reiz, man kann nämlich ohne viele Schwierigkeiten (bis II) über den gesamten Grat turnen und dabei ständig die schönste Aussicht genießen — vor allem auch nach Süden in die Dolomiten. Nur einer der fünf Köpfe, die mit römischen Ziffern von Ost nach West durchnummeriert werden, fällt aus dem beschei-



*Blick im Abstieg von der Lapenscharte zur Greizer Hütte (rechts unten) auf das Floitenkees.
Von links Westliche Floitenspitze — Tribbachsattel — Schwarzenstein.*

Foto: S. Schnürer

denen Rahmen, wirkt mächtiger und wilder und schiebt sich nach Norden vor, um sich besser in Szene zu setzen; das ist die III. Hornspitze (3253 m), nach der Hütte zu ihren Füßen auch Berliner Spitze genannt.

Aus einem „ganz anderen Fels geschnitzt“ ist der *Turnerkamp* (3418 m), von Norden gesehen eine mächtige, schwarzwandige Felsmauer aus Platten, von Westen eine schön geformte Pyramide, immer jedoch ein wuchtiger, wilder Gipfel, der recht isoliert und frei sein Haupt in die Lüfte reckt. Der Turnerkamp ist nun wirklich kein Gipfel für den Gelegenheitsbergsteiger mehr, denn die etwas leichteren Routen durch die Südost- und die Südwestflanke (II bis II+) sind keine „Genußfahrten“. Manchmal setzten sich diese rinnenzerfurchten Flanken mit steilem Eis am Einstieg, einem Bergschrund, mit Schnee(Eis)flecken, mit brüchigem und eisüberronnenem Fels und Steinschlag zur Wehr. Wer es sich zutraut, geht deshalb über einen der drei großen Grate. Als schöne Kletterfahrten mittlerer Schwierigkeit (bis III) erweisen sich die Grate nach Osten (lohnender) und Westen, während der Südgrat mit seinen Absätzen und Zacken schon um eine ganze Stufe schwerer zu „packen“ ist.

Nun aber zurück zum Löffler: In dem langen Kamm, der von ihm nach Osten zum Keilbachjoch zieht, steht nur ein großer Gipfel, die *Keilbachspitze* (3093 m), die sich mit den steilen, spaltenreichen Gletscherlappen des Westlichen Stilluppkkees und den oft in mächtige Blöcke aufgelösten Felsflanken verteidigt und nur selten einen Liebhaber findet. Der nordöstliche Eckpfeiler dieses Gratstückes, die *Grüne Wand* (2946 m), hingegen läßt sich vom Keilbachjoch aus über Schrofen ebenso leicht erreichen wie die gegenüberliegende *Gfallenspitze* (2966 m), die wiederum über einen äußerst brüchigen Nordgrat (II) mit dem letzten Gipfel des Hauptkammes, der *Wollbachspitze* (3210 m), zusammenhängt. Diese ist zu Recht das Lieblingsziel über der Kasserler Hütte, ein schöner, runder, fast schwarzer Felskopf über dem Weiß des Östlichen Stilluppkkees. Die Spalten des Gletschers

und die manchmal etwas vereisten Blöcke unter dem Gipfel erfordern Vorsicht, nicht mehr. Beim Rückweg kann man als Abwechslung den brüchigen Südwestrücken (I) ins Wollbachjoch begeben.

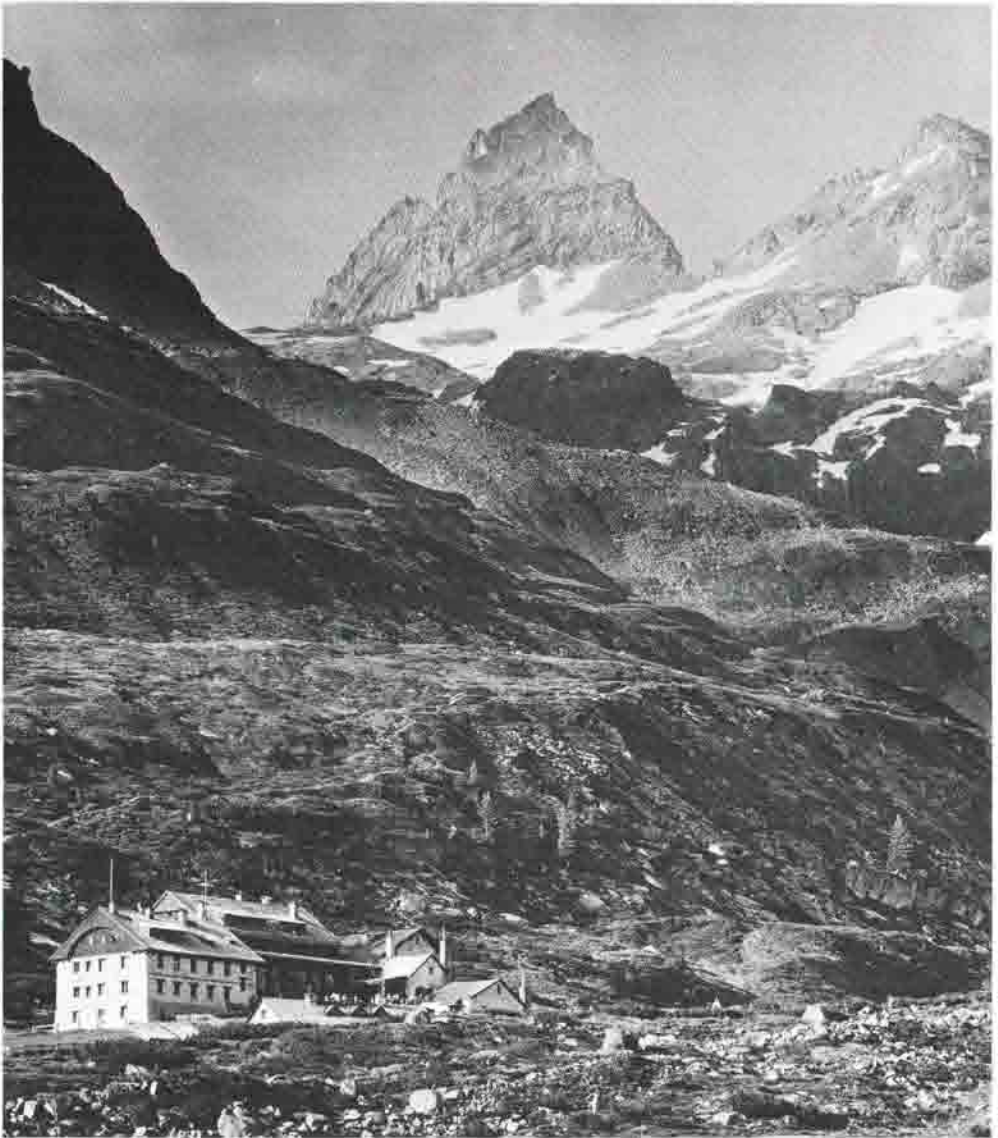
Mörchnerkamm

Dieser Kamm, der die Floite im Westen begleitet, zweigt beim Schwarzenstein vom Hauptkamm ab. Er trägt gleich am Anfang seinen höchsten Gipfel, den *Großen Mörchner* (3283 m), einen mächtigen Gesellen aus dunklem, teilweise reichlich brüchigen Fels, der 800 m tief nach Nordosten abbricht — das Schaustück im Panorama der Greizer Hütte. Nach Süden jedoch zieht eine Blockflanke zum Gletscher hinab, und so bereitet seine Besteigung sowohl von der Greizer wie der Berliner Hütte keine Schwierigkeiten. Auch dieser Gipfel läßt sich gut mit dem Schwarzenstein kombinieren. Wie so häufig in den Zillertalern zeigt der nach Norden weiterziehende Grat seine Zähne; Mörchenschneide und Kleiner Mörchner präsentieren sich als dunkle Felsmauer mit wildzerfurchten, von schmutziggroßen Eistrinnen gezeichneten Riesenflanken über der Floite.

Nördlich der beiden Mörchenscharten kommt man nun allmählich in das bekannteste Klettergebiet der Zillertaler Alpen. Der gut 1 km lange Kamm der *Roßköpfe* (höchster 3031 m) bildet über dem Roßkar zwar nur eine schmale Felsmauer, nach Norden (Floite) jedoch bricht er mit hohen, äußerst steilen Plattenwänden und -kanten ab, die nur Durchstiege der beiden obersten Schwierigkeitsgrade zulassen. Die Überschreitung von der Feldscharte zur Nördlichen Mörchenscharte hingegen über all die kleinen Gipfel und Köpfe des Grates ist eine spritzige, mittelschwere Kletterei (III).

Aus dem hintersten Winkel des Roßkars wächst als feines, steiles Felsdreieck die *Zsigmondyspitze* (3087 m) empor, der König unter den Kletterbergen des Gebietes. Die ursprüngliche Bezeichnung des Berges, der Name Feldkopf (sie klingt etwas bescheiden für ein so schönes Felshorn), mußte





Berliner Hütte mit Zsigmondyspitze.

Foto: B. Lammerer

zu Ehren der Erstbesteiger, der Wiener Brüder Zsigmondy, weichen. Mit ebensoviel Recht könnte man den Gipfel auch Fiechtlspitze nennen, denn nicht weniger als vier Kletterrouten hat der aus dem Zillertal stammende Tiroler an diesem Gipfel eröffnet, darunter die Nordostkante, die in ihrem plattigen unteren Teil ein wenig an das Bergell erinnert. Alle Fiechtlrouten liegen im Schwierigkeitsgrad V, Südost- und Südwestkante sind zwei kurze, genußvolle

Fahrten in hellem, warmen Fels, den Einstieg erreicht man mühelos von der Berliner Hütte. Einen ganz anderen, wesentlich ernsteren Charakter zeigen die Routen der Nordostseite, sie sind 500 m hoch, und in der Wand trifft man leicht auf Eisflecken oder eisüberronnenen Fels. Diese beiden Nordostrouten werden aber — trotz ihrer in Klettererohren klangvollen Namen — nie zu Modetouren werden, der Zugang zum gemeinsamen Einstieg ist ein-

fach zu umständlich und zeitraubend, bzw. reichlich unangenehm, sofern man aus der Feldscharte durch die Eisrinne absteigt. Vom Gipfel der Zsigmondyspitze fällt der Mörchnerkamm rasch 400 m in die Sammerscharte ab und setzt sich dann — gleichsam ein Stockwerk tiefer — nach Norden fort. Absolute Einsamkeit zeichnet diesen Kamm aus, der im *Kellerkopf* (2720 m) kulminiert und sich als teilweise sehr scharfe Schneide zeigt mit steilen, schrofigen, manchmal grasdurchsetzten Flanken. Dem Kellerkopf kommt man am leichtesten aus der Gunggl über den Westgrat (I—II) bei.

Floitenkamm

Der Große Löffler ist die zentrale Figur des Gebietes, er beherrscht nicht nur Stilluppe und Floite, von ihm geht auch der Kamm aus, der die beiden Täler trennt. Nach der Löfflerscharte steigt der Floitenkamm zu einem ersten, breiten Felsgipfel an, der in den Karten keinen Namen trägt, obwohl es sich um einen selbständigen Berg handelt. Ich möchte für ihn den Namen *Löfflerschartenkopf* (3052 m) vorschlagen. Zusammen mit den nördlich anschließenden, wesentlich unbedeutenderen Gipfeln Greizerspitze und Lapenspitze läßt sich eine großzügige Gratüberschreitung (III) durchführen.

Die folgende Lapenscharte ist der einzige leicht begehbbare Einschnitt im ganzen Kamm; so nützt auch der Hüttenübergang von der Kasseler zur Greizer Hütte diesen Sattel aus (gute Steige aus beiden Tälern). Ein echtes Kletterschmankerl serviert dann die direkt aus der Scharte fast senkrecht aufsteigende Südkante des Gikalitzturmes (IV), der über einen kurzen Grat mit seinem großen Bruder, dem *Gikalitz* (3002 m), zusammenhängt. Dessen schrofige Westflanke erlaubt einen unschwierigen aber etwas mühsamen Aufstieg (von oben nicht ganz leicht zu finden!).

Was nördlich dieses letzten Dreitausenders im Floitenkamm folgt, ist wieder einsames Bergland. Doch von „einsam“ auf „uninteressant“ zu schließen, wäre ganz falsch. Hier steht manche dunkle Felsgestalt, die in anderen Gebieten zu den bekannten Kletterzielen gehören würde; manche Wand, mancher Grat, manche Kante wartet noch

heute auf die erste Begehung. Auch eine Gesamtüberschreitung des Kammes steht wohl noch aus. Das ist allerdings ein großes Unternehmen, das bestimmt nicht ohne Biwak zu schaffen wäre, liegen doch dazwischen so wilde Gratstücke wie der Kamm der Drei Könige, deren Überschreitung immerhin Kletterei im V. Schwierigkeitsgrad verlangt. Die auffallendste Erscheinung in diesem Kamm aber ist der *Floitenturm* (2805 m), ein massiger Gipfel (kein „Turm“) mit steilen Schrofenflanken über der Floite (unschwieriger, aber mühsamer Anstieg) und 600 m hohen, diagonal gestreiften Wänden gegen die Stilluppe.

Der 11 km lange Floitenkamm endet abrupt mit einem letzten, auffallenden Gipfel, dem *Dristner* (2765 m), der das Wahrzeichen des oberen Zillertales ist und den man sofort an seiner trapezförmigen Gestalt erkennt. Er gehört zu den wenigen leichten Zielen, ein etwas Trittsicherheit erfordernder Steig führt von Ginzling bis zum Gipfel; man muß bei dieser Tour jedoch fast 1800 Höhenmeter überwinden.

Ahornkamm

Im letzten und östlichsten der drei Nebenkämme stehen nicht weniger als sieben gewaltige, wirklich formenschöne und interessante Fels- und Eisgipfel. Doch nur zwei unter ihnen werden häufiger bestiegen. Im mittleren Teil des Ahornkammes fehlt wirklich ein Stützpunkt, denn Höhenunterschiede bis zu 2000 m sind für den Normalbergsteiger und -kletterer einfach zu viel. Er müßte auf dem Hennsteigenkamp in 2415 m Höhe stehen. Der Gipfelreigen beginnt im Süden mit der *Hinteren Stangenspitze* (3227 m), einem ganzen Bergmassiv mit vielen nahezu gleichhohen Gipfelzacken, ein echter „Allroundberg“ mit einem Normalanstieg über Fels und Firn, mit Klettergraten verschiedenster Schwierigkeit und sogar einer kurzen Eiswand nach Nordwesten — die einzige Eisflanke im Bereich von Stilluppe und Floite. Als zerborstener Zackengrat mit recht verlockend ausschauenden Türmen (das Gestein ist jedoch weniger zuverlässig, als es den Anschein hat) zieht der Kamm weiter nach Norden, über die unbedeutende Vordere Stangenspitze hinweg zum nächsten großen



Gipfelsicht von der Ahornspitze zum Grundschartner (rechts) und auf die Berge des hintersten Zillertales.

Foto: G. Polak

Gipfel, der *Roßwandspitze* (3158 m). Wer Freude an einsamen Gratklettereien (III+) hat, kann sich an diesem 3 km langen Kamm austoben. Die 300 m hohe Südwand der *Roßwandspitze* (Südgipfel) wartet wohl noch auf den ersten Bezwingen.

Schon im Jahr 1928 hingegen wurde die 500 m hohe Nordkante des *Grundschartners* (3034 m) — heute noch ein „Fünfer“ — erstiegen, wieder eine der Touren, die in einem anderen Gebiet bestimmt zu den echten Modefahrten gehören würden. Die Plattenschüsse bestimmen den Charakter der Kletterei. Die breitgelagerte Nordwand des *Grundschartners* mit seinen drei Pfeilern und den beiden Gletscherlappen dazwischen bildet den sehr eindrucksvollen Hintergrund des Bodentales. Dieser Tal-schluß gehört zu den imposantesten Bildern in den Zillertaler Alpen und ist trotzdem — außer in Kletterkreisen — kaum bekannt — wer verirrt sich schon in diesen weltabgeschiedenen Winkel. Auch die leichteren Aufstiege zum *Grundschartner* sehen recht selten einen Bergsteiger.

Der Kamm zieht nun über drei — vollkommen selbständige — Felsgipfel von je-

weils ähnlichem Aussehen nach Nordwesten weiter. Den Anfang bildet der *Mugler* (2955 m), zu dem dieser Name gar nicht paßt. Er ist — vor allem von Norden — eine schöne, sehr steile Felspyramide mit einer auffallenden Nordkante (V), gleichsam einer Kleinausgabe der *Grundschartner*kante. Es folgen *Wilhelmer* (2938 m), und *Popbergspitze* (2889 m), dann steigt der Grat zur *Ahornspitze* (2976 m), dem berühmten Aussichtsberg, empor. Er steht hoch über dem Talboden von Mayrhofen. Die Seilbahn zum Filzenboden, die Edelhütte des DAV im Fellenbergkar westlich unter dem Gipfel und die gute Steiganlage sorgen für einen recht lebhaften Besuch. Die Aussicht erhält ihren besonderen Reiz durch den Kontrast von den großen Gletscherbergen im Süden und dem Tiefblick in den ebenen, grünen Boden des Zillertales. Hier lockt nun noch eine letzte Klettermöglichkeit: ein Gratübergang von der *Ahornspitze* über die *Popbergspitze* bis zum *Wilhelmer* (bis III).

Anschrift des Verfassers: Dieter Seibert, Zugspitzstr. 9, D-8121 Wielenbach.

Zsigmondyspitze ONO-Grat

Ein Tag über der wilden Floite

MANFRED STURM

Langsam steigt der Schaum über den Glasrand und rinnt schneller werdend an der beschlagenen Außenseite des Bierglases entlang auf die von Wind und Wetter gezeichneten Bretter des Tisches.

Dies ist keine Fatamorgana, sondern Wirklichkeit. Wir haben den Weg durch den unteren Floitengrund hinter uns und sitzen nun in der warmen Nachmittagssonne vor dem Wirtshaus zum Steinbock. Eigentlich sollten wir noch den Anstieg zur Bichlerkarklamm erkunden, doch wir sind einfach zu faul und außerdem hatte ich vor zwei Jahren schon einmal das Vergnügen, dieses wahrhaft westalpine Gelände kennenzulernen. Damals haben wir den versteckten Jägersteig allerdings nicht gefunden und unser Zustieg zum Sonntagfeld war allein schon ein Abenteuer, das seinen Höhepunkt in der dritten Seillänge der Feldkopfkante fand. Der ziemlich anstrengende Schulterriß lag bereits hinter uns und ich beschäftigte mich gerade mit einem nicht eben bescheidenen Überhang, versuchte in einem schon erweiterten Hakenriß auch einen Stift unterzubringen, als sich plötzlich ein riesiger Block unter dem Überhang löste und Kurs auf Reinhold nahm. Er konnte sich zwar noch in den Riß drücken, aber der Block erwischte ihn trotzdem am Oberschenkel. Reinhold hatte eine tiefe Fleischwunde und große Schmerzen. Nach einigem Überlegen schien uns der Rückzug noch das angenehmere Übel zu sein. Besonders für Reinhold wurde der Marsch zurück in den Floitengrund zu einem Leidensweg, und als wir endlich den Talboden erreichten, war es bereits dunkel.

Reinhold war übrigens der erste berittene Bergsteiger, den ich in den Alpen sah, denn am nächsten Morgen konnte er kaum gehen und der Wirt vom Steinbock stellte ihm freundlicherweise seinen Haflinger zur Verfügung.

Verständlicherweise hatte Reinhold später keine Ambitionen mehr, seine Unglücksstätte ein zweites Mal kennenzulernen. Mir

ließ hingegen der demontierte Überhang keine Ruhe mehr und ich konnte für einen zweiten Versuch Bärbel Schmidt und Siegi Hilber begeistern.

Als sich dann auf dem Weg zum „Steinbock“ der Floitengrund vor uns weitet, sind beide von meinen Schilderungen restlos überzeugt. Die Floite ist ein grandioses, urweltliches Schaustück der Zillertaler Alpen. Und mitten in dieser herrlichen Landschaft liegt ein stilles Wirtshaus, das uns jetzt nicht mehr losläßt. Was sollen wir auch mit unserer Heftik diese heilige Ruhe stören, wir werden den richtigen Weg morgen früh schon finden.

Doch schon den im Führer erwähnten Steg über den Bach finden wir im dusteren Zwielicht des jungen Tages nicht. Irgendwo ziehen wir dann die Schuhe aus und waten durch das eiskalte Wasser zum anderen Ufer. Wenn wir bisher noch etwas schlaftrunken waren, so sind wir nun absolut hellwach und wir stoßen auch nach einigem Suchen auf den Jägersteig. Erheblich angenehmer, aber immer noch sehr eindrucksvoll und für ostalpine Verhältnisse recht ungewöhnlich, erreichen wir etwa nach zwei Stunden das Sonntagfeld und nach einer langen Querung den Beginn unserer Kante.

Obwohl wir erst am Einstieg zur eigentlichen Kletterei stehen, haben wir den Eindruck, das Schlimmste schon geschafft zu haben. Wir werfen deshalb den Rucksack ins Gras und gönnen uns ein ausgiebiges Frühstück. In den vergangenen drei Stunden haben wir natürlich auch gewaltig an Höhe gewonnen und wir sehen tief unter uns im Floitengrund kleine Punkte in Richtung Greizer Hütte wandern.

Die Felsenlandschaft rund um uns schaut nicht besonders einladend aus. Bruchige, von Schnee und Eis zerfressene Flanken. Durch die Rinne, die links von unserem Grat zur Feldscharte zieht, poltern ununterbrochen Steine ins Kar und stören uns bei dem kleinen Nickerchen, das wir uns eigentlich nach der Brotzeit gönnen wollten.

Ich blättere noch schnell im Führer und stoße immer wieder auf die Namen Hans Fiechtl und Hans Hotter, die in den Jahren 1910 und 1911 an der Zsigmondyspitze

gründliche Erschließungsarbeit geleistet haben. Dabei fällt mir wieder der Schulterriß und der Überhang ein, die uns nun erwarten und ich versuche mir vorzustellen, wie die beiden mit der damaligen Ausrüstung diese Schwierigkeiten gemeistert haben. Hans Fiechtl hat zwar den Fiechtl-Haken erfunden, aber ich bin sicher, daß er in der bewußten Seillänge keinen geschlagen hat.

Derart eingestellt, erweist sich dann weder der Riß noch der Überhang als unmenschliches Hindernis und wir erlauben uns so ganz nebenbei, aber immerhin so deutlich, daß es Bärbel auf alle Fälle hört, zu bemerken, daß wir heute schon auch ganz tolle Burschen sind. Siegi und ich wechseln uns gelegentlich in der Führung ab, so daß sich Bärbel beim Nachklettern auch einer gewissen Abwechslung erfreuen kann. Unsere Stimmung ist ausgezeichnet, hin und wieder stört mich ein Riesenblock, der scheinbar absturzbereit am „Wegrand“ steht, aber nachdem er einige Jahrtausende so ausgehalten hat, wird er auch heute noch stehen bleiben — wenn wir ihn in Ruhe lassen.

Die Seillängen, die wir im mittleren Teil zu bewältigen haben, sind nicht sonderlich schwierig, nur eben hochalpin, nicht ganz fest und nicht mit Haken markiert.

Die eigentliche Schlüsselstelle unterhalb der auffallenden Felsnase, eine ansteigende Querung unter einem riesigen Überhang, ist dann bombenfest, eine herrliche Kletterei. Danach wird es wieder leichter. Über einen schönen Grat kommen wir zur Gipfelwand, die ebenfalls nicht mehr besonders schwierig und zeitraubend ist.

Am Gipfel treffen wir die ersten Menschen, seit wir heute früh den „Steinbock“ verlassen haben. Wir scheinen aus einer anderen Welt zu kommen. Im Osten die absolute, unangetastete Urnatur, hier im Westen das an sich rege, hochalpine Leben im Gebiet der Berliner Hütte.

Da wir ganz selbstverständlich mit dem Wort Hütte das Erlebnis Bier in Verbindung bringen, bedarf es keiner langen Diskussion, ob wir durch die einsame Gunggl absteigen, oder ob wir unseren Riesendurst

bereits auf der Berliner Hütte löschen wollen.

Von meinen Hausbergen um den Tegernsee habe ich früher immer die kühne Felsnase der Zsigmondyspitze bewundert. Sie bildete die markante Begrenzung gegen den südlichen Horizont. Jetzt stehe ich auf dem Gipfel und kann über die Grenze schauen, mitten hinein in das Herz des herrlichen Skigebietes rund um die Berliner Hütte. Schwarzenstein, Hornspitze, Großer Möseler — klangvolle Namen, kostbar gewordene Erinnerung an glückliche Skitage.

Der Abstieg vom Feldkopf über den Normalweg (II) ist problemlos — für jeden der sehen kann, denn die Route ist absolut blankgescheuert und unterscheidet sich so auffallend von unbegangenen Gelände.

Dann stürmen wir hinab zur Berliner Hütte, selbst der so reizvolle Schwarzsee kann uns nicht mehr aufhalten. Kurz vor der Hütte festigt sich in mir die Wahnvorstellung, daß der Wirt nur noch Teewasser ausschenkt, erst als ich die Bedienung ein volles Tablett mit Bier durch den Gasträum tragen sehe, bin ich vom Gegenteil überzeugt.

Der Weg hinaus über die Alpenrose nach Breitlahner ist weit, aber nicht endlos. Schwieriger wird es dann zu unserem Auto zurückzukommen, das im Flotengrund steht. Aber auch dieses Problem ist am Ende eines herrlichen Tages per Anhalter zu lösen.

Steckbrief: Die über 500 m hohe „Feldkopfkante“ gehört neben Sagwandpfeiler, Grundschartner N-Grat und Fußstein N-Kante zu den großen Felsfahrten der Zillertaler Alpen. Die Kletterei, die stellenweise den fünften Schwierigkeitsgrad erreicht, erfordert einigen Orientierungssinn und Vorsicht, da der Fels nicht immer sehr zuverlässig ist. Die Erstbegehung erfolgte 1911 durch Hans Fiechtl und Hans Hotter. Besondere Aufmerksamkeit sollte man der Erkundung des Zustiegs zum Sonntagfeld schenken, da man sich dadurch viele Unannehmlichkeiten ersparen kann.

*Anschrift des Verfassers: Manfred Sturm,
Bozener Straße 5, D-8000 München 90*

Auf der Zsigmondyspitze, im Hintergrund die Hornspitzen.

Foto: F. Bauer



Grundchartner-Nordkante

URSULA AHRENS

In diesem Urlaub wollen wir endlich einmal Urgestein in die Finger bekommen. Und nach dem Motto: „Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah“, werden wir uns erst einmal in den Zillertalern umsehen. Ein Bergspezl hatte mir einen Geheimtip anvertraut: die Grundchartner-Nordkante. Sie soll viel schöner sein als der Fußstein. So fahren wir am Freitag noch bis hinein in den Zillergrund. Hier wollen wir zelten und morgen dann in aller Früh aufstehen. Man könnte zwar in dem Hochtal oben in der Bodenalm übernachten; aber wer weiß, wie die aussieht. Außerdem müßten wir dann das gesamte Biwak- und Kochzeug durch die Tour schleppen, und das wollen wir doch lieber vermeiden.

Die Nacht in den Zelten wird leider ziemlich unruhig, weil nämlich dauernd Rindviecher um unser Zelt herumschnuffeln. Im Schichtwechsel sind wir die halbe Nacht damit beschäftigt, sie zu vertreiben. Man hat da schon üble Stories gehört, mit welcher Rücksichtslosigkeit diese lieben Tiere manche Bergsteigerzelte zu behandeln pflegen. Um 4 Uhr früh heißt es dann aufstehen; denn die Tour wird lang. Den Aufstieg hatten wir uns am Abend zuvor von einem Bauern erklären lassen. Trotzdem finden wir ihn nicht auf Anhieb und stolpern erst mal fürchterlich im Gestrüpp herum, bis wir den Weg dann schließlich doch noch finden. Er ist steil, teilweise aus dem Fels gehauen — wie das die schwerfälligen Kühe bloß schaffen!

Als wir das erste steile Stück hinter uns haben und aus dem Wald herauskommen, steht er auch schon da — der Grundchartner. Ein herrlicher Berg! Die formschöne Kante zeichnet sich im Licht der Morgensonne scharf ab; genau an der Grenze zwischen Licht und Schatten.

Bis zum Einstieg haben wir noch ein ordentliches Stück Wegs vor uns: Etwa 800 m

Höhenunterschied. Vor allem der letzte weglöse Teil im Schrofengelände ist noch recht unangenehm. Und eine Hitze ist das schon wieder! Wir sind recht dankbar für den Schatten am Einstieg. Ein begieriger Schluck aus der Trinkflasche, eine kleine Brotzeit zur Stärkung, und dann kann es losgehen.

Das Blockwerk am Anfang macht noch nicht viel Spaß; aber dann kommt der erste Aufschwung mit einem Bilderbuch-Riß. Ja, so stelle ich mir Rißklettern vor! Rauher Fels, die Schuhe finden guten Halt. Das macht Spaß. Nicht so wie in den abgeschmierten Kaisertouren. Mit Schaudern denke ich an den glatten Riß an der Rittlerkante. Der dann folgende Überhang ist allerdings nicht so ganz mein Geschmack. Ob das überhaupt richtig ist? Weiter oben ist der Weg dann eindeutig, es geht immer an der Kante entlang. Im Führer steht zwar noch etwas von einem Ausweichen nach rechts und links. Aber die Haken, die wir immer wieder finden, zeigen uns an, daß die Kante wohl meistens direkt gemacht wird. Es wäre auch jammerschade um die schöne Kletterei: Platten, die ausgefeilte Reibungstechnik erfordern, rauhe Risse, die dem ganzen Schuh Halt bieten und ab und zu eine kleine Platzstelle, die in diesem Gestein sogar mir Spaß macht. Dies alles jedoch mit einem Vorbehalt: nur solange der Fels trocken ist. Denn er ist stark mit Flechten bedeckt — bei Nässe bestimmt kein Vergnügen mehr.

Und wie's der Teufel will: wir sollen auch diese Seite der Urgesteinskletterei kennenlernen. Der Himmel hat sich schon längst bezogen; in der Ferne grollen die ersten Donner. Vor lauter Begeisterung über die Tour und die eindrucksvollen Tiefblicke haben wir auf die Wetterentwicklung gar nicht mehr geachtet. Nun erwischt uns das Gewitter noch in den letzten Seillängen. Sein Zentrum zieht zwar Gott sei Dank weit entfernt vorüber; aber der dazugehörige Regen leider nicht. Er macht aus dem rauhen Fels die reinste Schmierseife. Jetzt wird's wohl etwas kritisch! Wir sichern den Standplatz mit einem zusätzlichen Haken;



besorgt beobachte ich meinen Kameraden, wie er sich über den glitschigen Fels langsam hinaufarbeitet. Er darf sich keinen Fehler leisten. Aber er meistert die schmierigen Seillängen mit Bravour. Für mich als Seilzweite ist das alles nicht so tragisch. Am straffen Seil kann ich schon mal was riskieren.

Klatschnaß wie wir sind, machen wir uns sofort an den Abstieg — auf eine geruh-same Gipfelrast legt keiner großen Wert. Das Gehüpfе und Gelaufe über das Blockwerk im Kainzenkar macht uns ordentlich warm. Es hat inzwischen aufgehört zu regnen, und so haben wir uns schnell wieder trockengelassen. Im Zickzack geht es durch Schutt und Geröll abwärts. Dann bleibe ich begeistert stehen: ein riesiger Regenbogen überspannt das weite Tal. Dahinter noch die düsteren Gewitterwolken — ein faszinierender Kontrast. Ich muß an das Kindermärchen denken, wonach man am Ende des Regenbogens einen Topf mit Goldstücken findet. Aber dazu müßte ich den Berg dort drüben erklimmen. Nein, lassen wir's lieber! Der Abstieg ist noch lang genug. Auch heißt es jetzt aufpassen; denn weiter unten wartet die sogenannte Kainzenkarfalle auf uns — eine steil abfallende, plattige Wand. In die wollen wir nicht unbedingt hineinlaufen. Die Führer-Beschreibung stimmt exakt: auf der Südseite läßt sie sich gut umgehen. Wir finden sogar den Steig durch die Latschen. Von hier bietet sich auch ein freier Blick in die Kainzenkarfalle. Eine düstere, abweisende Wand; sie dürfte ihren Namen zu Recht haben. Wie viele Gamsen — oder auch Wanderer — hat sie wohl schon auf dem Gewissen?

Der Abstieg zieht sich noch elend in die Länge. Wir müssen praktisch das ganze Massiv umrunden; denn von Norden her sind wir gekommen, nach Süden steigen wir ab. Auf der Forststraße durch den Sundergrund hinaus machen sich die malträtierten Füße bemerkbar — uns graut schon vor den 5 km Straße bis nach Häusling. Zuerst einmal machen wir jedoch eine ausgiebige Pause im Wirtshaus in der Au. Und hier meint es der Zufall gut mit uns: wir treffen einen alten Bekannten, der sich bereit erklärt, uns zum Zelt zu fahren. Woh-



Kletterei an der Grundschartner-N-Kante.

Foto: Ch. Schwarz

lig strecken wir die müden Glieder auf den Matten aus und fallen sofort in tiefen, festen Schlaf. Und am nächsten Morgen rächen wir uns bitter an den Störenfrieden der letzten Nacht: wir jagen sie mit viel Geschrei und Gejohle kreuz und quer über die Wiese!

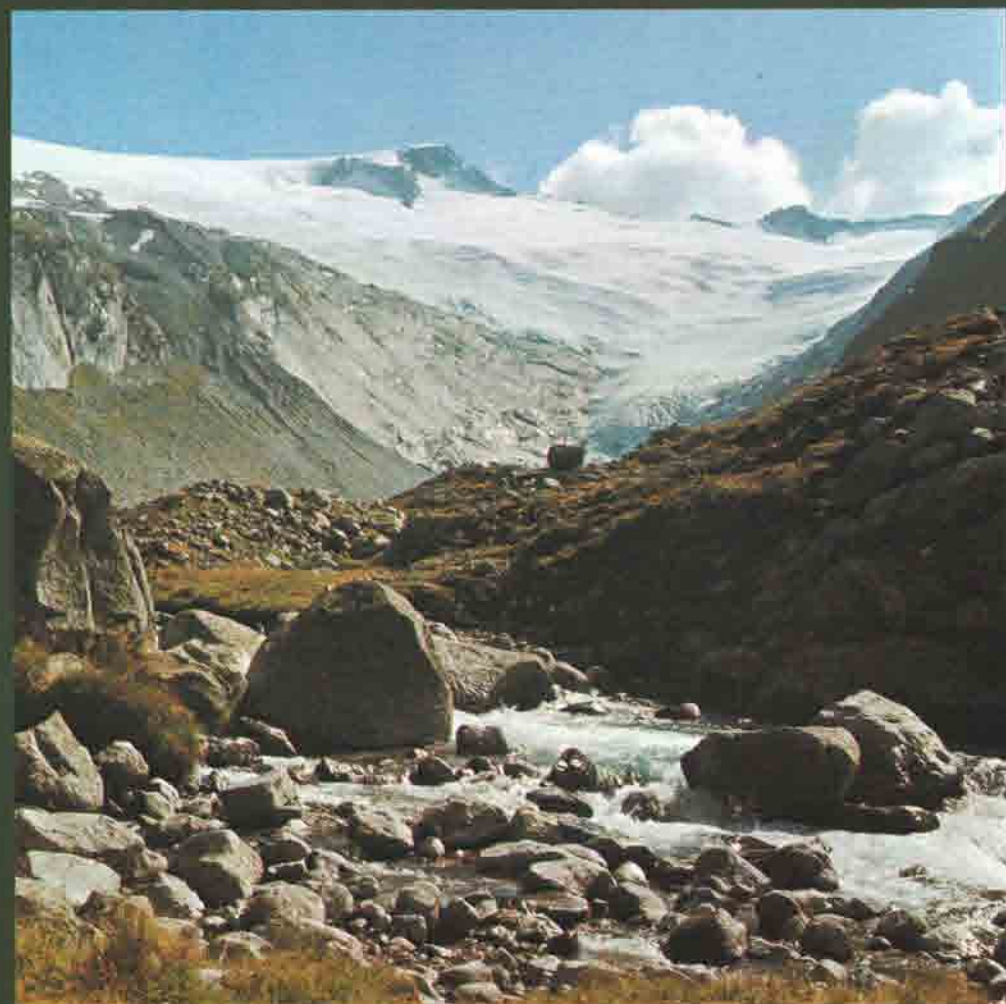
Anschrift der Verfasserin: Ursula Ahrens, Reichenaustraße 18, D-8000 München 60

*Rechts:
Im Floitenkees.*

*Foto:
S. Schnüyer*

*Unten:
Der Schwarzenstein.*

*Foto:
Hruschka*



Skitouren rund um die Berliner Hütte

MANFRED STURM

Als Skitourengebiet haben die Zillertaler Alpen noch nicht die allgemeine Beliebtheit erreicht, wie z. B. die Stubai oder Ötztaler Berge. Das mag z. T. daran liegen, daß die flachen und weiten Gletscher vorwiegend der Ötztaler Alpen keine allzu großen Ansprüche an das skifahrerische und alpine Können stellen und daß die Hütten relativ einfach zu erreichen sind.

Ähnliche Verhältnisse finden wir in den Zillertaler Alpen hauptsächlich im Gebiet um die Berliner Hütte, einem hervorragenden zentralen Stützpunkt nördlich des Hauptkammes. Der Zugang von Breitlahner (1257 m) durch den Zemmgrund ist vor allem im Frühjahr nicht ganz ungefährlich und man sollte deshalb möglichst zeitig aufbrechen. Hat man dann nach etwa 3 Stunden das stolze Haus erreicht, befindet man sich in einem weiten Kessel, den im Süden phantastische Skiberge wie Schwarzenstein, Berliner Spitze und Großer Möseler begrenzen.

Die Berliner Hütte, 2040 m hoch auf der Schwarzensteinalm gelegen, wurde von der Sektion Berlin 1879 erbaut und zählt zu den größten und am besten eingerichteten Hütten der Ostalpen.

Bedauerlicherweise wurde die Hütte in den letzten Jahren Ostern nicht mehr bewirtschaftet.

Früher fand man während der Karwoche in der Hütte beim Frühstück kaum ein Fleckchen, um seinen Teebeutel abzulegen. Gerade diese Fülle von Leben einerseits und die Stille, die uns umgab, sobald wir einige hundert Meter von der Hütte entfernt waren, haben mich tief beeindruckt. Besonders nachhaltig ist mir eine Sektionsführungstour in Erinnerung geblieben, die so hoffnungslos begann und uns dann doch einmalig schöne Tage bescherte.

Als wir am Gründonnerstag nach Breitlahner kamen, regnete es in Strömen. Mit Müh und Not fanden wir für unsere Mannschaft Quartier. Waren die Betten auch kurz und hart, so waren sie wenigstens im Trockenen, denn draußen schien sich eine

zweite Sintflut anzubahnen. Es war eigenartig ruhig am Morgen. Eine Stille, die ich genau kannte und die es nur dann gibt, wenn fallende Schneeflocken jedes Geräusch einfangen. Schade. 10 bis 15 cm Neuschnee waren über Nacht gefallen und es schneite immer noch ganz leicht. Nach dem Frühstück machten wir uns dennoch auf den Weg, und je höher wir kamen, um so lichter wurde die Bewölkung. Bei der Grawand-Alm spitzten die ersten Sonnenstrahlen durch die Wolken, und eine halbe Stunde später spürten wir durch ein sonnenüberflutetes, tausendfach glitzerndes Wintermärchen.

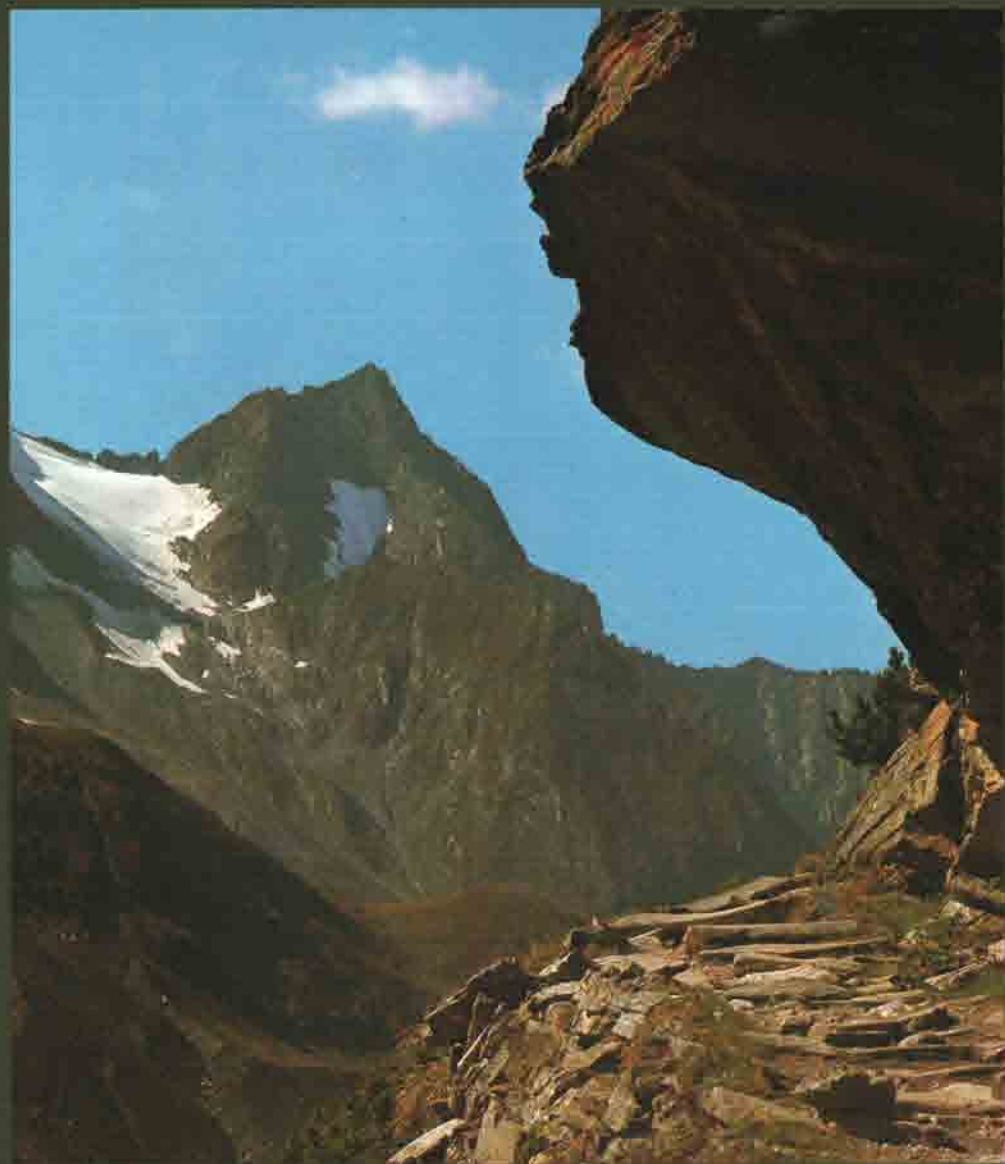
Auf der Hütte herrschte schläfrige Mittagsruhe und nach einer gewaltigen Brotzeit legten wir uns zufrieden auf die Veranda, um müde in die flimmernde Landschaft zu blinzeln.

Da steht links der Große Mörchner (3283 m), rechts anschließend der Schwarzenstein (3368 m) mit seinen riesigen weißen Flanken, dann die Hornspitzen (3253 m), die eindrucksvolle Gestalt des Turnerkamp (3418 m) und schließlich, alles beherrschend, der Große Möseler (3478 m) mit dem Firndreieck, einer beliebten Eis-tour.

Über das morgige Ziel waren wir uns bald einig. Das weiträumige Schwarzenstein-Kees mit dem flachen Gipfelaufbau schien uns als Auftakt gerade richtig.

Es wurde gerade Tag, als wir die Hütte verließen. Vor uns bewegte sich bereits eine lange Kolonne auf den Schwarzenstein zu, die sich glücklicherweise nach und nach auflöste. Dem einen war es zu warm, dem anderen ging das Fell runter, den dritten drückte der Schuh und so waren wir bald allein, legten unsere Aufstiegsspur so, wie es uns gefiel. Geländeangepaßt, raumnützend, gleichbleibend in der Steigung mit schönen runden Kehren — unsere eigene Handschrift, für kurze Zeit in den Schnee geschrieben.

Vom breiten Schwarzensteinsattel war es nicht mehr weit zum Gipfel. Wir waren die ersten und es kennt wohl jeder die Unruhe, wenn man weiß, daß vor einem rund 1200 Höhenmeter unberührte Pulverschneehänge liegen, aber doch noch 15 bis 20 Skifahrer dem Gipfel zustreben. Anderer-



*Der Große Greiner vom Weg zum Schwarzsee;
dieser formschöne Berg ist besonders auch
wegen seines Mineralienreichtums geschätzt
unter den Bergsteigern.*

*Foto:
Hruschka*



Der Kleine und Große Möseler (links oben) mit dem Firndreieck, das an der Westschulter des Gr. Möseler endet; darunter das Waxeckkees.

Foto: M. Sturm

seits war die Aussicht überwältigend schön. Ungehindert geht der Blick nach Süden. Langkofel, Brenta, Presanella, im Westen Ortler, Ötztaler und ganz weit am Horizont die Bernina. Ein traumhaft schöner Tag.

Dann kann uns nichts mehr halten. Mit dem Handschuh wird noch einmal über die Laufflächen gefahren, die Schnallen der Stiefel fester gezogen und die Brille zu-recht gerückt. Ein Blick zur Seite, ob die Kameraden auch fertig sind, ein kurzes „also fahr' ma“, ein paar Stockschübe, dann nimmt uns der daunenweiche Schnee auf. Die ersten Schwünge dienen zum „Erfühlen“, wie weit gibt der Schnee nach, wo kommt der Druck, wie schnell darf man,

muß man sein. Dann kommt der Rhythmus, das Gleichgewicht von Tempo, Kraft und Bewegung, das absolute Gefühl der Sicherheit und die Betäubung aller unnötigen Gedanken. Es gibt nur noch die weiche glitzernde Fläche, die Skispitzen, die immer wieder gleichmäßig auftauchen und den Schnee bis zur Brust aufwirbeln, das Durchdrücken der Unterschenkel und wieder das Gefühl des Gleitens und Schwebens. Freude in der reinsten Form. Schließlich kommt der Augenblick, wo die Kraft nachläßt und man völlig außer Atem zum letzten Schwung ansetzt.

Klammert man Klettern aus, da dies sowohl subjektiv als auch objektiv wesentlich schwieriger zu vergleichende Momente ent-

hält, halte ich das Skibergsteigen für die edelste Form des Alpinismus. Der Berg ist unverfälscht, weil der Schnee gnädig alle Wege bedeckt, die Begegnung mit dem Berg wird ursprünglicher. Von der Bewegung her ist das Gehen mit Fellen wesentlich rhythmischer und sportlich ausgeglichener, da auch der Oberkörper etwas zu tun bekommt. Im Sommer ist der Gipfel meist der Höhepunkt des Tages, der Abstieg ein notwendiges Übel. Den Skibergsteiger erwartet nach der Gipfelbesteigung in der Regel noch ein sportliches Erlebnis, einigermaßen fahrbaren Schnee vorausgesetzt.

Wir hatten an diesem Tag genügend Sonne genossen, so daß es nur wenige am Nachmittag auf die Veranda lockte. Die meisten verschwanden ganz still ins Lager, um ein oder zwei Stunden ins Kissen zu hocken. Einige Liter Rotwein versetzten uns dann am Abend in die Stimmung, in der der vergangene Tag nur noch in Superlativen ausgedrückt werden konnte. Wie einfach ist es manchmal, glücklich zu sein.

Der nächste Tag verlief ähnlich. Nur war das Hornkees zur Berliner Spitze (III. Hornspitze 3253 m) nicht mehr jungfräulich. Dutzende von Spuren zeichneten den Hang und dämpften etwas unsere Freude.

Am dritten Tag änderten wir die Marschzahl und zogen in Richtung Nordosten über den Schwarzsee zur Feldscharte. In einer knappen Stunde kletterten wir über den SO-Grat (II) auf die Zsigmondyspitze. Dank der zwei vorangegangenen Sonnentage waren die Verhältnisse ausgezeichnet. Weniger eindrucksvoll war die Abfahrt, da der Schnee wegen der fast südseitigen Lage alles andere als federleicht war. Damit hatten wir allerdings gerechnet, es ging uns diesmal auch mehr um den Berg als um die Abfahrt.

Dafür konnten wir am letzten Tag wieder mit einem vollen Skierlebnis rechnen, denn die Abschlußtour galt dem Großen Möseler, und das Waxeck-Kees, über das Aufstieg und Abfahrt führen, liegt nordseitig.

Da wir, um zum Waxeck-Kees zu gelangen, ein Stück in Richtung „Alpenrose“ abfahren mußten, nahmen wir am nächsten Tag unsere ganzen Klamotten gleich mit. Der Weg zum Großen Möseler ist länger, an-

strengender und komplizierter als die bisherigen Touren. Doch inzwischen waren wir in bester körperlicher Verfassung, so daß uns nichts mehr erschüttern konnte. Über uns steilte sich das Firndreieck auf, das sicher auch im Rahmen einer Skitour — mit zusätzlicher Ausrüstung versteht sich, da die Flanke stellenweise sicher 55° Neigung hat — zu machen ist. Wir querten weiter die Nordflanken des Großen und Kleinen Möseler und gönnten uns in der Östlichen Möselescharte eine ausgiebige Rast. Von Süden her erreichten wir dann über leichtes Gelände den Gipfel. Über den Dolomiten zeigte sich heute erstmals eine hohe Schichtbewölkung, wenn das Wetter schlecht werden sollte, konnte uns das kaum mehr etwas anhaben.

Länger als sonst genossen wir in Ruhe die Aussicht, ließen die Osterfeiertage ausklingen. Noch einmal stob uns am Waxeck-Kees der Schnee um die Ohren, noch einmal hatten wir das Gefühl, nichts auf der Welt könnte unsere Freude trüben — bis hinab in den Zemmgrund, wo die Frühjahrssonne den Schnee faul und schwer gemacht hat.

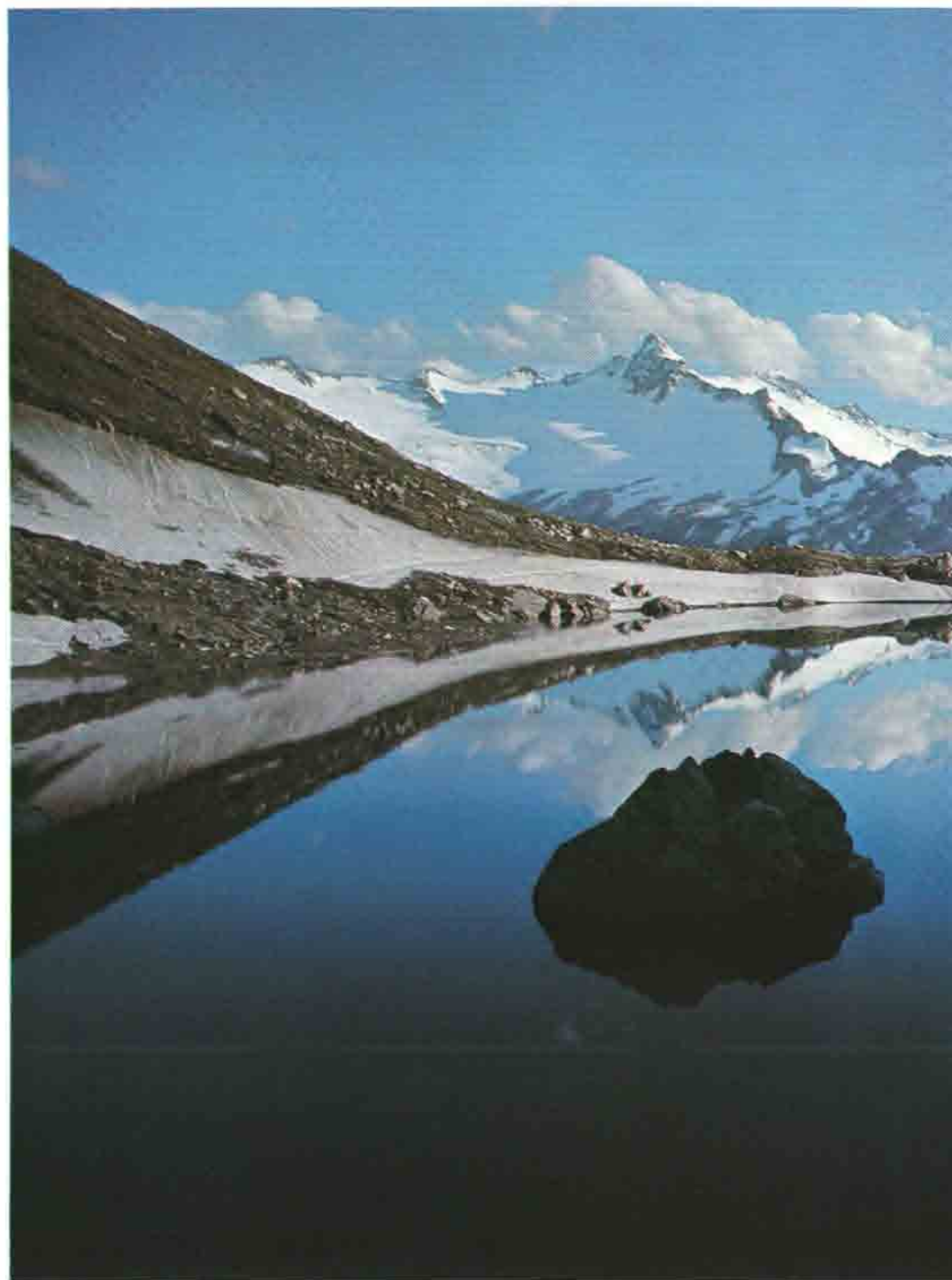
Breitlahner. Riesige Grundlawinen, drückende Sonne, blühende Krokusse, Menschen im Feiertagsstaat, Autos — und eine plötzliche Müdigkeit in den Knochen. Der Alltag hat uns wieder.

Steckbrief: Bei den Skitouren rund um die Berliner Hütte handelt es sich zwar um relativ einfache, doch um durchwegs hochalpine Gletscherfahrten, die entsprechende Erfahrung und Ausrüstung voraussetzen. Von der Hütte zu den einzelnen Gipfeln sind im allgemeinen 1200 bis 1400 Höhenmeter zu überwinden.

Die großzügigste, aber auch anstrengendste und schwierigste Tour ist ohne Zweifel der Große Möseler. Wer weitergehende Ambitionen hat, kann den Großen Möseler über das Firndreieck besteigen, eine Eisflanke von etwa 55° Neigung oder die Zsigmondyspitze über den kurzen, aber reizvollen SO-Grat.

Zu den lohnendsten Skigipfeln zählen Schwarzenstein und Berliner Spitze.

*Anschrift des Verfassers: Manfred Sturm,
Bozener Straße 5, D-8000 München 90*



Schwarzsee mit Hornspitzen, Turnerkamp und Mösele (von links).



Foto: Hruschka

Regnan, Poassin, Plitznin

Von Wetterregeln, Wetterhexen
und Weltuntergang

EMMI BÖCK



Zeichnungen: G. Zingerl

Obwohl das Zillertal im Norden durch die mächtige Kalkmauer des Rofans vor den rauen Nordwinden geschützt wird, was ein verhältnismäßig mildes und trockenes Klima bedingt, ist es — unter dem Einfluß des Föhns und westlich einströmender feuchter Meeresluft — keineswegs vor Gewitterfronten und Wetterstürzen sicher. So gilt für seine Bewohner das nämliche wie für die Reither im benachbarten Alpbachtal, die in ihrem berühmten Nikolauspiel singen: „Lustig mir Bauern, wenna Wetter nit schlägt...“ Durch geschärfte Beobachtung und langjährige Erfahrung haben sie — wie andernorts die Landleute auch — gelernt, das Wetter, das für ihre landwirtschaftlichen Erträge so wichtig ist, vorauszusagen. Nicht allen wird es halt so leicht gemacht wie jenem Uderner Bauern, dem St. Rochus eine Zeitlang einen zuverlässigen Wetterpropheten abgab.

Oft knüpfen sich diese Voraussagen an das Erscheinungsbild markanter Berge. Gelten z. B. im Bayerischen Wald der Arber, der Gollner und der Hadriwa als Wetterberge („Hat der Hadriwa a Haubn, muaß ma an schlecht Wetta glaubn!“), desgleichen der Hargenstein bei Reutte in Tirol sowie der Staufen bei Reichenhall (wenn die drei verwunschenen Fräulein dort ihre Wäsche aufhängen — Nebelfetzen? —, gibt

es gutes Wetter!), so schwört der Zillertaler auf *seine* „Hausberge“.

Eine wichtige Rolle unter ihnen spielt die bei Mayrhofen über den Talschluß aufragende, 2976 m hohe Ahornspitze, die „als einer der schönsten Aussichtsberge in den Zillertaler Alpen“ (H. Gasser) gilt. Wird sie von einer Wolke überdacht, so deutet dies auf freundliches Wetter, hat der Gipfel die Wolke aber gleichsam wie eine Kappe über die Ohren gezogen, dann wird das Wetter schlecht: „Hat dr Ahoagnspiz an Huat, weachts (= wirds) Weatr guat, hatr a Kappe, weachts Weatr a Lappe.“ Mit dem 25. Juli (Jakobi), einem richtigen Lostag, verbindet sich folgende Vorhersage: „Auf dem Ahornspitz drei Schneefleck wie ein Hut, wird der Sommer gut!“ Drei noch verbliebene hutgroße Schneeflecken auf dem Filzner dagegen zeigen dem Bauern an, daß es jetzt die rechte Zeit sei, um das Vieh auf die Alpe „Unterberg“ zu bringen: „Am Filzner drei Schneeflöck wie a Huat, aft (= dann) isch z' Untrberg's Einfahrn guat!“

Am sonnigen Schwendberg weiß man von der Lächtal-Lappin, einer zuverlässigen Wetterwolke: Wenn sie aus dem Larchtal herauszieht, „aft kimp a Hochweatr (= Gewitter)“. Bei Schwendau schließlich ersehnte eine Magd, um der schweren Feld-

arbeit auszukommen und nicht länger mehr sich abtun zu müssen, ihre Verwandlung in ein duftiges Wölkchen. Ihr Wunsch ging in Erfüllung. Seither heißen die Schwendauer die weiße Wolke, die manchmal über ihrem Ort im Himmelsblau schwimmt, die „Faule Dirn“. Schlimme Wetterprognosen scheinen sich an sie nicht zu knüpfen.

Ein unheimlicher Wetterkünder dagegen ist der auf dem Grund des Torsees hausende Riesenstier; Sooft ein Hochwetter über die Torwand zieht, soll er wild aufbrüllen.

Wie in anderen Gebieten hört man auch im Zillertal von Wetterhexen, so der auf dem Hartberg unweit von Fügen am Eingang des Zillertals, die einer einmal auf dem Schmaleggschrofen droben im Eggertal hokken und ein Wetter machen sah, indem sie mit einem spitzen Eisen in den Schieferfelsen „herumstierte“, wobei sie die Grenzen ihrer Macht durchaus kannte und deshalb die Wetterglocke in der Harter Kapelle fürchtete, an der man angeblich noch vor dem Ersten Weltkrieg die Kratzer der Hexenzähne sehen konnte — mittlerweile sind aus ihr Granaten gegossen worden — und von der man sagte: „Tuat man mi beim Strickl ziachn, müassn alle Wötta fliachn.“ Die Hex wußte das auch und resignierte fast: „Wenn sie wieder anfangen glinggl und glangln, aft können sie es no wöck derzangln.“

Im Volk hat sich zwar die Angst vor Katastrophen erhalten, aber reine Wetterkatastrophen sind es nicht. Die Sagengläubigen fürchten vielmehr eine Überschwemmung des ganzen Zillertales durch das „Brechen der Stieraugen“ — Resten von versiegten Seen — im „Teatngruam“-Gebiet zwei Stunden hinter der Gerlossteinwand und der auf dem Horbergkar, die 1946 schon einmal in Schwendau großes Unheil anrichteten und teilweise die Sage bestätigten, die ein Hervorbrechen von Wassermassen aus Schründen und Klüften ankündigte, wie es bereits das babylonische Gilgameschepos kennt.

Das Jüngste Gericht jedoch ist dem Volksglauben nach noch fern. Zuvor muß sich die Prophezeiung erfüllen: „Fügen verbrinnt, Zell schwimmt, Mayrhofen ge-

winnt“ (Brand — Überschwemmung durch ausbrechenden See — Entwicklung des ältesten Zillertaler Wintersportorts zu einer Metropole) und sich der Spruchinhalt realisieren:

„Gerlosstoanwand, so kloan wia a Hand, Brandbergerkoggl, so kloan wia a Vogl“ und „Gerlosstoanwand, so groaß wia a Hand, 's Orbiskögal, so groaß wia a Vögal...“

Vom „Brugger“, einem unheimlichen Wunderdoktor, der in Zell am Ziller lebte und im dortigen Friedhof beerdigt liegt, erzählt der Volksmund, er wachse sogar im Grab noch weiter und sei mit seinen Füßen bereits unter der Friedhofsmauer durchgestoßen. Doch erst, wenn er die Zeller Brücke erreicht hätte, stünde das Jüngste Gericht bevor. Dann erst sollen die Zillertaler „'s Lešte auf der Mîle“ haben (= das Letzte auf der Mühle haben = das letzte Stündlein hat geschlagen).

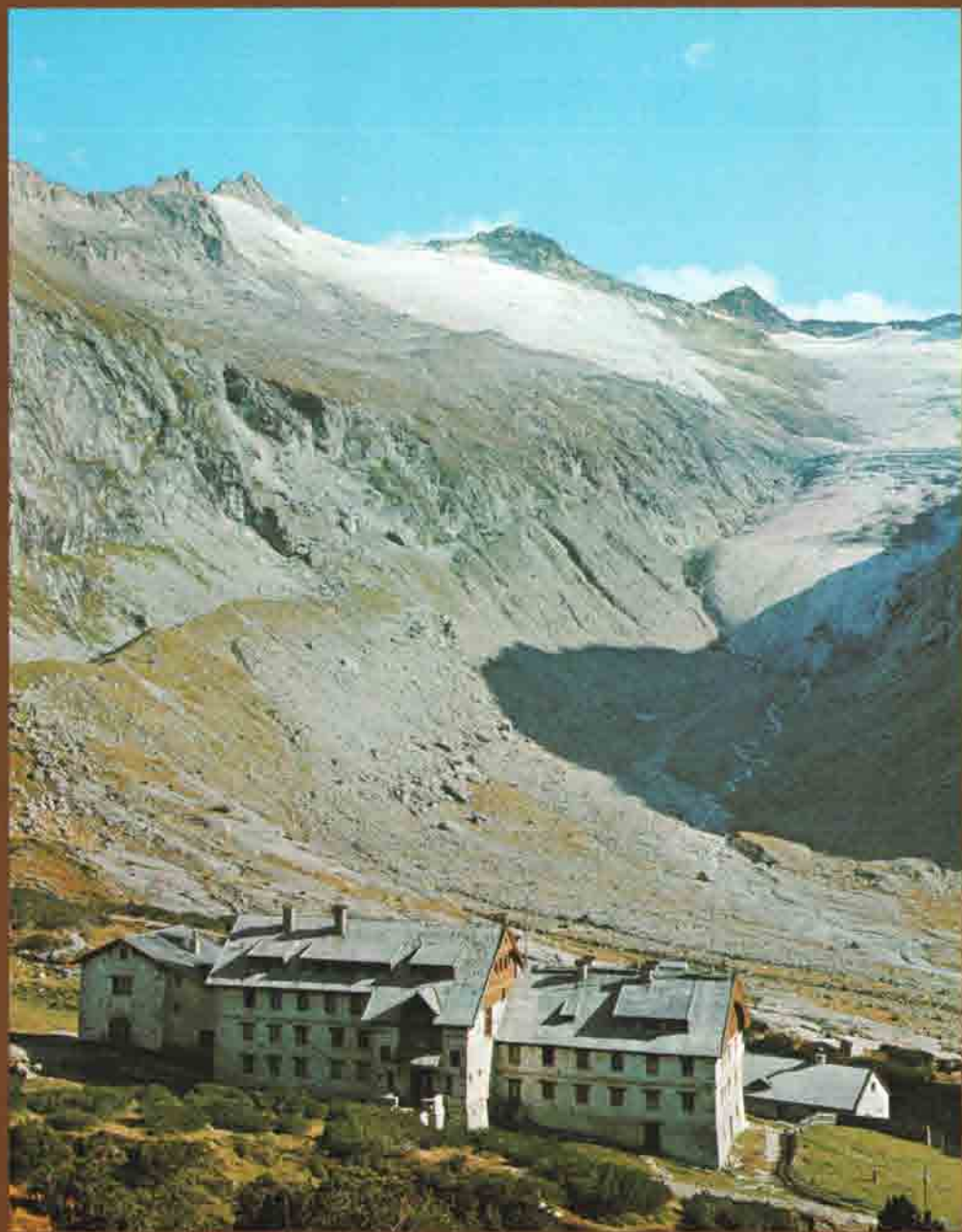
Als diese Sagen erstmals erzählt und aus der Erfahrung heraus die Wettersprüche formuliert wurden, gab es noch nicht die ungeheure Problematik der Atomenergie und anderer Auswüchse der Industriegesellschaft. Ihre Gefahren sind nicht in den eschatologischen Sagen erfaßt. Das Volk muß heute seine Unheilprognosen revidieren, aktualisieren. In unseren Tagen droht Schlimmeres als das Über-die-Ufer-Treten eines Sees oder das „Brechen der Stieraugen“.

*Anschrift der Verfasserin: Emmi Böck,
Münchner Straße 74, D-8070 Ingolstadt/D.*



*Die Berliner Hütte
mit dem Hornkees.*

*Foto:
S. Schmüser*





*Links:
die Greizer Hütte
mit Floitenkees und
Schwarzensteinsattel.
Foto:
S. Schmürer*

*Unten:
Die Kasseler Hütte
mit Löffler und
Lapenscharte.
Foto:
Hruschka*



Vom Zillertal in die ganze Welt

RUDOLF KUSCHÉ

Das Zillertal war und ist ein weltoffenes Tal. Offen für die, die darin wohnen, offen für Gäste, die heute dort Erholung suchen, bergsteigen und skifahren. Beide haben das Tal bekannt gemacht. In alter Zeit taten es die Zillertaler selbst, die sich draußen als Händler ihren Lebensunterhalt verdienen mußten, weil sie der heimatliche Boden nicht alle ernähren konnte.

Sie erzeugten aus heimischen Gewächsen Öle und Salben, Mithridate genannt, und verkauften diese als „Ölträger“ in den benachbarten Ländern. Sie handelten aber auch mit Decken, Handschuhen und Sensen, d. h. mit allem, was geschickte Hände im Tal herstellten, und sie versuchten, ihre Erzeugnisse in der Fremde auf Jahrmärkten oder von Haus zu Haus an den Mann zu bringen. Damit hatte der Zillertaler schon vor gut zweihundert Jahren das weite Tor zum Inn durchschritten und der Fluß trug ihn hinaus nach Deutschland. Er mußte aber auch den Paß überschreiten, der ihn von dem Land Salzburg trennte, denn das Zillertal war dem Herrn dieses Landes, dem Erzbischof, dienst- und rechtspflichtig. Noch heute gehört dieses Tiroler Tal rechts des Zillers zur Diözese Salzburg. So hat der Zillertaler als Untertan und als Händler früh gelernt, seinen Blick auf die Ferne einzustellen.

Aber nicht nur Waren des täglichen Bedarfes gingen aus seinen geschickten Händen hervor, auch künstlerische Dinge, z. B. Bildnisse aus Holz. Zillertaler Bildschnitzer waren Franz Nistl Vater und Sohn (zwischen 1731 und 1855) und der Medailleur Leonhard Posch (1750 bis 1831).

Zu dieser künstlerischen Begabung gehört auch die große Musikalität der Zillertaler. Daraus und aus dem Umgang mit Holz erwuchs das Gewerbe der Orgelbauer. Die Zillertaler schöpften eben alle ihre Fertigkeiten, Fähigkeiten und Talente aus und bewahrten sich dadurch vor Hunger oder Auswanderung. Aufgabe der Händler war es, viele Käufer und deren Sympathie zu gewinnen. Sie setzten dazu ein Werbemit-



Der Orgelbauer Matthias Mauracher aus Fügen. Foto: R. Kusché nach einer zeitgenössischen Darstellung.

tel ein, das ihnen die Herzen ihrer Kundschaft eroberte: ihre Tiroler Lieder. Wir können uns leicht vorstellen, wie das vor sich ging: Zuerst sangen sie auf den Jahrmärkten, dann gaben sie ihre Lieder in Herbergen und Gasthäusern zum besten. Langsam sangen sie sich hinein in die Konzertsäle der großen Städte und schließlich drangen ihre Lieder zu den Ohren von Fürsten und Königen. Es ist kein Zweifel, daß auf diese Art aus manchen Händlerfamilien Sängerguppen wurden, die von nun an nicht mehr Handschuhe verkauften, sondern ihren Gesang. Besonders zwei Familien waren es, die sich dabei einen Namen machten: die Straßer aus Zell am Ziller und die Rainer aus Fügen.

Unter ihren Liedern war eines, das kein Tiroler Lied war. Ein Salzburger Schulmeister hatte es komponiert und ein Salzburger Kaplan den Text verfaßt. Es sollte zu Weihnachten 1818 in der Nikolauskirche von Oberndorf an der Salzach zur Orgel gesungen werden. Weil aber die Orgel den Dienst versagt hatte, sangen es Lehrer und Geistlicher während der Mette zur Gitarre. (Diese Gitarre ist noch heute im Stille-Nacht-Museum in Hallein zu sehen). Zur Orgelreparatur wurde aus dem Zillertal der Fügener Orgelbauer Matthias Mauracher gerufen. (Die heutigen Träger die-

ses Namens im Zillertal sind keine Orgelbauer mehr.) Lehrer Franz Gruber spielte ihm das Lied von der Stillen Nacht vor, der Orgelbauer sang es in seiner Tiroler Heimat weiter und verbreitete es überall dort, wohin ihn sein Beruf führte, besonders in den österreichischen Alpenländern. Nach Bayern und Deutschland aber trugen es die Handschuhmacher, nämlich die Straßer und die Rainer. Welche von beiden es das erstmal in Leipzig gesungen haben, darüber gehen Forschung und Überlieferung auseinander. Das Notenblatt mit Text aus Leipzig ist jedenfalls überschrieben mit: „gesungen von den Geschwistern Straßer aus dem Zillertal“. Darunter ist ein Bild des Fügener Rainer-Quintetts angefügt. Es ist eine Fotografie und stammt daher wohl aus späterer Zeit. Frau Prof. Herta Broneder schreibt im Beiblatt zur Sonderpostmarke 1968: „Die Handschuhmacherfamilie Straßer war vor allem um das Lied bemüht. Amalia, Lina, Peperl und der Bruder Anderl sangen das ‚Stille Nacht, heilige Nacht‘ während der Christmette 1831 vor der katholischen Gemeinde in Leipzig. Lehrer Ascher, Organist der Gemeinde, hatte die Geschwister gebeten, das Lied in der königlichen Hofkapelle der Pleißenburg vorzutragen.“ Von Leipzig ging das Lied nach Berlin.

Die Zillertaler Überlieferung aber scheint den Vorrang bei der Verbreitung des Liedes den Rainern zuzugestehen. Zu dieser Auffassung mag beigetragen haben, daß sich die Sängerguppe Rainer jahrzehntelang im vorigen Jahrhundert gehalten hat und daß es heute wieder eine Gruppe Zillertaler Rainer-Sänger gibt, die 1975/76 in Deutschland, den Niederlanden, England auftrat und für das Zillertal mit ihren Liedern warb.

Das Lied „Stille Nacht“ ist ein Geschenk Österreichs an die Welt. Es läßt sich schwer feststellen, in wie vielen Sprachen und Mundarten es heute gesungen wird. Wer es wo zum erstenmal gesungen hat, ist für die Welt unerheblich. Der Ruhm, das Lied in die Welt getragen zu haben, gebührt einem Zillertaler Orgelbauer und Zillertaler Sängern.

*Anschrift des Verfassers: Rudolf Kusché,
A-4580 Windischgarsten/Oberösterreich*

Zwei Kontinente und ein Ozean in den Zillertaler Bergen?

BERND LAMMERER

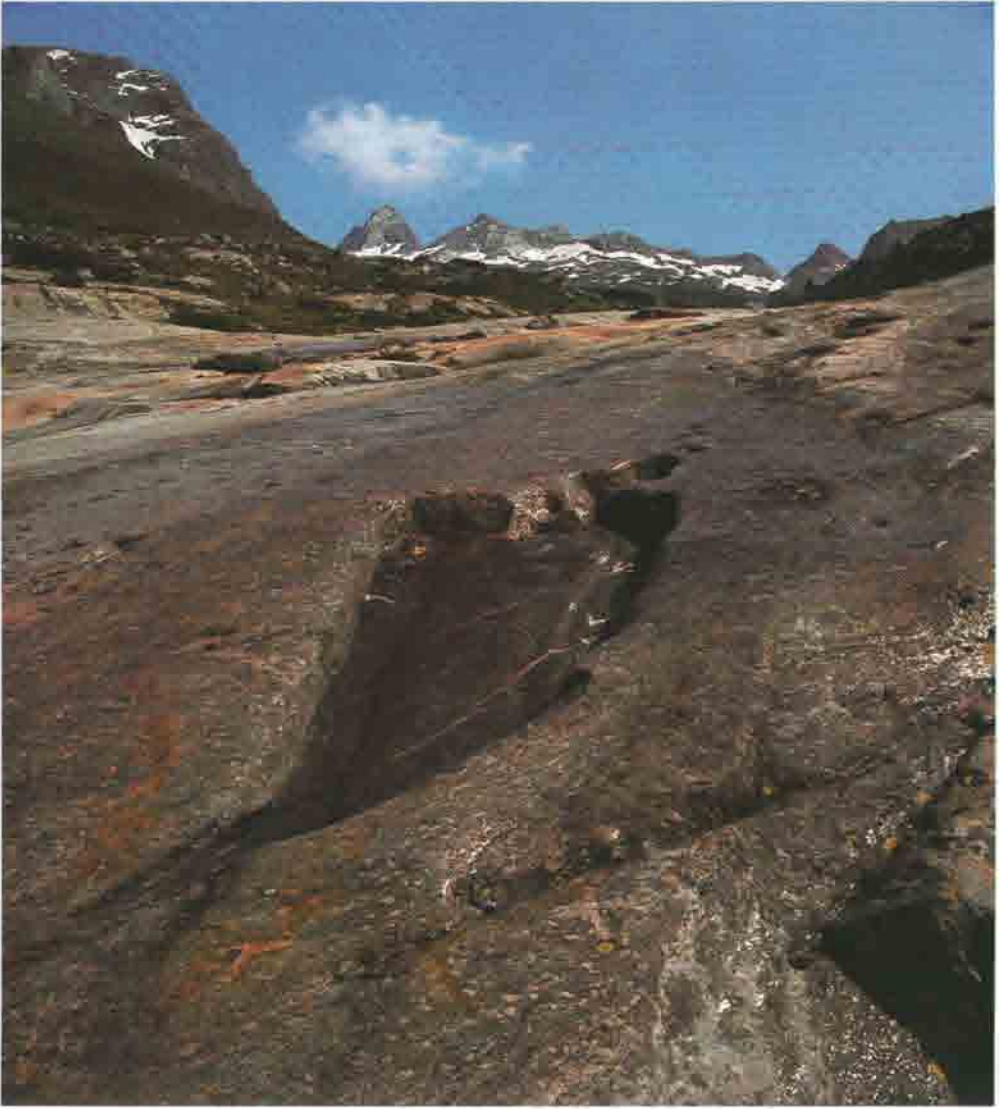
„Oh, du armer Mensch“ lachte der alte Holzfäller, daß das Sägeblatt über seiner Schulter zitterte, „da gibts doch koane Stoa net, da muaßt vui weita aufgehn, wannst was finden wuist“.

So oder ähnlich geht es einem Geologen im Gebirge öfter. Er wird nicht nur als „Stoaklauber“, also Mineraliensammler angesehen, sondern auch noch als ein besonders dummer. Um diesen Eindruck zu verwischen, erzählte ich ihm, daß die Gesteine, die ich gerade mit dem Hammer angeschlagen hatte, vor etwa 150 Millionen Jahren am Grunde eines Ozeans abgelagert worden waren. Staunend wiederholte er die Zahl, während er wohl vergeblich versuchte, sich diesen Zeitraum vorzustellen und ging kopfschüttelnd weiter. Seine Meinung über mich ist bestimmt nicht besser geworden. Wenn ich ihm erst erzählt hätte, daß ich auf dem Weg von Zell am Ziller bis ins Ahrntal zwei Kontinente berührt und einen Ozean durchmessen hatte...

Aber vielleicht sollte ich etwas schonender beginnen, sonst halten Sie mich auch für — na ja, einen Stoaklauber.

Die Erde ist mobil geworden — wenigstens in den Augen der Geologen und Geophysiker. Die Anschauung, daß Kontinente und Ozeane in gleicher Gestalt und Lage seit Urzeiten existieren, ist in den vergangenen fünfzehn Jahren gründlich erschüttert worden.

Nach den gegenwärtigen Vorstellungen bildet sich Ozeanboden ständig neu. An den „Mittelozeanischen Rücken“ füllt Basaltlava aus den Tiefen des Erdinnern den entstehenden klaffenden Spalt des buchstäblich in der Mitte auseinanderreisenden Ozeanbodens, an Verschluckungszonen (Subduktionszonen), die häufig durch Tiefseegräben markiert sind, versinkt alter, kalter und deshalb schwerer Ozeanboden wieder im Erdinnern. Die leichten Kontinente werden dabei wie auf Förderbändern passiv mitbewegt. So haben sich Südamerika und Afrika in den letzten 120 Millionen



*Gletscherschliffe südlich der Berliner Hütte.
Im Hintergrund Zsigmondyspitze
und Roßköpfe.*

*Foto:
B. Lammerer*

Jahren um mehr als 4000 km voneinander entfernt — dazwischen hat sich im gleichen Zeitraum der Atlantik gebildet. Da die Oberfläche der Erde gleich geblieben ist, muß logischerweise ein anderer Ozean gleicher Fläche in dieser Zeit verschwunden sein.

Strömungen in der 1500 — 2000° C heißen, plastischen Asthenosphäre, die von 70 bis 700 km Tiefe reicht, sind für die Bewegung der darüberliegenden 70 — 100 km dicken Lithosphärenplatten verantwortlich. Diese Vorgänge haben die Gedanken zur Entstehung der Gebirge tief beeinflußt. Was geschieht, wenn zwei Kontinente gegeneinander laufen und zusammenprallen? Nun — primitiv ausgedrückt — es wird sich zwischen ihnen eine Knautschzone bilden — ein Gebirge. Dieser Fall ist z. B. vor 50 Millionen Jahren verwirklicht worden, als der indische Subkontinent aus der Gegend des heutigen Madagaskar kommend, gegen Asien prallte — die „Knautschzone“ heißt Himalaya.

Nicht alle Gebirge können so erklärt werden, man kennt mehrere Gebirgstypen verschiedener Entstehung. Eines der kompliziertesten irdischen Gebirge ist das alpine, und seine Geschichte ist noch nicht in allen Details bekannt. Es liegen jedoch plausible Modelle vor und wir wollen eines davon, das vielleicht anschaulichste, im folgenden diskutieren.

Im Hinblick auf die dem Jahrbuch beiliegende Karte „Zillertaler Alpen, mittleres Blatt“, werden wir diesem Alpenteil eine besondere Aufmerksamkeit schenken und wir wollen versuchen, die Vorgänge, die letztlich zur Formung der Zillertaler Alpen führten, wenigstens in groben Zügen zu rekonstruieren, um daraus ihren jetzigen geologischen Bau besser zu verstehen. Freilich kann deren Entstehungsgeschichte nur in das Bild der Genese der gesamten Ostalpen eingekleidet sein. Die Westalpen sind etwas anders gebaut, hierauf soll aber nicht eingegangen werden.

Eine Bildfolge veranschaulicht stark vereinfacht die wichtigsten Entwicklungsstadien.

Der Ausgangszustand

Wann begann die Bildung der Alpen?

Diese Frage ist gar nicht leicht zu beant-

worten, denn es ist nicht ein großes Ereignis, mit dem die Geschichte der Alpen begann, sondern eine Vielzahl, die man in Zusammenhang damit bringen mag oder nicht. Beginnt sie mit dem Abtrag des zuvor gebildeten varistischen Gebirges im Perm? Mit der langsamen und steten Absenkung einer Schelfplattform und der damit verbundenen Sedimentation der Trias- und Jurakalke und -dolomite, die einen Großteil der Ostalpengesteine außerhalb des zentralen Teils ausmachen?

Sind die vulkanischen Ereignisse in den Südalpen während der Trias schon Vorzeichen der Gebirgsbildung oder erst die Förderung der vulkanischen Gesteine am Grunde des penninischen Ozeans im höheren Jura?

Oder ist es erst der Zeitpunkt in der unteren Kreide, als der penninische Ozean erbarmungslos aufgezehrt wurde, überfahren und überwältigt von den Vorboten des afrikanischen Kontinents. Ich habe diesen letzteren Zeitpunkt gewählt, um einen gedrängteren Überblick geben zu können.

Unsere Geschichte beginnt vor etwa 110 Millionen Jahren. Die Geschlechter der großen Saurier hatten ihren Höhepunkt überschritten und bereiteten sich auf ihr Aussterben vor. Die Säugetiere hatten gerade das Licht der Welt erblickt, klein und schüchtern, aber von höherer Intelligenz und warmem Blut gekennzeichnet. An das Menschengeschlecht dachte noch niemand. Das hatte noch 108 Millionen Jahre Zeit für seinen Auftritt.

Afrika war bereits von Südamerika getrennt und auch Eurasien begann von Nordamerika weg zu driften: der Atlantik war geboren.

Afrika und Eurasien pilgerten gemeinsam gen Osten — aber doch nicht ganz in Eintracht, sondern eher wie ein zerstrittenes Paar. Mal lief der eine Kontinent voraus, dann der andere, mal entfernten sie sich voneinander, später kamen sie sich wieder näher. Vor allem die Zeit des Jura war es, als sich Afrika weiter von Europa nach Süden zurückgezogen hatte. Zwischen ihnen hatte sich ein Ozean gebildet mit Namen Tethys, der Schwester und Gemahlin des Okeanos. Dieser Ozean, auch penninischer Ozean genannt, scheint nach der Re-

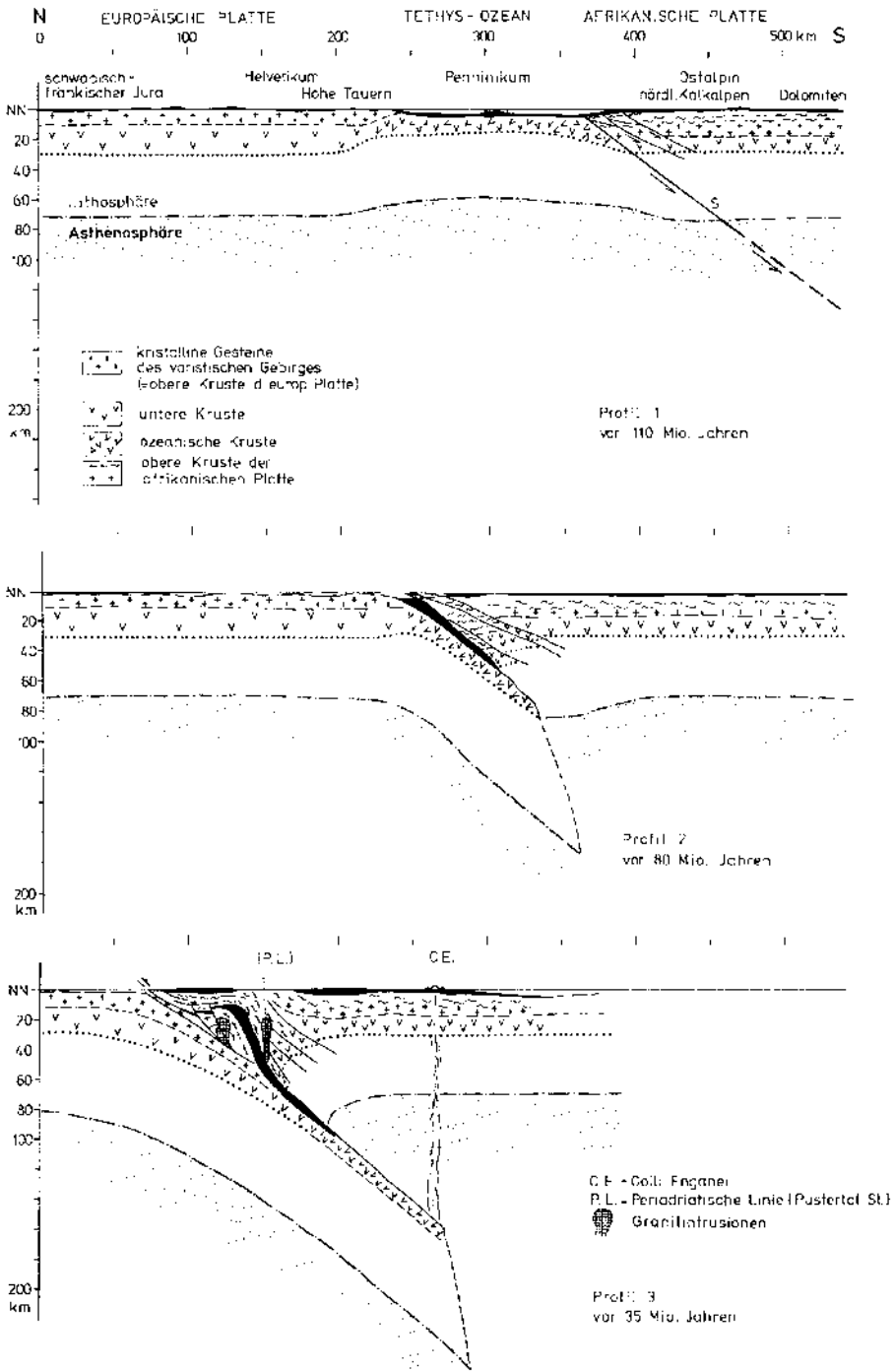
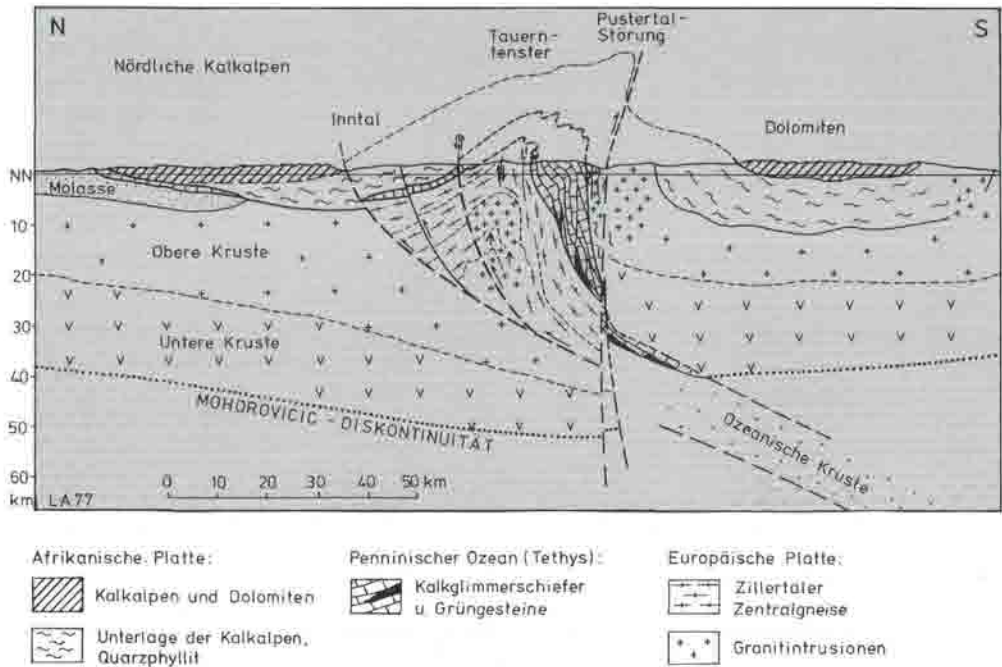


Abb. 1: Drei Zustandsbilder vom Werden der Alpen vor 110, 80 und 35 Millionen Jahren. Profilschnitt etwa München — Zillertaler Alpen — Padua. Erläuterungen im Text.



Profil 4

Abb. 2: Der heutige Bau der Ostalpen im gleichen Querschnitt wie Abb. 1. Erläuterungen im Text.

konstruktion der Wanderwege dieser Kontinente im Bereich der Alpen nicht sehr breit gewesen zu sein — ein paar hundert Kilometer vielleicht — vergleichbar mit dem Mittelmeer oder dem Roten Meer; wurde aber nach Osten hin rasch größer.

Profil 1 zeigt diesen Zustand im Schnitt. Das damalige Südeuropa, das nicht weit südlich der heutigen Hohen Tauern endete, war mehr als 100 Millionen Jahre vorher (im Oberkarbon) schon einmal von einer Gebirgsbildung heimgesucht worden — der varistischen. Der metamorphe Untergrund dieses Gebirges, das weit ausgedehnter als das alpine war, baut z. B. das Massiv Central und die Vogesen in Frankreich, den Schwarzwald und den Bayer. Wald auf.

Durch Erdölbohrungen ist dieses Kristallin auch unter dem Alpenvorland nachgewiesen und es reichte noch weiter nach Süden — die Berliner Hütte steht z. B. wieder darauf.

Doch nicht mehr allzuweit weg nagten schon die Wellen des Tethysmeeres an den

europäischen Ufern. Wie man aus den Ablagerungen auf seinem Grunde ablesen kann, war es ein warmer Ozean, der kaum mehr als 4000 m Tiefe erreichte. Die Stille der Ozeantiefen unterbrachen zuweilen vulkanische Eruptionen, deren Produkte man als Grüngesteine zwischen den Meeressedimenten findet.

Im Süden änderte sich dieser Ozean zu einem Schelfmeer, d. h. seine Kruste aus schwerem Basalt, Gabbro und Peridotit ging in eine leichtere, kontinentale Kruste aus Gneisen und Graniten über. Und dieses Schelfgebiet gehörte schon zur Afrikanischen Platte oder deren Vorläufer.

Das Profil zeigt die ehemaligen Sedimentationströge in ihrer ursprünglichen Anordnung.

Die Gesteine, die später einmal die Nördlichen Kalkalpen aufbauen sollten, befinden sich noch weit, weit im Süden — während die Gesteine im Zentralteil der Zillertaler Alpen schon etwa in ihrer heutigen Position liegen.

Die Kollision mit Afrika

Das friedliche Bild trägt, das große Ereignis der Gebirgsbildung hat begonnen. Die afrikanische Platte, eine der sechs großen Schollen der Erdkruste, die in sich starr aber gegeneinander beweglich sind, drängte nach Norden. Der Tethys-Ozean mußte ausweichen — er taucht in die Tiefen der Erde ab, denn seine schwere Kruste kann in der weichen Asthenosphäre versinken. An einer schrägen Fläche (s), der Subduktionsfläche, wird die gesamte ozeanische Lithosphäre nach unten bewegt, wie es der eingezeichnete Pfeil angibt.

Im zweiten Profilschnitt, der den Zustand vor etwa 80 Millionen Jahren angibt, ist der Ozean der Tethys schon weitgehend aufgezehrt. Die gesamte ozeanische Lithosphäre ist verschluckt worden, nur ein Teil ihrer Sedimenthaut wurde abgeschabt und so vor einer ewigen Verschluckung verschont. Diese Sedimente bildeten auch das Schmiermittel zwischen den Plattengrenzen und sind deshalb besonders stark deformiert. Doch nicht nur der Penninische Ozean verschwand, auch ein beträchtlicher Teil der kristallinen Basis der Nördlichen Kalkalpen wurde mit nach unten gezogen, so daß diesen langsam der gewohnte Boden weggezogen wurde und sie plötzlich auf den fremden Untergrund des Penninikums gerieten, der sich unter sie hineinschob.

Pro Jahr werden weltweit gegenwärtig etwa 1 km² Ozeanboden neu gebildet und die gleiche Fläche wieder verschluckt — nur ein paar Erdbeben sind davon zu spüren, ansonsten geht dies für die Erde ohne große Probleme vonstatten. Einen Kontinent zu verschlucken, das gelingt nicht, denn die leichten Kontinente schwimmen auf der schwereren, aber heißen und plastischen Asthenosphäre. Andererseits kann der Vorgang der Subduktion auch nicht so einfach aufhören, denn unvorstellbare Massen sind hierbei — wenn auch sehr langsam — in Bewegung. Und ähnlich wie ein Floß, das die Stromschnelle überwindet, gezogen von dem abwärtsgerichteten Wasserstrudel mit seiner Front untertaucht und von dem schwereren Wasser überschichtet wird, genauso widerfährt es der europäi-

schen Kontinentplatte. Sie wird durch das Beharrungsvermögen der Subduktionsbewegung, obwohl zu leicht, hinabgezogen in die Tiefe. Das Endprodukt dieses Stadiums ist im Profil 3 festgehalten.

Die Front der europäischen Platte ist 20 bis 30 km tief abgetaucht, die Sedimente des Tethysozeans (= die penninischen Kalkglimmerschiefer) sind darübergeschmiert und als höchste Partie schieben sich die Massen des Ostalpins, Abkömmlinge der afrikanischen Platte, über Europa.

Ein Teil der oberen Kruste der Unterplatte wurde offenbar abgeschert und aufgewölbt und bildet eine in Ost-West-Richtung langgestreckte Aufwölbungszone, die die späteren Zentralalpen markiert. Zu den hohen Temperaturen dieser Erdregionen wird durch die ungeheueren Reibung genügend Wärme produziert, um die Gesteine teilweise zu Granit aufzuschmelzen oder in kristalline Schiefer und Gneise umzuwandeln.

Die schönen Minerale der Zillertaler Alpen sind ebenfalls ein Produkt der Gesteinsmetamorphose während dieser Zeit tiefer Versenkung, als die Temperaturen 500 bis 650° C betragen und der Druck einer 20 km hohen Gesteinssäule darauf lastete.

Da die Erwärmung sehr langsam vor sich geht, folgt auf eine Phase hohen Druckes eine mit hoher Temperatur, was man anhand der Minerale und Mineralreaktionen in den Gesteinen noch ablesen kann.

In diesem Stadium vor etwa 35 Millionen Jahren, während des Höhepunktes der Metamorphose, waren die Nördlichen Kalkalpen schon über den Bereich der späteren Zillertaler Alpen überschoben. Ein Teil der abgetauchten Lithosphäre hatte inzwischen Erdtiefen von über 150 km erreicht und begann bei den dort herrschenden Druck- und Temperaturbedingungen Basaltmagma aufzuschmelzen, das die inzwischen erloschenen Vulkane am Südrand der Alpen, z. B. bei den Colli Euganei, erzeugte.

Der Aufstieg der Alpen

Doch genau wie unser Floß wieder die Fluten des Wassers abschüttelt, genauso gewinnt bei dem Kampf zwischen abwärtiger

Strömung und zunehmendem Auftrieb letzterer langsam die Oberhand.

Dort, wo die leichte Erdkruste am dicksten geworden ist, also nahe dem Südrand der europäischen Platte, wird der Auftrieb am heftigsten sein. Er nimmt nach Norden langsam, nach Süden hin schnell ab, denn dort ist nur ein Teil der verhältnismäßig schweren Unterkruste verdickt.

Von jetzt an fangen die zentralen Alpen Teile an, nach oben durchzubrechen. Gegen Süden bildet sich eine mächtige Vertikalstörung aus, die die aufstrebenden Tauern gegen die nur sanft sich hebenden Südalpen separiert (Pustertallinie). Nach Norden verklingt die Bewegung langsam. Erst jetzt, ab diesem Stadium, werden die Alpen zu einem eigentlichen Gebirge, das anfängt, sich hoch herauszuwölben. Die Bewegung ist auch heute noch nicht zum Stillstand gekommen; noch immer markiert ein Minimum der Erdanziehung (Schwere) den Alpenkörper, d. h. er wird noch weiter aufsteigen. Aber gleichzeitig nagen auch schon Wind, Regen und Frost an dem Gebirge, zermürben, zerstören und lösen das Gestein, und wenn es nicht immer noch aufsteigen würde, wären die stolzen Alpen in nur 4 bis 5 Millionen Jahren zu einem sanften Hügelland umgeformt.

Wir haben erfahren, daß die Alpen aufsteigen. Aber was im tiefen Untergrund nimmt ihren Platz ein? Es kann sich doch dort nicht ein riesiger Hohlraum entwickeln! Nein, das plastische Material der Asthenosphäre fließt von der Seite her nach, das bedeutet, daß sich die Vorländer absenken müssen — im Süden bildet sich die Poebene und im Norden das Molassebecken aus, das in unserem Querschnitt vom Alpenrand bis etwa zur Donau reicht. Dort tauchen die Kalke der Fränkischen Alb unter die jungen Sande und Schotter der tertiären Molasse ab, liegen unter München schon über 2000 m und am Alpennordrand schon fast 5000 m unter der Oberfläche. Alles, was darüber liegt, ist Schutt, der von den Alpen abgetragen wurde.

Und irgendwann, vor weniger als 10 Millionen Jahren tauchte in den Zillertalern die oberste Spitze einer Gneiskuppe wieder aus der Tiefe auf, als die Erosion die darübergelegenen Massen der afrikanischen

Festlandplatte und des penninischen Ozeans entfernt hatte.

Die Südspitze des alten Europas hatte sich somit wieder nach oben durchgekämpft und die Ostalpen ihren heutigen Baustil erhalten, wie er vereinfacht im Profil 4 gezeigt ist.

Fast der gesamte Anteil des diesem Jahrbuch beiliegenden Kartenblattes wird von dem tiefsten, also dem innersten und am weitesten versenkten Teil der Alpen eingenommen, dem vor mehr als 230 Millionen Jahren gebildeten kristallinen Untergrund des damaligen Europas. Außen herum umrahmen die überschobenen Einheiten diese Kernzone. Die Geologen sprechen, wenn tiefere Baueinheiten zwischen höheren zutage treten, von einem „Fenster“, hier dem Tauernfenster.

Den Graniten und Gneisen dieses hochmetamorphen Bereiches ist zwischen Whs. Grawand und Berliner Hütte die Greiner Schieferserie eingeschaltet. Deren wechselvolle Gesteinsabfolge ist auf die Ablagerungen eines Küstengebietes mit Vulkanismus zurückzuführen und lockt die Sammler wegen ihrer hübschen Gesteine, wie z. B. die Hornblende-Garbenschiefer und wegen ihres Mineralreichtums. (Eine ausführliche Beschreibung mit geologischer Karte findet sich im AV-Jahrbuch 1975.)

Südlich, gegen das Ahrntal zu und im Norden, etwa bei Hochsteg (südlich Mayrhofen) haben wir den Beweis, daß die Zillertaler Kernzone in der späten Jurazeit von einem flachen Meer umspült war, denn hier lagern den Zentralgneisen kalkige Meeresedimente auf, in denen 1939 ein Ammonit gefunden wurde, der es erlaubte, die „Hochstegenmarmore“ altersmäßig einzustufen, was für die Klärung des Alpenbaues durchaus sehr wichtig war. Viel Gelehrtenstreit hat es seinerzeit gegeben, denn das Ammonshorn war zunächst in eine Straßenmauer eingebaut und dort wiedergefunden worden, so daß die Forscher, denen das jurassische Alter nicht ins Konzept paßte, den Fund anzweifelten. Auch Gelehrte sind nur Menschen — inzwischen ist das Alter dank neuer Funde jedoch gesichert.

Im Nord- und Südteil des Kartenblattes erscheinen dann, durch eine große Über-

schiebung getrennt, die abgeschürften Sedimente der Tiefen des penninischen Ozeans.

Zwischen den mächtigen quarz- und glimmerhaltigen Kalkschiefern sind häufig grüne Gesteine eingeschaltet, von denen man aufgrund ihrer chemischen Zusammensetzung nachweisen kann, daß sie ehemalige Ozeanbodenbasalte darstellen, die jetzt aber durch die unter Druck- und Temperaturzunahme erfolgte Gesteinsumwandlung während der Gebirgsbildung (Metamorphose) als Grünschiefer vorliegen. Auch die Kalkglimmerschiefer lassen sich gut mit modernen ozeanischen Sedimenten vergleichen. Jenseits dieser Einheit folgen schon die überschobenen Anteile der afrikanischen Platte, das „Ostalpin“.

Durch die Gewölbestruktur des Tauernfensters können Sie jetzt nebeneinander finden, was einst übereinander war und somit einen Blick in die Tiefen unserer Erde werfen.

Fast als Weltreisender können Sie sich fühlen, wenn Sie das Zillertal entlang fahren, denn in der geologischen Struktur durchdringt man einen Kontinent von oben nach unten. Die schwärzlichen, schiefrigen Innsbrucker Quarzphyllite sind die tiefsten Reste dieses Kontinents, alles noch tiefere ist verschluckt worden. Wenn Sie kurz südlich von Zell am Ziller diesen Kontinentrest nach unten durchstoßen haben, dann stehen Sie plötzlich auf dem Boden eines Ozeans — über Ihnen der Kontinent, der diesen Ozean überfahren hat.

Auch diesen Ozean müssen Sie noch von oben nach unten durchmessen, um endlich bei Mayrhofen wieder vertrauten europäischen Boden zu betreten — die Flachmeerablagerungen des südlichen Schelfrandes. Hinter Hochsteg, bis fast ins Ahrntal hinein laufen Sie dann auf dem festen Fundament unseres inzwischen größer gewordenen Kontinents.

Vielleicht hat der alte Holzfäller doch recht, wenn er glaubt, die Geologen seien verrückt. Aber auf dem Gipfel des Schwarzensteins zu sitzen und zu träumen, man säße auf dem steinernen Floß, das mit einer Geschwindigkeit von wenigen Zentimetern pro Jahr hinabgezogen wird in 20 km Tiefe,

überrollt von den heißen Felsmassen eines Kontinents und eines Ozeans; wenn man versuchen will, diesen Vorgang wie einen gigantischen Film vor sich ablaufen zu lassen, oder sich die unermesslichen Kräfte vorzustellen, unter denen die Gesteine wie Papier zerknittern — dann muß man halt ein wenig verrückt sein — aber dafür muß ein echter Bergsteiger ja Verständnis haben.

Nachwort:

Die Liste der Namen aller Fachkollegen, die in eigenen oder gemeinschaftlichen Forschungsprojekten Beiträge zu obigem Thema geleistet haben, wäre zu lang, um sie hier einzeln aufzuführen zu können. Ihnen allen sei mein Dank ausgesprochen, den ich zudem der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die finanzielle Unterstützung der Arbeiten in den Zillertaler Zentralalpen schulde. Die Zeichnung der Profile und das Lesen der Korrektur besorgte Frau Heide Felske, wofür ich ihr ebenfalls sehr herzlich danke.

Literatur:

- BÜGEL, H. & SCHMIDT, K.: Kleine Geologie der Ostalpen. — Ott-Verlag, 231 Seiten, Thun 1976.
- FRISCH, W.: Die stratigraphisch-tektonische Gliederung der Schieferhülle und die Entwicklung des penninischen Raumes im westlichen Tauernfenster (Gebiet Brenner — Gerlospaß). Mitt. Geol. Ges. Wien, 66—67, Seite 9—20, 1974.
- LAMMERER, B.: Geologische Wanderungen in den westlichen Zillertaler Alpen. — AV-Jahrbuch, 100, Seite 16—25 (mit geol. Karte 1:50 000), 1975.
- LAMMERER, B.; FRUTH, I.; KLEMM, D. D.; PROSSER, E. und WEBER-DIEFENBACH, K.: Geologische und geochemische Untersuchungen im Zentralgneis und in der Greiner Schiefer-Serie (Zillertaler Alpen, Tirol). — Geol. Rdsch. 65, Seite 436—459, 1976.
- THIELE, O.: Tektonische Gliederung der Tauernschieferhülle zwischen Krimml und Mayrhofen. — Jb. Geol. B.-Anst. Wien, 117, S. 55—74; 1974.

Anschrift des Verfassers: Dr. B. Lammerer, Institut für Allgemeine und Angewandte Geologie der Universität, Luisenstraße 37, D-8000 München 2, und Krumpferplatz 2, D-8120 Weilheim.

Gletscher- und klimageschichtliche Untersuchungen im Zemmgrund

HELMUT HEUBERGER

Einleitung

Nur wenige normale mitteleuropäische Sommer (d. h. Niederschlagsmaximum des Jahres in den Monaten Juli und August) haben bereits Propheten auf den Plan gerufen, die das Nahen einer Eiszeit verkünden. Andere dagegen sehen voraus, daß durch die Industrie bald die Atmosphäre zum CO₂-Treibhaus werden muß, in dem das Ende der Gletscher nur eine Frage der Zeit sein kann. Eine immer breitere Öffentlichkeit macht sich die Unbeständigkeit des Klimas bewußt und erkennt die Bedeutung der Gletscher als „Meßinstrumente“ von Klimaänderungen.

Eine Eiszeit (Höhepunkt der letzten vor knapp 20000 Jahren) würde die heutigen 14,9 Millionen km² Gletschereis auf das dreifache Areal anwachsen lassen, das sind fast 30 % der gesamten Festlandfläche (Flint 1971, 76 — 79). Ähnlich würde sich der Bereich des Dauerfrostbodens — heute 14 % der gesamten Festlandfläche — vor allem auf Kosten des Waldlandes ausdehnen. Das Internationale Geophysikalische Jahr 1957/1958 brachte einen gewaltigen Aufbruch der Wissenschaft zur Erfassung des gesamten Eises der Erde und seines gegenwärtigen Verhaltens. Seit 1970 läuft im Zeichen der Internationalen Hydrologischen Dekade eine systematische Inventarisierung sämtlicher Gletscher.

Das künftige Verhalten der Gletscher können wir nur beurteilen, wenn wir auch ihre Veränderungen in jüngster und fernerer Vergangenheit genauer kennen.

Forschungsgeschichtlicher Rahmen

Die Gletschergeschichte der letzten vier Jahrhunderte ist in den Alpen besonders gut bekannt. Die bäuerlichen Dauersiedlungen überschreiten nicht selten die Waldgrenze; Almweiden reichen bis an die Gletscher. Auch Bergwerke und Verkehrswege wurden in Gletschernähe angelegt. Daher

haben stärkere Gletschervorstöße und besonders auch Gletscherseeausbrüche Schäden verursacht, die in Berichten, Bildern und alten Karten festgehalten wurden. Eduard Richter, einer der wissenschaftlichen Pioniere des Alpenvereins, faßte diese Dokumente in der Zeitschrift des DuÖAV 1891 zusammen und zeigte, daß die Alpengletscher, nachdem sie durch längere Zeit kleiner geblieben waren, in der Neuzeit etwa um 1600 einen eindrucksvollen Hochstand erreichten und danach wiederholt zu ähnlicher Größe answollen, zuletzt 1850. Die oft sehr hohen Moränenwälle von 1850 und der schwächere Bewuchs innerhalb davon fallen jedem aufmerksamen Bergwanderer als markante Landschaftsgrenze auf.

Richter gab auch den entscheidenden Anstoß zu den laufenden Gletschermessungen des Alpenvereins in den Ostalpen seit 1891. Aus den Gletschermessungen des Alpenvereins erwachsen die grundlegenden Untersuchungen von Hans Kinzl (1929, 1932), dem späteren Ersten Vorsitzenden des ÖAV. Was Richter vor allem als Historiker an Kenntnissen über die neuzeitlichen Gletscherveränderungen ans Licht gebracht hatte, versuchte Kinzl zu erweitern und mit naturwissenschaftlichen Feldmethoden auch an Gletschern zu erfassen, von denen die Chroniken nichts zu berichten wissen. Er schuf den Begriff des „Gletschervorfeldes“ (1949), das den Bereich zwischen dem Gletscherrand und den äußersten neuzeitlichen Moränen umfaßt. Beobachtungen und Kartierungen an Hunderten von Gletschern in den Ost- und Westalpen ermöglichten es ihm, Gesetzmäßigkeiten und typische Züge des Gletschervorfeldes aufzudecken: Größenordnung der verschiedenen Gletscherhochstände, Größenverhältnisse der Wälle, Verhältnis der Korn- und Blockgrößen des Schuttes und der Reife der Vegetationsbedeckung usw.

Das Gletschervorfeld ist seither zu einem beliebten Forschungsgegenstand geworden. Die Gletscher gaben beim Zurückschmelzen Neuland frei, dessen Grenzen und einzelne Zonen zeitlich bestimmbar sind. Die Wiederbesiedlung dieses Neulandes in verschiedensten Höhenlagen durch die Lebewelt reizte als Problem Botaniker (H. Friedel 1938) und Zoologen (H. Janetschek

Die Schwankungen der Waldgrenze, Schneegrenze und Sommertemperatur im Spät- und Postglazial im Bereich der Ostalpen

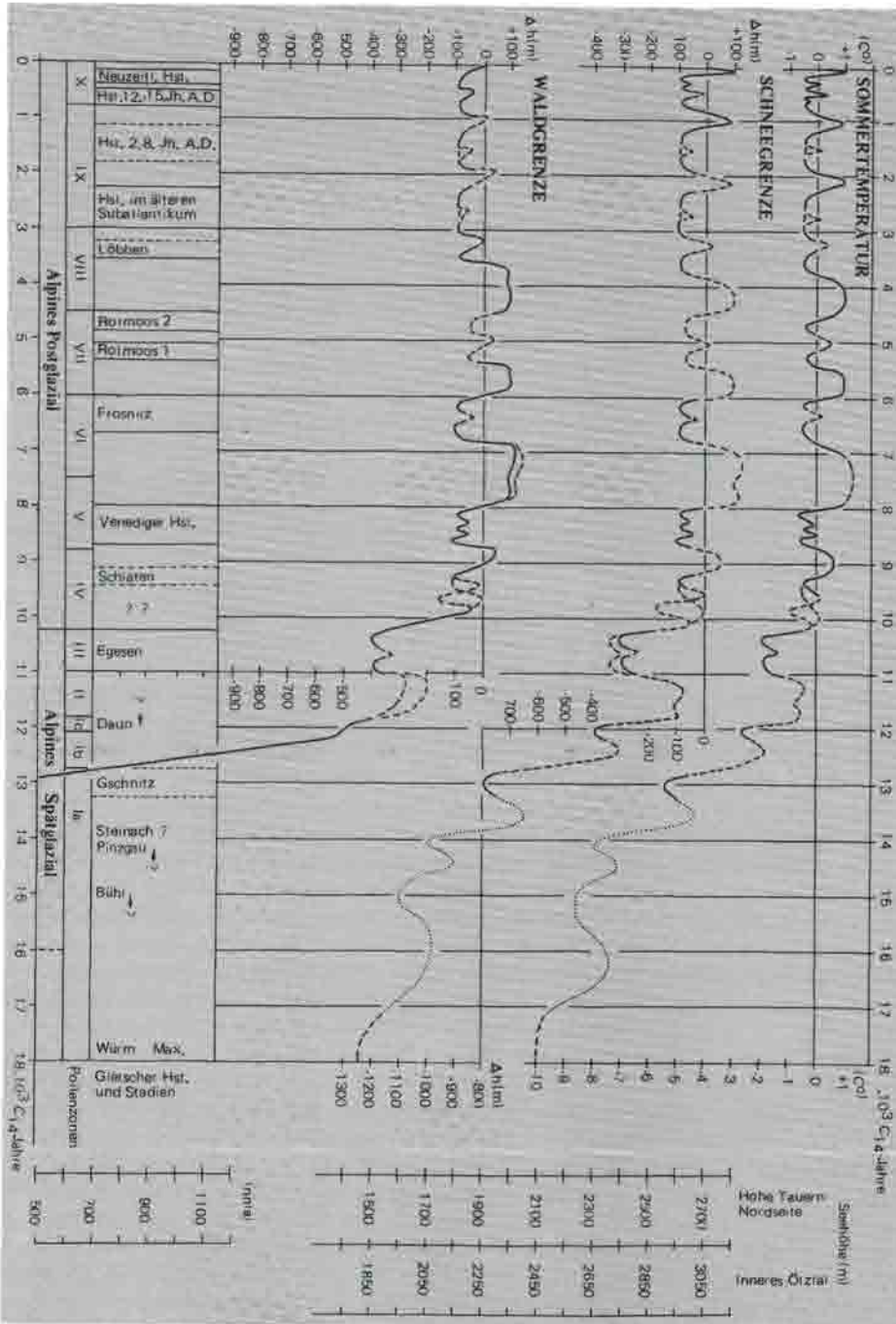


Abb. 1: Aus G. Patzelt — Innsbrucker Geograph, Studien 2, 1975 „10³ C₁₄“ Jahre entspricht ungefähr Jahrtausenden. Je stärker durchgezogen die Kurven, desto gesicherter die Grundlagen.

1950) — eine Möglichkeit, Kinzls allgemeine Angaben über den Bewuchs genauer zu fassen. Der leider frühverstorbene Roland Beschel — ein Schüler von H. Gams und H. Kinzl — beschäftigte sich mit der Besiedlung des Gletschervorfeldes durch langsamwüchsige Flechten. Die dabei beobachteten Gesetzmäßigkeiten führten ihn zur Lichenometrie, einer inzwischen weltbekannt gewordenen einfachen geochronologischen Feldmethode, die Rückschlüsse vom Flechtendurchmesser auf das Alter von Moränen erlaubt (Beschel 1950, 1957, Heuberger 1971). Da die bekannteste Gruppe der gemessenen Flechten, die gelbgrünen Landkartenflechten (*Rhizocarpon geographicum* (L.) DC) in den Alpen bis zu etwa 800 Jahre lang wachsen können, war es nun möglich, die Moränenwälle zeitlich genauer zu gliedern und das Gletschervorfeld gegen ältere Gletscherspuren abzugrenzen.

Alein schon durch die lichenometrischen Untersuchungen wurde klar, daß es in der Nacheiszeit (Postglazial), also in den letzten 10000 Jahren weitere Gletscherhochstände vom Ausmaß der neuzeitlichen gegeben haben muß (Beschel — Heuberger 1958, Heuberger 1966). Eine erste ausführliche Gliederung gelang Franz Mayr (1964, 1968) — ebenfalls von der Innsbrucker Geographenschule — besonders durch Untersuchung der Bodenverwitterung und durch Freilegung von begrabenen Bodenresten und sonstigen organischen Spuren zwischen Ablagerungen verschiedener Gletschervorstöße, also aus verschiedenen langen klimagünstigeren Zeiten, in denen die Gletscher kleiner blieben, die Vegetation also vorrücken konnte.

Die bedeutendsten Fortschritte in der Erforschung der jüngeren ostalpinen Gletscher- und Klimageschichte verdanken wir der interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen dem Innsbrucker Geographen Gernot Patzelt (1972, 1973 a, b) und dem Innsbrucker Botaniker Sigmar Bortenschlager (1969, 1970, 1972). Hier verbanden sich Geomorphologie (Erforschung der Oberflächenformen), Stratigraphie (Erforschung der Ablagerungsfolgen, Schichtfolgen usw.) und Palynologie (Moorforschung, Pollenanalyse) in glücklichster Weise. Torfmoore

sind Archive der Vegetationsgeschichte. In ihnen ist der Blütenstaub der Vegetation vergangener Jahrtausende schichtweise gespeichert, am besten in abgelegenen Winkeln abseits jeder direkten Einwirkung durch Gletscher, Bäche oder Hangbewegungen. Die Erforschung von Torfmooren oberhalb der Waldgrenze durch Bortenschlager und ihre stratigraphische Verbindung mit Gletscherablagerungen durch Patzelt verfeinerte allein schon unsere Kenntnis der postglazialen Waldgeschichte wesentlich, denn die Waldgrenze reagiert empfindlicher auf Klimaschwankungen als der Wald in tieferen Lagen, wo die Moorforscher bisher hauptsächlich gearbeitet hatten. Bortenschlager und Patzelt ließen ihre Torfprofile, ihre verschütteten Holz- und Bodenreste auch vielfach radiometrisch datieren mit Hilfe der Radiokarbonmethode, bei der man den Zerfall des radioaktiven Kohlenstoffes C_{14} in organischem Material nach dessen Absterben mißt. Damit verfügen wir heute auch über eine recht ausführliche „absolute“ Zeitskala der jüngeren alpinen Klima- und Gletschergeschichte.

Patzelt faßte kürzlich (1975, 327) den Wissensstand über die spät- und nacheiszeitliche Gletscher- und Klimageschichte in einem Diagramm zusammen (Abb. 1). Es zeigt die Alpengletscher während ihrer letzten späteiszeitlichen Vorstöße wesentlich größer als in der Neuzeit. In der Nacheiszeit schrumpften sie jedoch rasch auf neuzeitliche Maße. Dann pendelten sie sich — ähnlich wie die Waldgrenze — auf einen ziemlich bescheidenen und erstaunlich beständigen Schwankungsbereich ein. Rund ein Dutzendmal stießen sie schon vor der Neuzeit zu ähnlichen Hochständen wie 1600 und 1850 vor (vielleicht werden wir in den nächsten Jahrzehnten Ähnliches erleben). Die Zwischenräume wärmerer Zeiten mit kleineren Gletscherständen hat man früher weit überschätzt; sie überschritten offenbar nie eineinhalb Jahrtausende.

Dieser Rahmen wird sich im großen nicht mehr ändern. Die einzelnen Maxima und Minima der Kurven in dem Diagramm sind z. T. schon durch zahlreiche Befunde und Daten gestützt, teilweise aber auch erst durch Einzelergebnisse. Bewiesenes und



Abb. 2: Waxeck — Hornkees-Vorfelder im Luftbild. Meßbild D 2130 der Waldstandsaufnahme vom 1. 9. 1953 (vgl. Abb. 3). Mit Genehmigung des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen (Landesaufnahme), Wien G.Z.L 61.669/77.

Hypothetisches stehen noch nebeneinander. Erst die Nachprüfung an vielen Stellen kann zu einem endgültigen Bild führen. Hinter der fast eintönigen Folge der Gletscherhochstände und -schwundzeiten verbergen sich sehr unterschiedliche Vorgänge. Z. B. waren allem Anschein nach die Gletscherhochstände des 7. Jahrtausends vor heute mit einer tieferen Lage der Dauerfrostbodengrenze verbunden als sämtliche neuzeitlichen Hochstände. Wände und Hänge kamen damals in Bewegung, die in den letzten 400 Jahren praktisch unverändert blieben.

Der Zemmgrund als Arbeitsgebiet

Bisher lag der Schwerpunkt dieser Forschungen in den Stubaier und Öztaler Al-

pen und in der Venedigergruppe. In der Schweiz sind ähnliche Untersuchungen angelaufen (King 1974, Messerli et al. 1976, F. Röthlisberger 1976, Schneebeli 1976). Das Forschungsprogramm, das hier kurz vorgestellt werden soll, bezieht sich auf ein Arbeitsgebiet, das fast genau in der Mitte zwischen den Stubaier Alpen und der Venedigergruppe liegt, also regional eine beträchtliche Lücke schließt.

Eine Reihe sehr günstiger Voraussetzungen hat den Verfasser bewogen, das Gebiet um die Berliner Hütte zu wählen. Drei der sechs größten Zillertaler Gletscher — Waxeck-, Horn- und Schwarzensteinkees — liegen dort nahe beisammen. Ihre Fläche betrug 1969 zusammen 12,2 km², beim Hochstand von 1850 18,2 km² (Hoinkes,

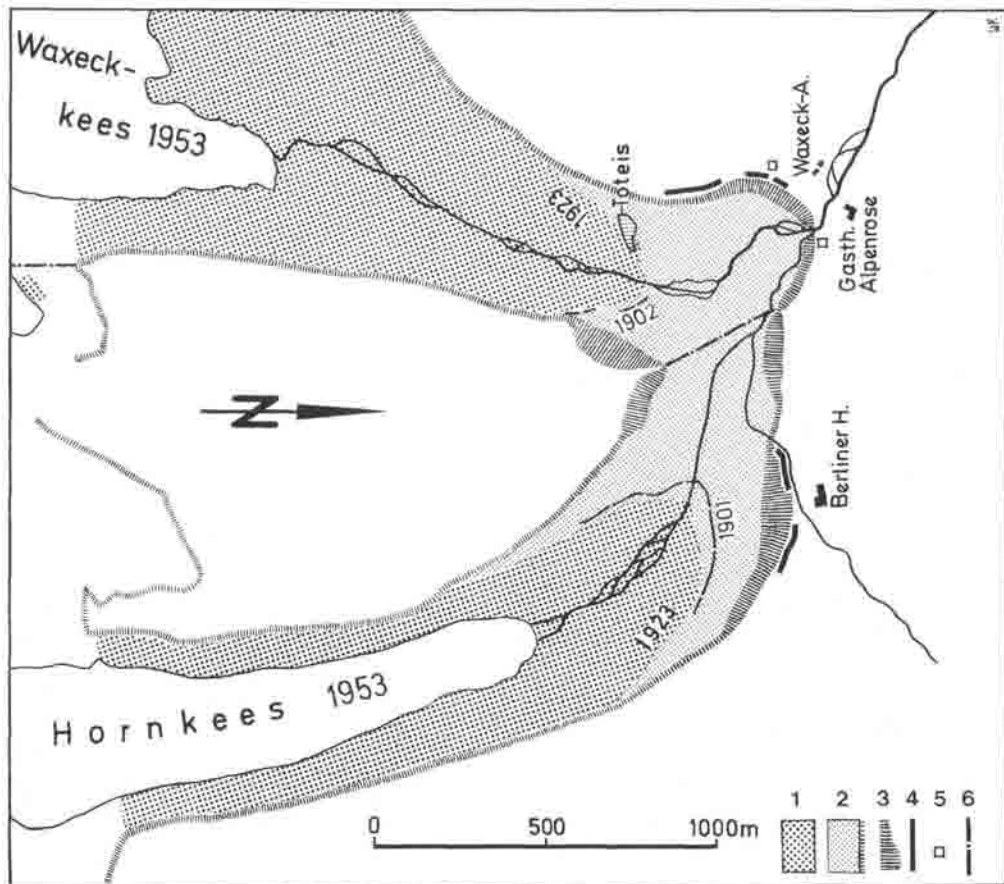


Abb. 3: Waxeck — Hornkees-Vorfelder nach Abb. 2. (Maßstab gilt für Bereich Ghs. Alpenrose — Waxeckalm), (1) Gletscherzungen 1923, (2) neuzeitliche Hochstände, (3) Scharung mehrerer Moränenwälle, (4) vorneuzeitliche Moränenwälle, (5) Torfprofile, (6) Mittelmoräne.

Lässer und Patzelt 1975, 322). Das gemeinsame Vorfeld von Horn- und Waxeckkees erreicht man von der Hütte aus in weniger als 100 m Entfernung. Es endet bei 1875 m im Zirbenwald und an ausgedehnten alten Torfmoorflächen; es gehört zu den tiefstreichenden Gletschervorfeldern der Ostalpen. Damit besteht von vornherein große Aussicht, daß in den Gletscherablagerungen datierbare organische Reste zu finden und Beziehungen zu den Mooren herzustellen sind. Das Vorfeld löst sich in beiden Gletscherbereichen schon ziemlich hoch von den steilen Trogwänden und läuft ohne stärker unterbrechende Steilstufen in einen flachen, breiten Talgrund aus. Somit sind die gesamten postglazialen Moränenwälle, soweit sie nicht durch Gletschervorstöße

ausgelöscht wurden, in seltener Geschlossenheit erhalten. Auch das höher endende Vorfeld des Schwarzensteinkees bietet günstige, wenn auch nicht ganz so ideale Voraussetzungen.

Alle drei Gletscher wurzeln hauptsächlich in den Zentralgneisen und reichen mit ihren Vorfeldern in die Migmatit-(Mischgesteins-)Zone, so daß Lokal- und Moränenschutt in den unteren Vorfeldern unterscheidbar sind (Lammerer 1975). Daß hier noch dazu ein Arbeitskreis des Instituts für Allgemeine und Angewandte Geologie der Universität München liegt, betrachtet der Verfasser als einen besonders glücklichen Umstand. Er braucht nicht einmal das Institutsgebäude zu verlassen, um sich mit Spezialisten beraten zu können.

Auf der Berliner Hütte hielt Sebastian Finsterwalder 1913 seinen ersten Gletscherkurs ab. Der „Gletscherkurs“ wurde seither geradezu ein Modell interdisziplinärer Zusammenarbeit in Forschung und Lehre, zugleich die hohe Schule für nahezu alle mitteleuropäischen Wissenschaftler, die sich seither mit Gletschern und Gletschergeschichte im Hochgebirge beschäftigen. Weitere Gletscherkurse folgten auf der Berliner Hütte 1925 und 1951 (R. Finsterwalder 1955). Daher gibt es hier seit 1913 eine reiche Dokumentation in Karten und Bildern.

1950 nahm Richard Finsterwalder die drei großen Gletscher des Zemmgrundes neu auf und auch die Vorfelder. Die Vorfeld-Schichtpläne 1:5000 für Waxeck- und Hornkees, 1:2000 für das Schwarzensteinkees sind ideale Grundlagen für eine genaue Kartierung. Die Zemmgrundgletscher werden außerdem seither vom Institut für Photogrammetrie und Kartographie der Technischen Universität München in regelmäßigen Abständen neu aufgenommen (Rüdiger Finsterwalder und Rentsch 1977).

Der Gletscherkurs von 1951 wurde in Verbindung mit der Kartenaufnahme von 1950 zu einem Kristallisations- und Ausgangspunkt neuer Geländeuntersuchungen. 1951 kartierte auf der Grundlage der neuen Schichtpläne H. Poser (1954) die Periglazialerscheinungen im Bereich der drei großen Zemmgrundgletscher. Dabei handelt es sich vor allem um Formen, die unter dem Einfluß von heutigem oder ehemaligem Bodenfrost entstanden, flächenhafte Formen der Schuttsortierung und des Schuttwanderns. Damit sind weitere Wirkungen der Klimaänderungen erfaßt, die auch die Gletscherschwankungen verursachen.

Richard Finsterwalder regte 1951 eine interdisziplinäre Zusammenarbeit auf der Grundlage der neuen Schichtpläne an: H. Friedel sollte eine genaue Vegetationskarte aufnehmen, H. Kinzl eine geomorphologische Karte vor allem der zahlreichen Moränenwälle. Kinzl, in den folgenden Jahren überlastet durch die Arbeit für den Alpenverein, trat dieses Vorhaben an den Verfasser ab. Dieser nahm die Vor-

felder der drei Gletscher 1955 bis 1957 auf und bediente sich bei der Altersgliederung der damals neuen lichenometrischen Methode von R. Beschel. Die gemeinsame Feldarbeit mit H. Friedel war für ihn eines der schönsten Erlebnisse anregender wissenschaftlicher Zusammenarbeit. Aus gesundheitlichen und Berufsgründen mußte Friedel die Arbeit im Zemmgrund abbrechen. Inzwischen ist er nun leider 1975 verschieden.

Damit blieb auch die Arbeit des Verfassers liegen. Die gletschergeschichtlichen Forschungen wurden seither methodisch erweitert und verfeinert. Die bereits geleistete Arbeit und die günstigen Voraussetzungen bewogen den Verfasser, 1974 die Arbeiten im Einvernehmen mit Friedel wieder aufzunehmen und im Sinne des Gletscherkurses interdisziplinäre Feldforschung und Lehre zu verbinden.

Forschungsplan und bisherige Arbeiten

Für eine Veröffentlichung der Ergebnisse dieser Arbeiten ist es noch zu früh. In den drei Geländewochen 1974—1976 fanden wir jedoch so viel Interesse bei Bergsteigern und -wanderern, daß der Verfasser gern der Aufforderung nachkommt, hier etwas aus der Werkstatt zu plaudern.

Die bisherigen Arbeiten und die Begrenzung der Schichtpläne legen zunächst eine Beschränkung der Untersuchungen auf die Gletschervorfelder und deren unmittelbare Umgebung nahe. Der Verfasser trieb bisher besonders die stratigraphischen Arbeiten voran und gewann dafür aus dem Kreise seiner Studenten eine kleine freiwillige Arbeitsgemeinschaft. Zugleich versuchte er Kollegen der Nachbarwissenschaften zur interdisziplinären Zusammenarbeit zu gewinnen. Sein Anliegen ist es, daß hier vielseitige Forschungen zu möglichst zahlreichen gesicherten Ergebnissen und Daten führen sollen, so daß die Grundlage unseres Wissens über die Klima- und Gletscheränderungen der Nacheiszeit verbreitert und untermauert wird. Dabei werden sich auch neue Ergebnisse einstellen.

Für Biologen und Bodenkundler ist die Frage entscheidend, wann das Eis eine Fläche freigab, seit wann also Wiederbesied-

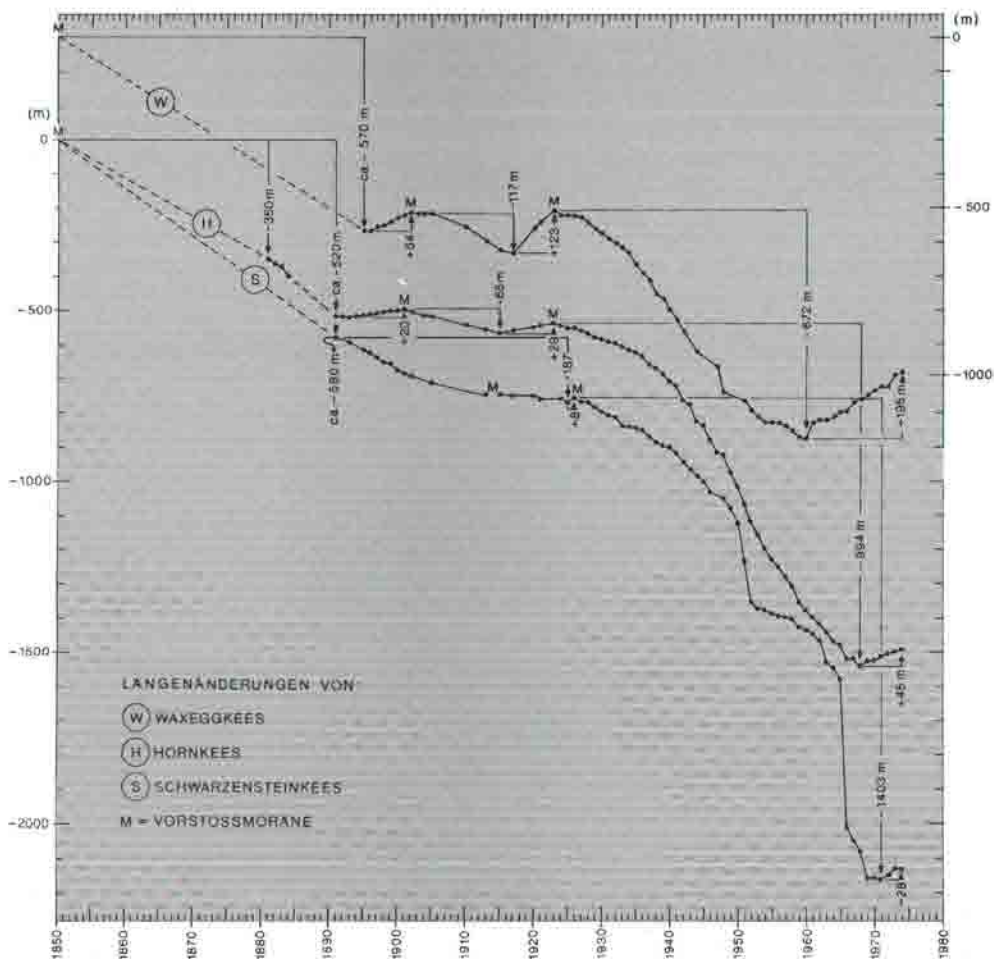


Abb. 4: Längenänderungen der Zemmgrundgletscher nach den Werten der Alpenvereins-Gletschermessungen (Summenkurven). Bezug: Endmoräne von ca. 1850. Aus Hoinkes, Lässer und Patzelt 1975, S. 323.

lung und Verwitterung im Gange sind. Für den Großteil des Gletschervorfeldes genügen dafür schon die früheren Untersuchungen des Verfassers in diesem Gebiet. Abb. 2 und 3 zeigen eine klare Zweiteilung, nämlich den äußeren Gürtel von Moränenwällen der postglazialen Gletscherhochstände und in der Mitte — das Vorfeld etwa halbiert — die niedrigen „1890er“ und „1920er“ Moränenwälle. Glücklicherweise wurden diese Vorstöße an Horn- und Waxeckkees durch die Gletschermessungen des Alpenvereins sehr genau erfaßt, am Schwarzensteinkees weniger genau. Trotzdem erkennt man das etwas un-

terschiedliche Verhalten der drei Gletscher. Das steile Waxeckkees mit seiner schmalen, stark geneigten Zunge reagiert am empfindlichsten. Das Hornkees zeigt die gleichen Bewegungen abgeschwächt. Am Schwarzensteinkees mit seinem besonders breiten Nährgebiet und der verhältnismäßig breiten Zunge, die einen flachen Talboden vor sich hat, läßt sich in der Zeit von 1890 bis 1900 und um 1920 kein ausgeprägter Vorstoß nachweisen. Dieser Unterschied zeigte sich auch im Gletscherverhalten der letzten eineinhalb Jahrzehnte: Der „Schnellläufer“ Waxeckkees stößt seit 1960 wieder vor, das Hornkees erst seit

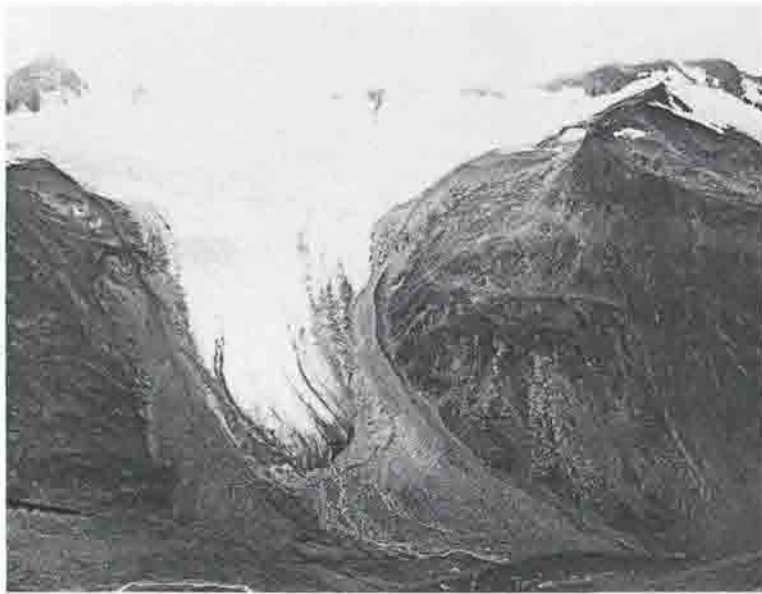


Abb. 5:
Waxeckkees mit
oberem Teil des
Vorfeldes. Photo-
grammetrische Auf-
nahme 1921 (vor
September; wahr-
scheinlich August;
ausgenommen von
Sebastian, Ulrich
oder Richard
Finsterwalder). Vor
dem Zungenende
Moränenwall von
1902.

1968, das Schwarzensteinkees seit 1971 (Abb. 4).

Wir können hier also mit Hilfe der Längenänderungsmessungen an den Gletschern des Zemmgrundes (Abb. 4) Alter und Lagebeziehungen der jüngsten beiden Endmoränensysteme (Abb. 2 und 3) direkt ablesen. Daß an allen drei Gletschern die „1890er“ Moränen erhalten blieben und nicht vom „1920er“ Vorstoß überrannt wurden, ist eine Ausnahme (Heuberger-Beschel 88 f.); am Waxeckkees war der „Normalfall“ des Überfahrens der älteren Moräne durch den jüngeren Vorstoß 1923 schon im Gange: Rechts ist die Ufermoräne des Hochstandes von 1902 von der 1923er Moräne teilweise überschüttet, wodurch der Wall ungewöhnlich hoch erscheint. — Horn- und Waxeckkees haben 1901 (bzw. 1902) und 1923 deutlich geformte Moränenwallsysteme gebaut. Das gibt es im allgemeinen nur bei richtigen Vorstößen. Am Schwarzensteinkees, wo der Gletscherrand damals nur annähernd stationär blieb, sind zu diesen Zeiten weit weniger klare Moränenanhäufungen entstanden.

Weiter zurück reichen nur vereinzelte Nachrichten; die besten beziehen sich auf die Granatengewinnung im Bereich des Roßbrückens zwischen Waxeck- und Hornkees. Eine unveröffentlichte Chronik von A. Kreidl von 1941, die ich seinem Sohn,

Herrn Medizinalrat Dr. Karl Kreidl verdanke, hält den Bau der ersten Granatenhütte dicht am Gletscherrand (die Reste sieht man noch) am Roßrugg in den 1830er Jahren fest und den Bau der Granatenstampfe (1870, unmittelbar unter der Granatenhütte). Sie bestätigt die Erfahrung, daß die Gletscher in den Jahrzehnten vor dem Hochstand von 1850 nie viel kleiner waren.

Im folgenden beschränken wir uns auf Waxeck- und Hornkees, das derzeitige Hauptarbeitsgebiet. Der äußere Moränengürtel des Vorfeldes zeigt, daß bei den neuzeitlichen Hochständen Waxeck- und Hornkees zusammenhingen. Das Hornkees war dabei der schwächere Teil; seine dünne Zunge berührte das Waxeckkees noch in der vollen Talbreite, aber der flache, mit Latschen bestandene Mittelmoränenrücken ist in erster Linie eine Fortsetzung der rechten Ufermoränen des Waxeckkees. Die rechten neuzeitlichen Ufermoränen des Hornkees erreichen am Berührungspunkt die Talsohle. Die gemeinsame, vor allem durch das Waxeckkees bestimmte Fortsetzung steigt aber hangwärts wieder an, bevor sie sich endgültig zur Waxeckalm senkt. Der äußere neuzeitliche Moränengürtel (z. T. gemeinsam mit Hornkees) besteht — wenn man von kleinen, unzusammenhängenden Wallstücken innerhalb der 1850er



Abb. 6: Waxeckkees am 8. 9. 1973. Photogrammetrische Aufnahme von H. Rentsch. Moränenwall von 1902 nur noch orograph. rechts an zwei Stellen erhalten (siehe Abb. 3), sonst von 1923er Vorstoß überwältigt. Bach orograph. weiter rechts als 1921 in Abb. 5.

Moräne absieht — im Bereich der Waxeckalm, am Zusammenfluß unter dem Roßrugg und bei der Berliner Hütte aus drei bis vier Wallsystemen. Als neuzeitlich können sie gegen ältere Wälle lichenometrisch abgegrenzt werden, sicherer noch dank ihrer jungen, nicht sehr tief eindringenden Bodenbildung. Die „1850er“ Moräne ist nur dort der große, beherrschende Wall, wo sie ältere Wälle überschüttet hat. Das sieht man besonders gut an der linken Ufermoräne des Waxeckkeeses und an der rechten des Hornkeeses oberhalb der Berliner Hütte; die rechte 1850er Moräne des Hornkeeses löst sich im Bereich der Berliner Hütte stellenweise in eine dürftige Blockreihe auf, unscheinbarer als die Moränen von 1901 und 1923. Die oft riesigen Ufermoränen von 1850 sind gleichsam die Sammelschienen der Uferwälle sämtlicher postglazialer Hochstände, vom Gletscher zuletzt 1850 nur noch einmal überschüttet. Die Flechtenmessungen ergaben, daß die beiden großen Ufermoränen des Waxeckkeeses stellenweise gar nicht mehr die 1850er-Firste tragen oder z. T. 1850 nur unvollständig überschüttet wurden; in diesen Fällen ist gewöhnlich die ursprüngliche 1850er-Wallkrone zum Gletscher abgebrochen; der heutige First ist ein Erosionsrand, mit dem der Abbruch auf einen älteren Wall übergegriffen hat.

Die zwei bis drei neuzeitlichen Wallsysteme außerhalb der 1850er Moräne kennen wir ihrem Alter nach nur ungenau. Die Lichenometrie berücksichtigt in erster Linie die größten Flechtendurchmesser, also die ältesten Flechten, aber auch diese geben nur ein Mindestalter der Unterlage. „Geleitet“ werden die Flechtenmessungen an den Moränen von 1850, 1890/1900 und 1920. Das „Flechtenalter“ der älteren neuzeitlichen Moränen kombiniert man mit anderen Altershinweisen. Am häufigsten stützt man sich dabei auf historische Nachrichten über Gletschervorstöße in den Alpen, z. B. 1600, 1680, 1770/80.

Bei der alten Granatenhütte am Roßrugg fanden H. Friedel und der Verfasser 1957 auf dem äußersten neuzeitlichen Wallrest einen vermoderten Lärchenstrunk. Nach Friedels Schätzung muß der Baum vor mindestens 100 Jahren geschlagen worden sein, also wohl beim Bau der Granatenhütte. Wir zählten 200 Jahresringe. Dieser Baum stand offensichtlich auf der Moräne von 1600.

Der Verfasser hat sich in den 1950er Jahren mit einer Aufnahme der größten Flechtendurchmesser begnügt. Einer seiner Studenten beginnt soeben mit einer sehr viel genaueren Aufnahme, bei der nicht nur die größten Flechten berücksichtigt werden. Je zahlreicher die gemessenen Flechtenindivi-

duen, desto klarer zeigt sich, ob die größten gemessenen Durchmesser wirklich die Spitze der „Alterspyramide“ bedeuten oder ob statistisch gesehen mit größeren Durchmessern zu rechnen ist, die auf ein höheres Alter der Unterlage weisen. Diese Neuaufnahme erfolgt im Kontakt mit Lichenologen, also spezialisierten Botanikern. Von dieser Seite kam bisher viel Kritik an der Lichenometrie, so daß bei dieser Gelegenheit auch die Methode neu überprüft werden soll.

Die genauere zeitliche Eingrenzung der neuzeitlichen Wälle wird für die bodenkundlichen Untersuchungen wichtig sein: Professor Dr. Wolfgang Zech, der den Lehrstuhl für Bodenkunde der Universität Bayreuth innehat, nahm nahe der Berliner Hütte 1975 und 1976 systematisch Bodenproben von allen Moränenwällen des Hornkeeses an Stellen gleicher Exposition und optimaler Bodenentwicklung. Er versucht die verschiedenen Stadien der Bodenentwicklung durch die Neulandbesiedlung im Gletschervorfeld quantitativ im Labor zu erfassen.

Die bodenkundlichen Untersuchungen greifen über das neuzeitliche Gletschervorfeld hinaus und beziehen den ältesten postglazialen Moränenwall mit ein, der dicht außerhalb liegt. Damit sind wir in jenem Bereich, dem seit 1974 die Hauptarbeit galt. Es ist der schmale Streifen außerhalb des neuzeitlichen Gletschervorfeldes, den die Gletscher bei älteren postglazialen Vorstößen in Besitz nahmen. Theoretisch könnte man da bis zu einem Dutzend alter Moränenwälle finden. Es gibt aber auch Gletscher — vor allem kleine — bei denen der Vorstoß von 1850 der größte im Postglazial war, so daß alles Ältere unter den 1850er Moränen begraben liegt. Am Horn- und Waxeckkees findet sich außerhalb der neuzeitlichen Moränen nie mehr als ein älterer Wall. Unsere Untersuchungen gehen vor allem zwei Fragen nach:

1. Handelt es sich dabei um ein einheitliches älteres Wallsystem oder um Teilstücke von Wällen verschiedener Gletschervorstöße?

2. Sind diese Gletscher im Postglazial wirklich nie weiter vorgedrungen?

Besonders glücklich verliefen zur Klärung der ersten Frage die Grabungen an den vorneuzeitlichen Moränenwällen. Fünf Wallstücke wurden z. T. regelrecht durchschnitten. Durchwegs war da der Gletscher in gut bewachsenes, längere Zeit eisfreies Gelände vorgestoßen. Wir bargen Wurzeln, zerbrochene Äste, kleine Baumstämme mit Zweigen, eingerollte Torffetzen, begrabene Humusreste. Die Holzbestimmung erfolgt bei Dr. Dietger Grosser am Institut für Holzforschung der Universität München, die Altersbestimmung in Hannover im 14-C- und 3-H-Laboratorium des Niedersächsischen Landesamtes für Bodenforschung bei Professor Dr. Mebus A. Geyh. Die bisherigen Ergebnisse zeigen, daß die älteren Moränenwälle keinem einheitlichen Wallsystem angehören, sondern verschiedenes Alter haben.

Zur Beantwortung der zweiten Frage wurden zwei Torfschächte dicht außerhalb der postglazialen Moränenwälle gegraben, der eine 1974 nahe dem Gasthof „Alpenrose“, der andere 1976 im Bereich der Waxeckalm. Das „Alpenrose“-Profil zeigt über Moränenblöcken zwei Meter ungestörte Torfentwicklung und wird in einer Dissertation bei Professor Dr. Sigmar Bortenschlager am Institut für Botanische Systematik und Geobotanik der Universität Innsbruck, Abteilung Palynologie pollenanalytisch untersucht. Die radiometrische Altersbestimmung einzelner Horizonte erfolgt in Hannover. Das Profil umspannt über achteinhalb Jahrtausende, also den größten Teil des Postglazials, so daß kaum damit zu rechnen ist, daß noch ältere postglaziale Gletschervorstöße über dieses Moor hinausgerichtet haben können. Dabei ist das Moor fast nur durch den Bach vom Gletschervorfeld getrennt.

Im anderen Moor wurden 2,40 Meter Profil geborgen, die oberen eineinhalb Meter Torf und darunter wechsellagernd Sande und begrabene Humushorizonte, wieder über Moränenblöcken. Gegen den Wasserandrang beim Graben wurde — nicht sehr erfolgreich — eine Motorpumpe eingesetzt.

Das neuzeitliche Gletschervorfeld ist immer eine scharfe Grenze für alle periglazialen Erscheinungen, für alle Formen flächenhafter Hangschuttbewegungen. Die älteren



Abb. 7: Fototheodolit Wild C 40 mit Spezialstativ im Vorfeld des Schwarzensteinkeeses gegen Gr. Mörchner und Schwarzensteinsattel. Am Instrument Th. Wintges. Aufn. M. Fink, 29. 8. 1976.

Moränen treten aber mit solchen Formen in Wechselbeziehungen. Professor Dr. Dieter Kellertat vom Geographischen Institut der Universität Braunschweig hat 1975 mit Grabungen an solchen Ablagerungen begonnen, um das Alter der Bewegungen zu ermitteln und Beziehungen zu den Moränen herzustellen. Aus den Abtragungs- und Aufschüttungsvorgängen während der Gletschervorstöße lassen sich im Vergleich zu den neuzeitlichen Verhältnissen Schlüsse über die klimatischen Bedingungen ableiten.

Ein Diplomand des Verfassers geht den Einwirkungen der Gletscher auf den Felsuntergrund nach, Gletscherschrammen und vor allem kleinen Ausbrüchen, „Sichelbrüchen“ und „Parabelrissen“, die der Gletscher über den Druck auf einzelne Steine oder Blöcke erzeugt. Er nahm geschlossene Felsflächen nahe der Berliner Hütte im Vorfeld des Hornkeeses mit einer Meßbildkamera von einem Spezialstativ aus auf. Die Bilder werden photogrammetrisch und

statistisch ausgewertet. Schon jetzt ist klar, daß das Hornkees bei seinen postglazialen Vorstößen nicht alle Kleinformen der Glazialerosion ausgelöscht hat, die im Spätglazial vom vereinten Schwarzenstein- und Hornkees geschaffen wurden.

Die gemeinsame Feldarbeit und unablässige Diskussion hat fast schon so etwas wie eine traditionsbewußte Arbeitsgemeinschaft von Hochschullehrern und Studenten entstehen lassen. Auch die stets hilfsbereite Familie Hörhager in der Berliner Hütte und die Bergsteiger und -wanderer haben sich an unseren Anblick gewöhnt, haben erstaunt unsere Schächte und Gräben angeschaut und versucht zu verstehen, daß hinter all unserer Plage Wissensdurst, Jagdfieber und Freude stehen und das Bemühen, das Hochgebirge und die Entstehung seiner Landschaft besser zu begreifen.

Der Verfasser dankt dem Verwaltungsausschuß des Deutschen Alpenvereins und besonders dessen Wissenschaftsreferenten für die finanzielle Unterstützung dieser Forschungen, aber auch der Sektion Berlin für ihr Entgegenkommen bei der Benützung der Berliner Hütte. Sein Dank gilt außerdem der Kommission für Glaziologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und dem Lehrstuhl für Kartographie und Reproduktionstechnik an der Technischen Universität München für die Abbildungen 5 und 6, ferner dem Geographischen Institut der Universität Innsbruck, dem Amt der Tiroler Landesregierung, Herrn Direktor Dr. A. Lässer und Herrn Dr. G. Patzelt, die die Wiedergabe der Abbildungen 1 und 4 gestatteten.

Literatur

- R. Beschel 1950: Flechten als Altersmaßstab rezenter Moränen. Z. f. Gletscherkunde u. Glazialgeologie 1, 152—161.
 R. Beschel 1957: Lichenometrie im Gletschervorfeld. Jahrb. d. Vereins z. Schutze d. Alpenpflanzen u. -Tiere 22, 164—185.
 S. Bortenschlager u. G. Patzelt 1969: Wärmezeitliche Klima- und Gletscherschwankungen im Pollenprofil eines hochgelegenen Moores (2270 m) der Venedigergruppe. Eiszeitalter u. Gegenwart 20, 116—122.
 S. Bortenschlager 1970: Waldgrenz- und Klimaschwankungen im pollenanalytischen Bild des

Gurgler Rotmooses. Mitt. d. Ostalpin-dinarischen Ges. f. Vegetationskunde 11, 19—26.

S. Bortenschlager 1972: Der pollenanalytische Nachweis von Gletscher- und Klimaschwankungen in Mooren der Ostalpen. Ber. d. Deutschen Botan. Ges. 85, 113—122.

Rich. Finsterwalder 1955: Die Geschichte der alpinen Gletscherkurse. Mitt. d. DAV 7, 189—191.

Rüd. Finsterwalder u. H. Rentsch 1977: Die Erfassung von Höhenänderungen von Ostalpengletschern in den Zeiträumen 1950—1959—1969. Z. f. Gletscherkunde u. Glazialgeologie 12 (1976), 29—35.

R. F. Flint 1971: Glacial and quaternary geology. New York — London — Sidney — Toronto (J. Wiley and Sons, Inc.), 892 Seiten.

H. Friedel 1938: Die Pflanzenbesiedlung im Vorfeld des Hintereisferners. Z. f. Gletscherkunde 26, 215—239.

H. Friedel 1956: Die alpine Vegetation des obersten Mölltales (Hohe Tauern). Erläuterung der Vegetationskarte der Umgebung der Pasterze (Großglockner). Wiss. Alpenvereinshefte 16, 153 Seiten.

H. Heuberger u. R. Beschel 1958: Beiträge zur Datierung alter Gletscherstände im Hochstubaier (Tirol). Schlern-Schriften 190 (Festschrift H. Kinzl), 73—100.

H. Heuberger 1966: Gletschergeschichtliche Untersuchungen in den Zentralalpen zwischen Sellrain- und Ötztal. Wiss. Alpenvereinshefte 20, 125 Seiten.

H. Heuberger 1971: Roland Beschel und die Lichenometrie. Z. f. Gletscherkunde u. Glazialgeologie 7, 175—184.

H. Hoinkes †, A. Lässer und G. Patzelt 1975: Die Vergletscherung der Zillertaler Alpen, ihre Veränderungen und ihr Einfluß auf die Hydrologie. Hochwasser- und Lawinenschutz in Tirol, Innsbruck, 321—333.

H. Janetschek 1950: Tierische Successionen auf hochalpinem Neuland. Nach Untersuchungen am Hintereis-, Niederjoch- und Gepatschferner in den Ötztaler Alpen im Auftrag des D. u. Oe. Alpenvereins. Schlern-Schriften 67.

L. King 1974: Studien zur postglazialen Gletscher- und Vegetationsgeschichte des Sustenpaßgebietes. Basler Beitr. z. Geographie 18, 123 Seiten.

H. Kinzl 1929: Beiträge zur Geschichte der Gletscherschwankungen in den Ostalpen. Z. f. Gletscherkunde 17, 66—121.

H. Kinzl 1932: Die größten nacheiszeitlichen Gletschervorstöße in den Schweizer Alpen und in der Montblancgruppe. Z. f. Gletscherkunde 20, 269—397.

H. Kinzl 1949: Formenkundliche Beobachtungen im Vorfeld der Alpengletscher. Veröff. d. Mu-

seum Ferdinandeum Innsbruck, 26/29 (Festschrift R. v. Klebelsberg), 61—82.

B. Lammerer 1975: Geologische Wanderungen in den westlichen Zillertaler Alpen. Alpenvereinsjahrbuch 100, 13—25, 3 Karten!

F. Mayr 1964: Untersuchungen über Ausmaß und Folgen der Klima- und Gletscherschwankungen seit dem Beginn der postglazialen Wärmezeit. Z. f. Geomorphologie NF 8, 257—285.

F. Mayr 1968: Postglacial glacier fluctuations and correlative phenomena in the Stubai Mountains, Eastern Alps, Tyrol. Glaciation of the Alps (G. Richmond ed.), INQUA 1965, University of Colorado Studies, Series in Earth Sciences 7, 143—165.

B. Messerli, H. J. Zumbühl, K. Ammann, H. Kienholz, H. Oeschger, Chr. Pfister u. M. Zurbuchen 1975: Die Schwankungen des Unteren Grindelwaldgletschers seit dem Mittelalter. Ein interdisziplinärer Beitrag zur Klimageschichte. Z. f. Gletscherkunde u. Glazialgeologie 11, 3—110.

G. Patzelt 1972: Die spätglazialen Stadien und postglazialen Schwankungen von Ostalpengletschern. Berichte d. Deutschen Botan. Ges. 85, 47—57.

G. Patzelt 1973 a: Die postglazialen Gletscher- und Klimaschwankungen in der Venedigergruppe (Hohe Tauern, Ostalpen). Z. f. Geomorphologie NF, Supplement-Bd. 16, 25—72.

G. Patzelt 1973 b: Die neuzeitlichen Gletscherschwankungen in der Venedigergruppe (Hohe Tauern, Ostalpen). Z. f. Gletscherkunde u. Glazialgeologie 9, 5—57.

G. Patzelt 1975: Untertal — Zillertal — Pinzgau — Kitzbühel. Spät- und postglaziale Landschaftsentwicklung. Tirol. Ein geographischer Exkursionsführer. Innsbrucker Geograph. Studien 2, 309—329 (mit Beitr. H. Penz).

H. Poser 1954: Die Periglazial-Erscheinungen in der Umgebung der Gletscher des Zemmgrundes (Zillertaler Alpen). Göttinger Geograph. Abhandl. 15, 125—180.

E. Richter 1891: Geschichte der Schwankungen der Alpengletscher. Z. d. D. u. Oe. AV 22, 1—74.

F. Röthlisberger 1976: Gletscher- und Klimaschwankungen im Raum Zermatt, Ferpècle und Arolla. Die Alpen 52, 3/4, 59—152.

W. Schneebeil 1976: Untersuchungen von Gletscherschwankungen im Val de Bagnes. Die Alpen 52, 3/4, 5—57.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Helmut Heuberger, Institut für Geographie der Universität München, Luisenstraße 37, D-8000 München 2

Bekanntlich hinkt jeder Vergleich. Also gewiß auch der so naheliegende, die Entwicklung des Expeditionsbergsteigens, wie sie bis heute fortgeschritten ist, der des Alpinismus bis 1865 gegenüberzustellen. Er hinkt hauptsächlich deshalb, weil der Standard der Ausbildung, der Ausrüstung, der Technik und des Wissens der Bergsteiger heute mit dem vor mehr als hundert Jahren nicht vergleichbar ist. Trotz dieser Behinderung — gehfähig erscheint der Vergleich doch.

Die erste Besteigung des Matterhorns im Jahr 1865 gilt den alpinen Geschichtsschreibern ja auch als Datum der Wende vom goldenen Zeitalter des Alpinismus, da das Trachten der Bergsteiger noch vornehmlich unerreichten Gipfeln galt, ins silberne. Im selben Jahr bereits schaffen Moore, Walker und Matthews mit den Führern Anderegg einen neuen, schwierigen Anstieg über die Brennvaflanke zum Montblanc. 1866 ist das Gründungsjahr des Österreichischen, 1869 des Deutschen Alpenvereins. Die Absicht eines der Mitbegründer des letzteren — des Pfarrers Franz Senn —, durch die Förderung des Tourismus in den Alpen den Lebensstandard der einheimischen Bevölkerung zu heben, ist bekannt.

1977: Die Hauptgipfel der Erde sind erstiegen. Noch lockt zwar eine Reihe stattlicher, wenn auch zumeist nicht erstrangiger Gipfel mit dem Etikett: unerstiegen. Seit Jahren aber verdichtet sich das Interesse der Expeditionsbergsteiger auf Neuanstiege von zunehmender Schwierigkeit zu Gipfeln, die auf anderen Wegen oft mehrmals schon erreicht wurden. Und seit Jahren auch öffnen immer mehr Staaten wie Nepal ihre Grenzpforten nicht nur für Expeditionsbergsteiger, sondern auch für die Touristik, den Fremdenverkehr, von dem sie sich, wie einst die Bewohner der Alpentäler, einen Gewinn an Lebensstandard erhoffen. Von ihren Partnern aus dem „entwickelten“ Teil der Welt, also auch den Bergsteigerverbänden, erwarten sie außerdem, möglichst umfassend mit Kenntnissen und Erfahrungen versorgt zu werden, die diese auf dem Gebiet, „das Bereisen von Hochgebirgen zu erleichtern“, seit mehr als

100 Jahren gesammelt haben. Daß im Verein dieser auszutauschenden Erfahrungen die von den Fehlentwicklungen, die eine ziemlich plan- und rücksichtslose Erschließungswut zu verantworten hat, nicht fehlen und ebenfalls auf fruchtbaren Boden fallen mögen, diese Hoffnung haben wir an entsprechender Stelle bereits im Jahrbuch 1975 ausgedrückt.

Auch in dieser Beziehung hinkt der Vergleich, den wir oben angestellt haben. Franz Senn konnte in seiner Absicht nicht auf die Erfahrung von Vorgängern bauen. Zu ihrer Gründerzeit war nicht abzusehen, in welche Dimensionen die Entwicklung auswuchern würde, die die Alpenvereine durch ihre Erschließungstaten eingeleitet haben.

Das alles ist heute bekannt. Darin könnte eine Chance liegen. Freilich scheint die Entwicklung des Tourismus in Nepal und anderswo in vielen Ansätzen den Pessimisten recht zu geben, die zu wissen glauben, daß in der Geschichte sich jede noch so offenkundige Fehlentwicklung ständig wiederholte. Das macht den Wunsch vieler europäischer Bergsteiger, das Rad der Entwicklung zurückzudrehen und möglichst alle noch „ursprünglichen“ Völker vor dem Kontakt mit den Segnungen unserer Zivilisation — also auch Tourismus und Fremdenverkehr — zu bewahren, immerhin verständlich. Doch die, die diesen Wunsch in aller Unschuld hegen, empfinden ihn anstelle derer, denen gegenüber sie ihn hegen, sicher genauso als unzumutbare Bevormundung wie die eigentlich Betroffenen. Der Wunsch wird also Utopie bleiben, denn schwer wohl zu widerlegen ist auch die Einsicht, die Reinhold Messner in seinem Buch „Bergvölker der Erde“ (Athesia Verlag, Bozen) so formuliert hat:

„Die Bergvölker stehen heute auf völlig verschiedenen Entwicklungsstufen. Die einen beginnen mit der Rodung, andere stehen in ihrer Blüte, viele sind dabei, als eigenständige Gemeinschaft zu sterben. Nach und nach werden sie wohl alle — ob mit oder ohne Tourismus — ihre ursprüngliche Lebensform aufgeben und eine neue suchen. Die Entwicklungshilfe wird diesen Prozeß höchstens stören, nicht aber aufhalten können. Vielleicht weiß der Bergbauer im Unterbewußtsein, daß er mit dem ungeteilten Leben eine Art



„... wenn das Wissen um die Selbstzerstörung fehlt, die notwendig ist, um zu neuen Ufern zu gelangen“ (R. Messner).

Foto: J. Winkler

Paradies aufgibt, ein herbes, aber zeitloses Paradies, eine Welt voller Harmonie und Würde des Menschen. Wer aber ist bereit zu frieren und zu hungern, wenn eine satte und bequeme Zukunft lockt, besonders dann, wenn das Wissen um die Selbstzerstörung fehlt, die notwendig ist, um zu neuen Ufern zu gelangen.“

Diesen Fragenkreis schneiden wir hier nicht an — zumindest nicht nur — weil er geeignet erscheint, den Betrachtungen von Seite 203 zum Thema Geschichte des Bergsteigens — Zeitgeschichte ergänzenden Stoff zu liefern. Wir glauben vielmehr, daß die Frage, ob sämtliche Fehlentwicklungen der Geschichte sich zwangsläufig wiederholen müssen oder nicht, sich nicht zuletzt daran entscheidet, inwieweit jeder einzelne, der an einer solchen Entwicklung teilhat, bereit ist, das Seine ge-

gen abschätzbare Fehlentwicklungen beizutragen. Denn entscheidend gefördert werden solche Fehlentwicklungen gewiß auch dadurch, daß allzu viele mit dem Alibi, „ohnehin nichts ändern zu können“ die eigene Sorg- und Gedankenlosigkeit entschuldigen.

Dem Rechnung tragend haben wir auch in diesem Jahrbuch wieder in den folgenden Themenblöcke zum Expeditionsgeschehen des Jahres 1976 Beiträge einbezogen, die uns geeignet erscheinen, die Aufgeschlossenheit für Kultur, Religion, Lebensbedingungen, die daraus resultierenden Erwartungen und Probleme der Gastgeberländer unserer Kundfahrer und Expeditionsteilnehmer zu fördern. Besonders hinweisen in diesem Zusammenhang möchten wir auf die Beiträge von Dr. Detsch auf Seite 64 und Dr. Warth auf Seite 53 (Red.).

Entwicklungshilfe in der gesellschaftspolitischen Situation Nepals

HERMANN WARTH

Traumland „Nepal“, „Märchenland am Himalaya“, „Eisgipfel und Goldpagoden“, „Spieldose des Himalaya“, „Mit Charme und Schirm durch das Götterland“, „Nepal, eines der letzten Paradiese der Erde“ — so und ähnlich lauten die Titel der Bildbände, werben die Manager der Tourismusindustrie.

Die rosa gefärbte Brille erschwert dann dem Besucher den ungetrübten Blick auf die Wirklichkeit. Diese besteht sicher aus heiterer Lebensfreude, aus natürlicher Höflichkeit, aus kindlicher Offenheit und aus einer Kombination von Kultur und Natur, die auf der Welt ihresgleichen sucht.

Die Wirklichkeit Nepals

Aber Nepal — das ist mangels sanitärer Einrichtungen auch knöcheltiefer Dreck, in dem sich Kinder und Hunde tummeln und der ein erstklassiges Reservoir von Krankheitsregenera darstellt;

Nepal — das ist auch Tbc-Husten bis zum Tode, eklige Ausschläge, apathisches Hinnehmen von Krankheiten und Verkrüppelungen mangels ärztlicher Hilfe, einseitige Ernährung, Unwissenheit hinsichtlich der Überwindung dieser Krankheiten und ihrer Ursachen, Angst vor dem Alter, weil es eine staatliche Altersversorgung für alle Bürger nicht gibt;

Nepal — das ist auch extrem harter Broterwerb in der arktischen Kälte des Himalaya, in den steilen Hügelzonen des Mittellandes und im Glutofen der Terai-Tiefebene; Nepal — das ist auch Leben in ständiger Angst zwischen den großen Nachbarn Indien und China, Abgeschnittensein von alten menschlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Verbindungen mit dem tibetischen Nachbarvolk;

Nepal — das ist auch drohender Identitätsverlust durch die einbrechenden negativen Erscheinungen der westlichen Zivilisation;

Nepal — das ist auch rapider Verfall seiner vielen kunstvollen Wohnhäuser und Kö-

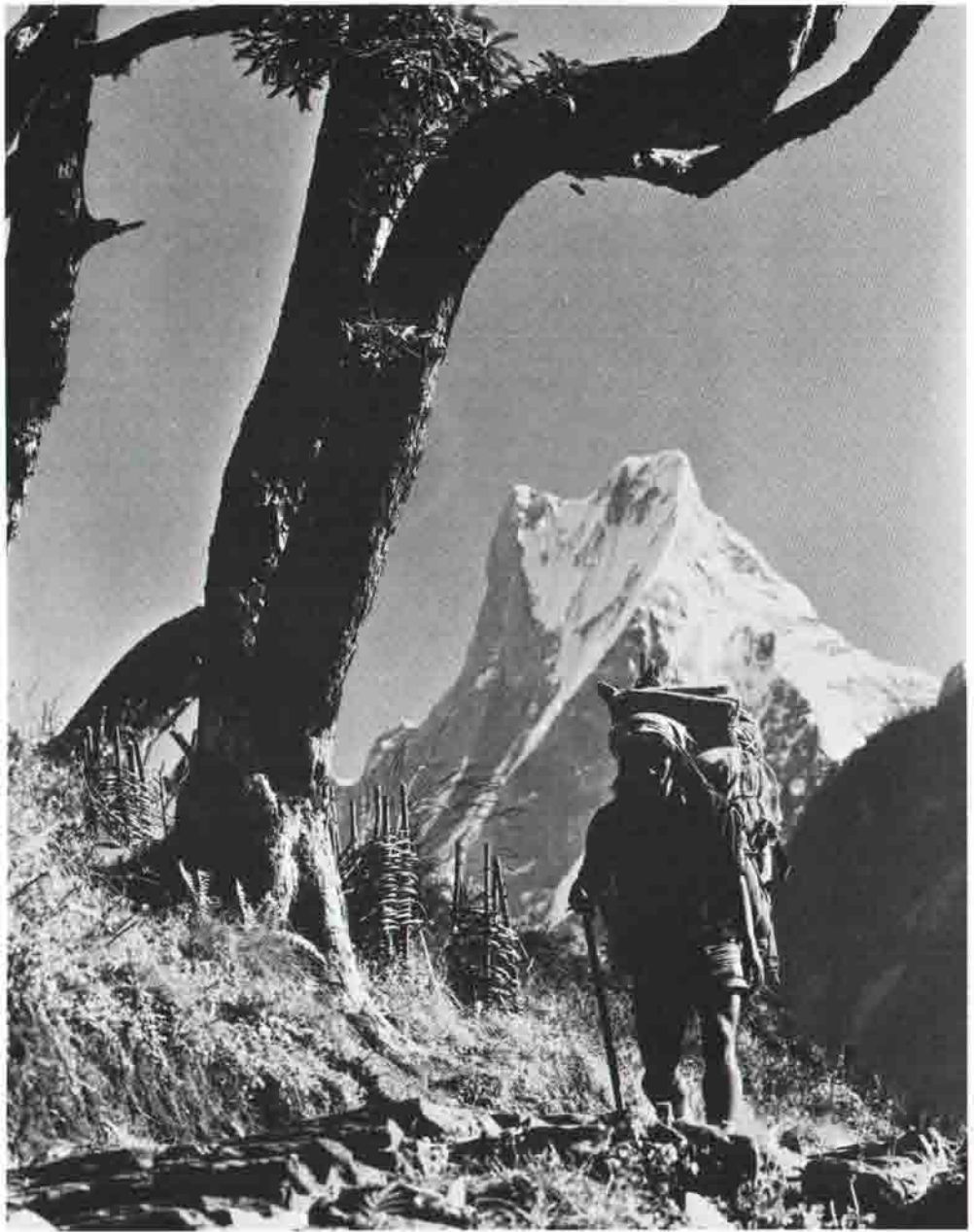
nigspaläste, Tempel und Kultstätten. Diese Seite der Wirklichkeit stellt sich in nüchternen Zahlen so dar:

Das Bevölkerungswachstum beträgt etwa 2,4%; in 30 Jahren führt es zur Verdoppelung der jetzt 12 Millionen Einwohner. Die durchschnittliche Lebenserwartung liegt bei 38 Jahren. Ein Arzt kommt auf 49 000 Einwohner. Für die 12 Millionen Einwohner stehen nur 2 100 Krankenhausbetten zur Verfügung. Ein hoher Prozentsatz der Bevölkerung ist lungenkrank. 85% leiden an Wurmkrankheiten. Tuberkulose, Typhus, Cholera, Malaria sind weit verbreitet. Der größte Teil der Bevölkerung ist fehlernährt. Die Analphabetenrate bei der Bevölkerung über 14 Jahre liegt bei 86%. Der Staatshaushalt beträgt DM 536 Millionen; 45% davon bestehen aus ausländischer Hilfe, was eine beachtliche Abhängigkeit darstellt. Das Pro-Kopf-Einkommen beläuft sich auf DM 200 pro Jahr. Weil die Durchführung der Landreform stockt, sind noch immer 4/5 der Bauern Pächter ohne besondere Motivation zu verbesserten Produktionsweisen. 97% des Außenhandels müssen mit und über Indien getätigt werden, eine Abhängigkeit, die das Land auf Dauer wohl nicht verkraften kann. Nepal exportiert gegenwärtig jährlich etwa 3 Millionen Tonnen Nahrungsgetreide. Die wachsende Bevölkerung wird ab 1980 jedoch ständig steigende Nahrungsmittel-Importe notwendig machen. Woher die Devisen dafür kommen sollen, bleibt vorerst offen. Nur noch 25% der Gesamtfläche Nepals sind bewaldet (ursprünglich 75%). Die Bodenerosion nimmt katastrophale Ausmaße an.

Entwicklungshemmende Faktoren

Nach der Revolution von 1951, die der Herrschaft der Rana ein Ende setzte und die Öffnung Nepals nach außen einleitete, entschlossen sich die politisch Verantwortlichen zum Experiment „Entwicklung“. Es ist in der Tat ein Experiment, denn die Hemmnisse sind offenkundig und machen den Ausgang ungewiß:

1. 87% des Landes haben Gebirgscharakter. Erdbeben und Erosion erschweren den Ausbau der Infrastruktur. Nepal hat ex-



Oben: Expeditionsträger, im Hintergrund der Machapuchare. Nepal hat extreme Transportprobleme. Es verfügt über kein Eisenbahnnetz und die Erschließung durch Straßen wird, obwohl zügig vorangetrieben, noch lange Zeit in Anspruch nehmen. Den Trägern kommt deshalb auch heute in vielen Gebieten noch eine große Bedeutung zu.

Seite 55: Das Pro-Kopf-Einkommen beläuft sich auf DM 200,— pro Jahr. Kinder bedeuten Altersversorgung im Großfamilienverband.

Fotos: J. Iacobucci

treme Transport- und Kommunikationsprobleme. Rohstoffe wurden in abbaubarer Menge bisher nicht gefunden. Der Bau von Staudämmen zur Gewinnung von Elektroenergie ist problematisch, weil die Staubecken immer wieder in relativ kurzer Zeit durch die Geröllmassen der Flüsse aufgefüllt werden. Das Land bleibt in großem Maße abhängig von Rohstoffimporten.

2. Nepal hat keinen Zugang zum Meer. Der außenpolitische und wirtschaftliche Spielraum ist gering. Das Land liegt zwischen China und Indien, den beiden volkreichsten Staaten der Erde, die zudem unterschiedliche politische und gesellschaftliche Strukturen haben. Die Straße zur chinesischen Grenze ist sehr oft verschüttet, der Handelspartner außerdem zu weit entfernt. Fast alle Importe und Exporte müssen über Indien getätigt werden. China und Indien, die offensichtlich am Status quo Nepals interessiert sind, zwingen das Land zu einer Politik des Wohlverhaltens. Außenpolitische und wirtschaftliche Initiativen der nepalischen Regierung stoßen

sehr schnell an unüberwindbare Schranken. 3. Die jährliche Bevölkerungszunahme beträgt derzeit 2,4%. Kinder bedeuten Altersversorgung im Großfamilienverband, und Kinderreichtum ist der Stolz der Armen. Das derzeitige noch 2- bis 3%ige Wirtschaftswachstum wird in kurzer Zeit durch den Bevölkerungszuwachs aufgefressen. Abholzung der letzten Waldbestände zur Neulandgewinnung und weitere Abwanderung in den sowieso schon dichtbevölkerten Süden werden unter anderem die Folgen sein.

4. Die Bevölkerung setzt sich aus über 20 größeren und unzähligen kleineren Stämmen mit eigenen Sprachen zusammen, geht lediglich durch den Hinduismus-Buddhismus und die zunehmende Ausbreitung der Nationalsprache „Nepali“. Ob dieser Konsens auch für ein gemeinsames entwicklungspolitisches Bewußtsein und Handeln ausreicht, mag dahingestellt sein.

5. Nepal ist laut Verfassung ein hinduistisches Königreich (87% der Bevölkerung sind Hindus, 9% Buddhisten). Der Dog-



matisierung — dem wohl unentrinnbaren Schicksal aller schriftlich niedergelegten geistigen Erfahrungen — entgingen auch die Veden (hinduistische Grundtexte) nicht. Die Einsicht, daß die Menschen trotz ihrer Gleichheit verschieden sind, erstarrte im Hinduismus zur hierarchisch gestuften Kastenordnung. Die Kasten wurden zwar 1963 gesetzlich abgeschafft, bestehen aber in Wirklichkeit weiter und bestimmen das ganze gesellschaftliche Leben. Die Kasten sind nahezu unüberwindbare gesellschaftliche Schranken. Entwicklungsfördernde Maßnahmen müssen die jeweiligen Kastennormen berücksichtigen und können deshalb im allgemeinen nicht mit dem notwendigen Elan gemeinschaftlich und kooperativ durchgeführt werden.

6. Die Administration ist den Problemen des Landes nicht gewachsen. Ihre Mitglieder fühlen sich im allgemeinen mehr Personen und Gruppen als der Sache verpflichtet — ein Erbe der 200jährigen feudalistischen Ordnung. Die Verwaltung ist hierarchisch und zentralistisch organisiert, obwohl es dezentralisierte Verwaltungsinstitutionen auf Gemeinde-, Distrikt- und Regionalebene gibt; denn über die 14 direkt vom König ernannten Zonenkommissare kann sich das Palastsekretariat jederzeit über Entscheidungen und Maßnahmen der lokalen oder regionalen Behörden hinwegsetzen. Mangelnde Motivation und Initiativkraft hinsichtlich entwicklungspolitischer Maßnahmen sowie ein gewisser Kompetenzwirrwarr lähmen so manche guten Anläufe.

7. Nepal fehlt eine genügend große Intelligenzschicht, die angesichts der Apathie der Bevölkerung auf der einen und der unreflektierten Nachahmung westlicher Wege durch die modernistische Bildungselite auf der anderen Seite ein nepal-adäquates Konzept zu entwerfen und durchzusetzen verstünde.

8. Schulen mit ausgebildeten Lehrern gibt es nördlich des Mittellandes nicht. Es besteht keine Schulpflicht. Für das 4. bis 7. und 8. bis 10. Schuljahr, den beiden Sekundarstufen, muß Schulgeld gezahlt werden. Ein Großteil der Kinder ist wegen der Arbeit auf dem elterlichen Hof unabhkömmlich. Nur 25 % der Kinder im Schulalter

gehen zur Schule. Ein überall spürbarer Mangel an ausgebildetem Personal ist die Folge.

Entwicklungsplanung und -politik Nepals

Daß die Regierung vor diesen nahezu unüberwindlich erscheinenden Schwierigkeiten nicht kapituliert, verdient Respekt. Sie bedient sich der drei Instrumente: Planungsperioden, Panchayat-System, ausländische Hilfe. Die allgemeine Entwicklungsplanung liegt seit 1972 bei der außerhalb der Ministerialbürokratie direkt dem König unterstehenden Nationalen Planungskommission. Sie entwirft die Fünfjahrespläne und überwacht deren Durchführung. Aber die Schwierigkeiten beginnen schon bei der Planerstellung. Fehlende Infrastruktur, mangelndes Kommunikationssystem machen Planung auf gesichertem statistischen Zahlenmaterial sehr schwer. Bei der Umsetzung der Pläne ist dann nicht so sehr Geldmangel das Problem, sondern vielmehr der adäquate Einsatz des Geldes durch die noch zu wenig entwicklungsbewußte Administration. Und so wundert es nicht, daß im allgemeinen die Ziele der Fünfjahrespläne nicht wie vorgesehen erfüllt werden konnten.

Dennoch haben die bisherigen Erfahrungen zu einer Verbesserung des Datenmaterials, zu Evaluierungen einzelner größerer Projekte und ihrer administrativen Versorgung geführt. Vor allem, es werden aus der Analyse der entwicklungshemmenden Faktoren die verbleibenden Möglichkeiten klar gesehen und danach Prioritäten gesetzt. So sieht der laufende fünfte Fünfjahresplan 30 % des Entwicklungshaushaltes für Land- und Forstwirtschaft, 25 % für soziale Dienstleistungen (Gesundheit, Schulen), 23 % für Transport und Kommunikation und 22 % für Industrie, Handel und Energie vor.

Mit Hilfe des Panchayat-Systems sollen die „von oben“ formulierten Ziele durch die Bevölkerung verwirklicht werden. „Panchayat“ bedeutet der fünfgliedrige Vorstand der indischen Dorfgemeinden, die sich früher selbst verwalteten. Die Panchayats überwachten auch die Sozialvorschriften der Kastenordnung. Das Panchayatsystem wurde in Nepal 1962 eingeführt. Der

Staatsaufbau ist pyramidenartig. Gemeinde- und Stadtversammlung (ca. 3500) wählen Gemeinde- und Stadträte; aus diesen wird die Distriktversammlung gebildet. Sie wiederum wählt einen Distriktrat. Die Distriktversammlung wählt außerdem Mitglieder der Distrikträte in das Nationalparlament (112). Der König kann zusätzlich 23 Abgeordnete ernennen. Die Minister sind Parlamentsmitglieder. Sie werden vom König ernannt und sind ihm verantwortlich. Die Beamten sind dem Prinzip der Amterrotation unterworfen. Parteien sind verboten, obwohl sie existieren. Die Gemeinde- und Stadtpanchayats haben bestimmte Verwaltungs-, Steuer- und Gerichtsvollmachten. Das Panchayatssystem, das der Basis eine gewisse Autonomie einräumt und ihr die Möglichkeit gibt, durch Diskussion, Wahlausübung und Kandidatur am politischen Leben teilzunehmen, soll die Bevölkerung mobilisieren und motivieren, entwicklungsfördernde Maßnahmen zu bejahen und durchzuführen. Außerdem soll die Verwaltung dezentralisiert und die einseitige Entwicklung Kathmandus und seiner näheren Umgebung zu Lasten der übrigen Landesteile verhindert werden.

Doch Konzept und Wirklichkeit stimmen nicht überein. Die geistige und materielle Abhängigkeit der Bürger ist noch so groß, daß sie fast ausschließlich Großgrundbesitzer oder Großbauern in das Dorfpanchayat wählen. Von einer Kontrolle der Gewählten durch die Wähler kann da keine Rede sein. Erst recht erscheint die Kontrolle der Parlamentsabgeordneten durch die Wähler illusorisch, da die geographische Distanz zwischen beiden mangels Infrastruktur groß ist. Auch die Wahrnehmung der verfassungsmäßig garantierten Vollmachten durch die Gemeinden scheitert in mancherlei Hinsicht teils aus Mangel an finanziellen Ressourcen, teils an persönlichen Interessen und Inkompetenz der nächst höheren Verwaltungsebene; der häufige Amtswechsel auf dieser verhindert das Heranwachsen einer für einzelne Sachgebiete kompetenten Expertenschicht. Ferner führt die Tatsache, daß die Entscheidungsbefugnis von oben nach unten durch alle Ebenen hindurchgewährt ist, zur Lähmung von Eigeninitiative und zu passiver Erwartungshal-

tung gegenüber Maßnahmen von oben. Andererseits scheinen Mitsprache und Gestaltungswilligkeit Forderungen einer kleinen städtischen Oberschicht, nicht Anliegen der breiten Landbevölkerung zu sein.

Unbestritten ist, daß das Panchayat-System als originelles nepalisches Ordnungsmodell zur Entwicklung von Zusammengehörigkeitsgefühl und Nationalbewußtsein beigetragen hat, das im Bestreben nach Unabhängigkeit von China und Indien von entscheidender Bedeutung sein kann.

Das Auseinanderklaffen von Theorie und Praxis des Panchayat-Systems, die Schwierigkeiten bei Planung und Plandurchführung und die dargelegten entwicklungshemmenden Faktoren führen dazu, daß Nepal sich noch auf unabsehbare Zeit auch des dritten Instruments, der ausländischen Hilfe, bedienen muß.

Die Geschichte der Entwicklungszusammenarbeit begann 1951 mit einem Vertrag zwischen Nepal und den USA und dem technischen Hilfsprogramm Indiens. Als weitere Partner kamen die Schweiz, China, die Sowjetunion, Großbritannien, Australien, Neuseeland und schließlich Israel, Kanada, Bundesrepublik Deutschland, Frankreich, Japan und Pakistan hinzu. Zusätzlich sind die Dienste von über 14 UNO-Organisationen, des Colombo-Plans, der Ford Foundation, der Weltbank und der Asiatischen Entwicklungsbank zu nennen. Die Geldmittel werden hauptsächlich für Straßenbau, Elektrifizierung, kleine Fabriken und für den Bildungsbereich eingesetzt. Bei manchen Projekten kann man sich allerdings des Eindrucks nicht erwehren, daß Nepal als Schachfigur auf dem politischen Spielbrett der Großen fungiert. Und wo erfährt man schon, welche Großprojekte nun einem Wunsch Nepals entsprechen und zu welchen es ja sagen muß?

Zusätzlich zur ausländischen Finanzhilfe arbeitet in Nepal eine beachtliche Zahl von Experten (darunter ca. 25 deutsche) und insgesamt ca. 250 Freiwillige aus den USA (125), Japan (65), Großbritannien (25), Bundesrepublik Deutschland (25), der Schweiz (10) und Österreich (3). Sie sind hauptsächlich in den Bereichen Erziehung, Landwirtschaft, Straßenbau/Hängebrückenbau, dörfliche Trinkwasserversorgung und Ge-



„Der Ausgang des Experiments Entwicklung in Nepal ist mit vielen Fragezeichen versehen ... Das Problem sind wir wohl selbst mit unserer Lebenseinstellung, die es uns so schwer macht, den Zugang zu dem zu finden, was wirklich Bedürfnis der Nepali ist, das Verständnis dafür aufzubringen, daß und warum sie sich angesichts ihrer täglichen und langfristigen Probleme so und nicht anders verhalten.“

*Foto:
J. Iacobucci*

sundheitswesen tätig, für die es in Nepal eigene qualifizierte Fachkräfte in ausreichender Zahl noch nicht gibt.

Angesichts der Kapitalhilfe, der vielen Experten und Entwicklungshelfer in ihrem Land fragen sich mehr und mehr auch die Nepali, wie effektiv denn nun dieses Instrument ausländische Hilfe ist. Müßte dieser geballte Einsatz nicht schon sichtbare Erfolge aufweisen? Durchleuchtet man dann noch die Art und Weise der „westlichen“ Entwicklungshilfe, unser Selbstverständnis, mit dem wir dem Land begegnen, dann häufen sich die Fragen, denen wir uns zu stellen haben.

Das Experiment und die Zweifel

Über die Menschen dieses Landes, die in ihrer Mehrheit ihre eigene Identität zu wahren suchen, ist nicht nur der Tourismus, sondern inzwischen auch eine Flut von meist westlichen Vorstellungen und Errungenschaften hereingebrochen mit allen negativen Begleiterscheinungen, die fremde Einflüsse überall nach sich ziehen. Es stellt sich daher die Frage: Wohin wird die Übertragung dieses „Importgutes“ die Nepali führen? Von Bedürfnislosigkeit und armer Zufriedenheit zu unzufriedener Erwartungshaltung, zur Konsumideologie? Von

asiatischer Ruhe zu westlicher Unrast? Von der gelassenen Lebenseinstellung zum Selbsterlösungsstreben eines säkularisierten Christentums? Vom Bewußtsein der menschlichen Grenzen zur Hybris der Macher? Vom homo ludens zum homo faber (vom Muße habenden Menschen zum Schaffer)? Von einer der Umwelt angepaßten Lebensweise zur Entfremdung von Natur und Kultur? Ist das Entwicklung? Können wir andererseits mit unserem technisch-naturwissenschaftlichen Weltverständnis überhaupt Nepal begreifen? Können wir unsere Vorstellungen, unser Selbstverständnis aufgeben? Bedeutet nicht allein schon unser Hiersein eine „Konversion“ der Nepali? Werden all diese Fragen bei den Entscheidungen über die Gewährung von Entwicklungshilfe, bei der Auswahl und Vorbereitung von Experten und Entwicklungshelfern gestellt, bedacht, und gemäß den Bedürfnissen und Gegebenheiten des Empfängerlandes zu beantworten versucht?

Versuchen wir einmal, uns in das Denken eines Nepali zu versetzen, mit seinen Augen die „fortschrittlichen, entwickelten Westler“ zu sehen. Was sehen sie? Frauen in Shorts, Touristen, behängt mit Kameras, kaputte Typen, die die Achtung vor sich selbst verloren haben, professionelle Diebe und Verschieber von Kultgegenständen; Hetze und Kurzatmigkeit; Ungeduld und Überheblichkeit; übersteigerte Konsumwünsche und Traditionslosigkeit. Und was bleibt, wenn diese Repräsentanten der Zivilisation wieder das Land verlassen? Blech und Plastik, ein Berg von Abfall: Westler, die die Natur hassen müssen . . .

Der Ausgang des Experiments Entwicklung in Nepal ist mit vielen Fragezeichen zu versehen. Die geologisch-geographischen entwicklungshemmenden Faktoren sind dabei nicht das eigentliche Problem. Westliches Know How, Kapital und Organisationstalent könnten sicher sogar die gewaltige Masse des Everest fortbewegen, würde irgend jemand auf die Idee kommen, daß gerade da eine vielspurige Autobahn nach Norden verlaufen müßte. Das Problem sind wir wohl selbst mit unserer Lebenseinstellung, die es uns so schwer macht, den Zugang zu dem zu finden, was wirklich Bedürfnis der Nepali ist, das Ver-

ständnis dafür aufzubringen, daß und warum sie sich angesichts ihrer täglichen und langfristigen Probleme so und nicht anders verhalten. Sicher, wir können auch nicht gänzlich aus unserer Haut schlüpfen, und die Nepali wollen unsere Hilfe, da die Gesellschaft — will sie angesichts des Bevölkerungsdrucks überleben — sich in das Experiment Entwicklung einlassen muß.

Was ist also zu tun? Ich glaube, es muß versucht werden, den Zusammenstoß von West und Ost so zu gestalten, daß Existenz und Identität der nepalischen Gesellschaft durch Hereinnahme unserer positiven zivilisatorischen Errungenschaften gewahrt und gestärkt und der Schaden durch die negativen Einflüsse in erträglichen Grenzen gehalten werden.

Es muß versucht werden, das Land nicht durch massive Entwicklungshilfe zu „erschlagen“, sondern unter Zuhilfenahme westlichen Wissens und Kapitals bei den Bewohnern die Motivation zu wecken, ihre Zukunft selbst zu bestimmen und zu gestalten.

Es muß versucht werden, durch geduldige Beratung und Überzeugung die Nepali zu Selbstbewußtsein und Gestaltungswillen zu führen. Mit pauschalen Sprüchen und Rezepten kann dem Land nicht geholfen werden.

Und es muß schließlich versucht werden, den noch kleinen Mittelstand zum größten Teil der Gesellschaft zu machen, denn die Geschichte zeigt, daß nur eine zwischen Arm und Reich ausbalancierte Gesellschaft auf Dauer lebensfähig ist.

Es bedarf eines großen Maßes an Offenheit, Geduld, Gelassenheit, Einfühlungs- und analytischem Vermögen, Initiativkraft, um angesichts der vielfachen täglichen Hemmnisse einen sinnvollen Beitrag zur Unterstützung der nepalischen Gesellschaft zu leisten. Entwicklungshilfe ist ein Experiment für beide Partner; und sie gehört wegen der Ungewißheit über die Erreichbarkeit der Zielsetzung mit zum Aufregendsten unserer Zeit.

Anschrift des Verfassers:

*Dr. Hermann Warth,
c/o German Volunteer Service,
P.O.B. 442, Kathmandu, Nepal*

Bhutan — Land des Donnerdrachens

WILLI SENFT

Die sechs Teilnehmer der Erkundungstour des Österreichischen Alpenvereins, Sektion Graz, unter der Leitung von Gewalt Pichler sind Mitte April 1977 aus Bhutan zurückgekommen. Wenn auf Grund des überaus schlechten Wetters auch keine spektakulären Gipfelbesteigungen durchgeführt werden konnten, so waren doch die Eindrücke von Land und Leuten außerordentlich interessant und es konnten sehr wichtige Erfahrungen für künftige Reisen nach Bhutan gesammelt werden.

Im vergangenen Herbst hat Bhutan als das letzte der „verbotenen Königreiche“ seine Tore für die ersten Fremden geöffnet. Man will aber auch künftig nur ganz wenigen, selektierten Bergsteiger- und Touristengruppen die Einreise gestatten. Nach unserem mehrmaligen Befragen über diese, in der heutigen Zeit so seltene Reserviertheit dem begehrten Touristen-Dollarstrom gegenüber, hat man uns von höchst offizieller Seite erklärt, daß man alles daransetzen wolle, die verderblichen Einflüsse der westlich-technischen Zivilisation so gut wie nur irgend möglich vom eigenen Volk fernzuhalten, das noch in einer völlig ungestörten und ausgewogenen Agrargesellschaft lebt.

Druk Yul — „Land des Donnerdrachens“, nennen die Bhutanesen selbst ihren Staat. Ungefähr von der Größe der Schweiz, jedoch mit nur einer Million Einwohner, liegt Bhutan genau zwischen Tibet und Indien, direkt nördlich des Golfes von Bengalen an der Südabdachung des Himalaya. Man kann sich kaum ein unzugänglicheres Land vorstellen, fährt man doch mehr als fünf Stunden auf der erst in den sechziger Jahren erbauten Straße durch wildestes Bergland, hoch über eng eingeschnittene Schluchten, über 3000 m hohe Pässe, um schließlich die Hochtäler Zentral-Bhutans zu erreichen. Im Westen und Norden trennt die Kette der Himalaya-Eisriesen mit ihren über 7000 m Höhe das Land von Tibet-China.

Mit Ausnahme der Chomolhari, eines Siebentausers im Westen Bhutans, ist die ganze Kette der herrlichen Himalayagipfel bis hin zum höchsten Berg Bhutans, der Kula Gangri, welcher 7500 m hoch ist, noch unerstiegen. Aber auch die meisten der 6000 und 5000 m hohen Gipfel hat noch nie eines Menschen Fuß in Bhutan betreten und so erwartet hier den Bergsteiger in den nächsten Jahren noch ein wahres Eldorado. Vorläufig ist allerdings keiner der spektakulären Gipfel noch für eine Besteigung freigegeben und es wird diesbezüglich wohl auch noch eine längere Zeit verstreichen.

Das Bhutan, wie wir es in diesen wenigen Wochen ein wenig kennen und vor allem lieben gelernt haben, befindet sich in den Hochtälern mit seinen Terrassenfeldern und den aus Stein und Holz errichteten, so unglaublich harmonisch wirkenden Bauernhäusern mit den steinbeschwerten Holzschindeldächern.

Wir befinden uns im Lande des tibetisch-lamaistischen Buddhismus und so flattern vor jedem Haus Gebetsfahnen an hohen Masten.

Fast jede Talschaft wird von einem der mächtigen Dzongs überragt, von diesen stolzen Bauwerken, die eine Mischung von Kloster und Festung darstellen. Mit ihren schräg ausgestellten gewaltigen Steinmauern und den Pagodendächern bergen diese Dzongs in ihrer Mitte stets einen buddhistischen Tempel und in den vielen Räumen der Gebäude leben Mönche, Mönchschüler, Zivilbeamte und Arbeiter. Die Dzongs sind derart auch heute noch ein Symbol für die bis noch vor wenigen Jahrzehnten Gültigkeit habende Gewaltenteilung zwischen kirchlicher und weltlicher Macht, die erst der Urgroßvater des jetzigen Königs im Jahre 1908 zugunsten des Königshauses verschieben konnte.

Nahezu die meisten dieser Dzongs sind Gebäude von selten ausgewogener Harmonie, die mit den Terrassenfeldern, Bergurwäldern und den darüber blinkenden Eisgipfeln eine großartige Einheit darstellen.

Daneben gibt es noch eine Vielzahl kleinerer religiöser Bauten, wie Ghompas,

Die mächtigen Dzongs beherrschen die Täler Bhutans. Als Mischung zwischen Kloster und Verwaltungsgebäude sind sie gleichzeitig ein Symbol für die Gewaltenteilung zwischen kirchlicher und weltlicher Macht.



Foto: W. Senft

Tschorten und Manimauern, die man als frommer Buddhist — bzw. als aufmerksamer Ausländer — immer nur im Sinne des Uhrzeigers umschreiten darf.

Die Tempel in den Dzongs und die heiligen Räume in den Ghompas sind vollgestopft mit dem wertvollsten buddhistischen Kulturgut, mit Götterstatuen und vor allem mit den kostbarsten Thankas (das sind buddhistische Rollgemälde). Die religiösen Gefühle der Bhutanesen sind noch so stark ausgeprägt, daß man, im Gegensatz etwa zu Nepal oder Ladakh, in den heiligen Räumen nicht bzw. nur mit Sondergenehmigung des Königs, fotografieren darf.

Über 90% der Bhutanesen leben von der Landwirtschaft noch in völliger Selbstzufriedenheit. Die Marktwirtschaft hat noch kaum Eingang gefunden, weil die Menschen sich nicht nur alle Lebensmittel, sondern auch nahezu sämtliche Gebrauchsgegenstände selbst erzeugen, so daß nur für Feiertagskleider aus Seide oder anderen wertvollen Webarten und für ganz wenige andere Gebrauchsartikel Tauschgüter produziert werden müssen. Die ältere Generation hat noch keine Schulen besucht und nur eine ganz dünne Schicht sehr junger Leute weist heute einen Bildungsstand auf, der sich mit unserem etwas messen kann.

So sind auch fast sämtliche offiziellen Posten und vor allem die wenigen Stellen in der „jungen“ Fremdenverkehrswirtschaft mit Männern besetzt, die kaum über 25 Jahre alt sind.

Die Bhutanesen sind noch derartig selbstzufriedene Landwirte, daß sie sich nicht zu öffentlichen Arbeiten, wie z. B. etwa dem Straßenbau, bereifinden, so daß man seit einigen Jahren in Bhutan kurioserweise sogar das Problem der Gastarbeiter kennt. Die Straßenarbeiten werden nämlich hauptsächlich von Nepalesen ausgeführt, die man in das Land geholt hat.

Derzeit ist erst Westbhan mit zwei asphaltierten Straßen, welche in die beiden wichtigsten Orte führen, erschlossen und bis zum Ende des nächsten Jahrzehnts soll dann eine West-Ost-Verbindung durch Mittelbhan fertiggestellt werden.

Vorläufig ist das wichtigste Transportmittel das Pferd und der Maulesel und — ob man will oder nicht — man muß vorläufig auch als Bergsteiger zum Reiter werden, wenn man sich über weitere Distanzen im Land bewegen will.

Die beiden alten Regierungssitze waren die Dzongs von Paro im Sommer und von Punakha im Winter und erst vor wenigen Jahren wurde sozusagen eine Hauptstadt gegründet und zwar in Thimphu, wobei

Anfang der sechziger Jahre um den Kern des dortigen alten Dzongs ein prächtiger gewaltiger neuer Dzong errichtet wurde, welcher nunmehr Sitz der Regierung ist und auch sämtliche Ministerien beherbergt. Die Gebäude sind äußerst eindrucksvoll und das Erstaunlichste daran ist, daß sie nach alt-traditioneller Bauweise geschaffen wurden, das heißt, ohne einen einzigen Eisennagel und auch ohne Ausfertigung eines gezeichneten Planentwurfes. Im hübschen bhutanesischen Traditions-Stil wurde vor einigen Jahren auch das Gebäude der „Bank von Bhutan“ sowie einige andere halböffentliche Objekte errichtet. Ansonsten besteht Thimphu aus einer längeren Aneinanderreihung von Geschäftsläden und seit kurzem auch leider aus einigen Gebäuden im westlichen Stil, die vor allem durch die unvermeidlichen Wellblechdächer nicht gerade gut in das übrige Bild passen; glücklicherweise besteht eine Vorschrift, daß sämtliche Blechdächer in roter oder grüner Farbe anzustreichen sind. Glücklicherweise ist Thimphu aber der einzige Ort Bhutans, wo man etwas vom westlichen Kultureinfluß merkt; alle anderen Ortschaften und Plätze im Land weisen noch eine völlige Ursprünglichkeit auf. Man kann den Verantwortlichen in Bhutan nur wünschen, daß es ihnen gelingt, diesen Zustand auch restlos zu erhalten.

Der erst 22jährige König Jigme Singye Wangchuk ist sehr bemüht, die demokratischen Reformen seines Vaters fortzusetzen. So gibt es nicht nur seit 1953 bereits eine Nationalversammlung, sondern seit 1969 hat der König sogar kein Veto mehr gegen die Beschlüsse dieses obersten Gremiums Bhutans. Seit 1972 gibt es sogar eine Art Kabinett, wobei der König dessen Sitzungen in der Regel selbst beiwohnt. Die Bhutanesen sind noch ausschließlich in ihrer eigenen Landestracht gekleidet, und zwar tragen die Männer ein kittelähnliches Gewand, das die Knie freiläßt und Kho genannt wird. In der Gegenwart hochgestellter Personen müssen die Männer barfuß sein, was der verstorbene König sogar noch in Gegenwart seines Vaters machen mußte. Traditionellerweise müssen die Knie der Männer auch solange bloß sein, als sich der oberste Abt Bhutans in der Hauptstadt

Thimphu aufhält, was in der Regel aber nur während der Sommermonate der Fall ist.

Die Frauen tragen ausnahmslos ihr traditionell knöchellanges Kleid, welches Kira genannt wird und in Schulternähe mit einer Silberbroche zusammengehalten wird.

Der traditionelle Sport der Männer ist das Bogenschießen, in welcher Disziplin die Bhutanesen es zu einer ganz besonderen Perfektion gebracht haben. Nahezu an allen Feiertagen hallen die Täler wider vom Jauchzen und den Siegeschreien jener Schützen, welche die Scheibe getroffen haben. Die etwa ein Meter hohen und 30 cm breiten Scheibenbretter sind meist in der ganz unglaublichen Distanz von 130 m (!) aufgestellt und diese Distanz ist so weit, daß der Schütze den Pfeil nicht direkt, sondern in einer Flugparabel abschießen muß, wobei erstaunlicherweise die Treffsicherheit ganz unglaublich ist. Die Metallspitzen der Pfeile schlagen mit solcher Wucht in die Scheiben ein, daß sie nur mit einer Spezialvorrichtung aus den Brettern herausgezogen werden können.

Trotz dieser Wehrhaftigkeit und Treffgenauigkeit der Bhutanesen wimmelt das Land dennoch von wilden Tieren, weil dem frommen Buddhisten das Töten an sich streng verboten ist. Lediglich die Mitglieder des Königshauses genießen hier eine Sonderstellung und gehen auch fleißig auf Jagd, wie wir uns selbst überzeugen konnten. So sind in Bhutan noch die seltensten Himalaya-Tierarten in großer Zahl vertreten, so z. B. der Dremo oder Blaue Bär, der Braunbär, der Moschushirsch, das ganz seltene Blaue Schaf und der Schneeleopard, um nur einige zu nennen. Besonders prächtig ist aber auch die Vogelwelt mit vielen Reihern, Sonnenvogelarten und dem prächtig buntschillernden Himalaya-Fasan.

Das großartigste Erlebnis in Bhutan sind aber wohl die Mönchs-Tanzfeste, deren berühmtestes jedes Jahr im März in der alten Hauptstadt Paro über vier Tage stattfindet. Wir hatten unsere Reise so gelegt, daß wir Zeuge dieses seltenen und einmaligen Ereignisses sein konnten.

In den uralten traditionellen Tanzmasken und mit Gesten, Bewegungen und Tanzschritten, die einer jahrhundertelangen Tra-



90 % der Bhutanesen leben von der Landwirtschaft und kennen noch keinerlei maschinelle Hilfsmittel.

Foto: W. Senft

dition entsprechen, treten vier Tage lang immer wieder neue Tanzgruppen auf, welche vor allem die bösen Dämonen bannen und die guten Geister beschwören sollen. Dazu ertönen Gongs und dumpfe Paukenschläge sowie die fanfarenähnlichen Trompetenstöße der Sangdung, der riesigen alphornähnlichen Trompeten. Tausende Zuschauer aus den umliegenden Tälern geben mit ihrer Feiertagskleidung und dem festlichen Ernst ihres Interesses eine fast märchenhafte Umrahmung. Der Höhepunkt ist dann am vierten Tag in den Stunden vor Sonnenaufgang das Entrollen der riesigen Thangka, welche die gesamte Klostermauer

bedeckt und vor der die Mönche ihre zereemoniellen Riten begehen. Die Thangka stellt Padmasambhava, den Gründer des Lamaismus in Bhutan, dar und jeder Besucher wirft sich vor dieser Thangka hin und berührt mit seiner Stirn dreimal den Boden. Auch wir mußten am Ende dieses Festes Bhutan wieder verlassen und schieden äußerst beeindruckt von diesem liebenswerten Land, bei dem Mensch, Natur und Religion noch eine ungestörte Einheit bilden.

Anschrift des Verfassers: Dr. Willibald Senft, Luigi-Kasimir-Gasse 20, A-8045 Graz

Nepal-Trekking und Buddhismus

KURT DETSCH

Der Europäer, der, etwa anlässlich eines Himalaya-Trekkings, sich zum ersten Male einer fernöstlichen Kultur gegenüber sieht, mag ein gewisses Gefühl von Hilflosigkeit empfinden.

Das klingt beispielsweise an in Veröffentlichungen, wie in der „Süddeutschen“ vom 30. Juli 1976, wo zu lesen war, die Buddhisten seien doch praktische Leute, da sie die Aufgabe des Betens weitgehend durch Gebetsmühlen und Windfahnen verrichten ließen.

Demgegenüber stellt der Psychoanalytiker Erich Fromm in „Zen-Buddhismus und Psychoanalyse“ etwas weniger oberflächlich fest, die religiösen Gedanken des Ostens seien paradoxerweise dem westlichen Vernunftdenken kongenialer als die religiösen Gedanken des Westens selbst. Es soll im Folgenden der Versuch gemacht werden, wenigstens durch einige grobe Hinweise etwas Licht in das Dunkel dieses scheinbaren Widerspruches fallen zu lassen.

Wer immer den Begriff „Gebetsmühle“ geschaffen haben mag, er hat sich durch diese Wortschöpfung das Zeugnis grenzenloser Oberflächlichkeit ausgestellt.

Da die Begriffsbildung buddhistisch unsinnig ist, kann sie nur von einem christlichen Europäer stammen. Wie dieser den Gedanken, ein Gebet in einer Mühle zu mahlen, religiös rechtfertigen kann, muß sein Geheimnis bleiben.

Das angesprochene Gerät, ein in verschiedenster Form und Größe beweglich angebrachter Rad-Zylinder, als Kleinausgabe für „Handbetrieb“ in jedem Touristik-Geschäft erhältlich, heißt „Mani-tschö-khor“. Die Übertragung des tibetischen Begriffes ist wiederzugeben als „Juwelen-Rad“ oder „kostbares Rad“. Mit „Mühle“ hat das gar nichts zu tun.

Notfalls könnte man auch „Gebetsrad“ sagen.

Der gedanklich-symbolische Hintergrund: Der Buddhismus vertritt eine konsequent

dynamische Weltauffassung. D. h., alles Dasein, das gesamte Universum, ist Geschehen und daher unbeständig. Dieses Prinzip ständiger innerer Wandlung als Weltprinzip wird durch das Rad-Symbol ausgedrückt, das sich übrigens auch in der indischen Nationalflagge findet.

Das Rad ist als in ständiger Drehung befindlich aufzufassen: der Buddha hat seinerzeit das „Rad der Lehre“ in Bewegung gesetzt! Im lamaistischen Buddhismus der Himalaya-Länder ist aus dem ursprünglich achtspeichigen Rad der Rad-Zylinder geworden, der ebenfalls in Bewegung gehalten wird.

Auch Wasser oder Wind können genutzt werden, um „Bewegung“ — symbolisch — zu verwirklichen.

Ein weiterer Symbolismus kommt hinzu: Der Zylinder umschließt einen Hohlraum. Dieser Hohlraum symbolisiert die Leere, den grundlegenden Oberbegriff fernöstlichen Denkens, gleichermaßen verbindlich für den Buddhismus wie für den chinesischen Taoismus.

„Leere“ ist nicht gleichzusetzen mit dem, was man als Europäer so unter „Nichts“ versteht. Eher handelt es sich um eine Voraussetzung jeder Art schöpferischen Gestaltens. Etwa im Sinne des altehrwürdigen Philosophen Laotse: ein Maßkrug besteht aus Ton, seinen Nutzen erfährt er durch den leeren Raum, den der Ton umschließt. Ein Haus besteht aus Mauerwerk. Seinen Nutzen erhält es durch den leeren Raum, der ummauert wurde, usw. Im Rad-zylinder werden also Lehre, im buddhistischen Sinne und Leere gleichermaßen angesprochen.

Einen Gebetszylinder in Bewegung zu versetzen, stellt eine Reverenz gegenüber dem Weltprinzip „Bewegung“ dar.

Der Buddhismus kennt an und für sich weder Gott noch Götter.

Allerdings sind solche Wesenheiten aus der Folklore der bekehrten Völker übernommen worden.

Sie haben dabei einen Bedeutungswandel erfahren: letztlich gelten sie nicht mehr als vom Menschen unabhängige Wesenheiten. Sie sind aufzufassen als Projektionen des eigenen menschlichen Unbewußten. Man kann das in der (tibetischen) Totenbuch-



„Der Zylinder umschließt einen Hohlraum.
Dieser Hohlraum symbolisiert die Leere,
den grundlegenden Oberbegriff fernöstlichen Denkens...
„Leere“ ist nicht gleichzusetzen mit dem,
was man als Europäer so unter „Nichts“ versteht.
Eher handelt es sich um eine Voraussetzung jeder Art
schöpferischen Gestaltens...
Einen Gebetszylinder in Bewegung zu versetzen stellt eine
Reverenz gegenüber dem Weltprinzip „Bewegung“ dar...“

Foto:
J. Winkler

literatur nachstudieren, die zurückgeht auf den Apostel Padmasambhava, der um das achte Jahrhundert n. Chr. herum dem Buddhismus in Tibet zum entscheidenden Durchbruch verhalf. Es heißt da u. a. „Du kannst sicher sein, daß die friedlichen und rasenden Gottheiten, die bluttrinkenden Herukas, die tierköpfigen Gottheiten . . . und so weiter keine Substanz haben, sie entstehen bloß aus dem spontanen Spiel Deines Geistes!“ — Dieses zu erkennen, ist eine grundlegende Voraussetzung für Erlösung im buddhistischen Sinne. Wir finden hier vor ca. 1200 Jahren ein Wissen vorweggenommen, an das sich das Abendland erst seit S. Freud und C. G. Jung heranzutasten beginnt.

Der bekannte Spruch „Om-mani-padme-hum“ findet sich auf den Gebetsrädern, auf Windfahnen und tausendfach in Stein gemeißelt in Form von Mani-Steinen und -Mauern.

Sicher bedeutet „mani“ Kostbarkeit und „padma“ Lotosblume.

Trotzdem läßt der Spruch sich ebensowenig wörtlich übersetzen wie viele Formeln unserer Physik.

Es handelt sich um ein „mantra“. Ein Mantra ist kein Gebet, sondern so etwas wie eine psycho-kosmische Formel.

Elemente unseres innerseelischen Bereiches werden durch das Mantra mit Elementen des Universums verbunden.

Die Silben „Om-ma-ni-pa-dme-hum“ werden abgestimmt auf die Daseinsgruppen, die die menschliche Person aufbauen (Körperlichkeit, Gefühl, Wahrnehmung, Intellekt, Bewußtsein), auf die in den Körper projizierten Meditationszentren (Unterleib, Nabel, Herz, Kehlkopf, Stirn, Scheitel); mit den Elementen, die den Menschen wie das Universum aufbauen. Besser wäre hier, von Aggregatzuständen zu sprechen: das Feste = Erdelement; das Flüssige = Wasserelement; das Gasförmige = Luftelement; Feuerelement (Energie? — Man sah im Feuer ein eigenes Elementargeschehen). Äther = Raumelement (Leere!).

Diese Entsprechungen finden sich wieder am typischen Kultbau dieser Kultur, dem Stupa (sanskrit) oder Chörten (tibetisch), vom kleinsten Reliquenschrein bis zum mächtigen Stupa von Swayambunath.

Die kubische Form des untersten Bauelementes entspricht dem Erdelement, der Rundteil dem Wasserelement, der konische Überbau dem Feuerelement, der Schirm dem Luftelement und der tropfenförmige Aufsatz dem Ätherelement.

Zugeordnet ist das Mantra Om-mani-padme-hum dem Bodhisattva (= Heilswesen) Avalokiteshvara (tibetisch: Tschäresie).

Dieses Heilswesen stellt dar die Personifizierung des Prinzipes allumfassenden Mitleids, eine der wichtigsten ethischen Grundlagen des Buddhismus.

Mitleid bedeutet das Nicht-Dulden des Leides anderer Wesen. Avalokiteshvara gilt als Schirmherr der Himalayaländer, vor allem Tibets. Die Dalai-Lama als Herrscher Tibets gelten als seine Wiederverkörperung. Ein Wiedergeburtkörper (tibetisch ‚tulku‘) ist aufzufassen als Verkörperung eines sittlichen Prinzips, nicht als Verkörperung im biologischen Sinne!

Avalokiteshvara wird in mannigfacher Art dargestellt, u. a. auch mit vielen Köpfen und Tausenden von Augen und Händen: der Bodhisattva schaut in jeden Abgrund, in jede Schlucht und ist stets bereit, dem Unglücklichen mit seinen Händen zu helfen.

Der Teilnehmer an einem Himalaya-Trekking wird hierfür Verständnis gewinnen, vor allem, wenn er bedenkt, daß Sherpas und ihre zierlichen Sherpanis ihre Lasten nicht nur während des schönen Wetters der Touristensaison bewegen müssen, sondern auch bei Wind und Wetter und Schneesturm und das auf den dortigen Pfaden, entlang an Abgründen und hinweg über waghalsige „Brücken“.

Die Vorstellung solcher Heilswesen wurde vor allem im nördlichen Buddhismus = Mahayana („großes Fahrzeug“) entwickelt.

Es gilt, als in ethischer Hinsicht besonders verdienstvoll, nicht nach Erlangen der zur Erlösung (Nirvana) notwendigen Einsicht/Erleuchtung einfach zu „verlöschen“, sondern zunächst auf Nirvana zu verzichten, um so im Weltgeschehen weiter zu wirken an der Erlösung anderer Wesen (aller Lebewesen, nicht nur der Menschen!), bis das universale Erlösungswerk vollendet ist.

Die weiße Tara
(tibetisch: Dölma).
Nach der Legende
aus einer Träne des
allgütigen Avalokitesh-
vara (tibetisch:
Tschäresie) entstanden.
Eine der am meisten
verehrten Gestalten des
nördlichen Buddhismus.



Tibetischer Blockdruck
im Besitz von
Dr. K. Detsch

Jeder Mensch ist aufgerufen, dieses „Bodhisattva-Gelübde“ zu leisten. Somit ergibt sich die Aufgabe, in Avalokiteshvara weniger ein monströses Wesen zu sehen, auf Gipfeln thronend und Abgründe überwachend, sondern darin, als Mensch der Bodhisattva = Heilswesen seines Mitmenschen zu sein.

In Kathmandu und anderswo findet man viele Bilddarstellungen zum Verkauf angeboten, von einfachen Papierdrucken bis zum kostbaren Rollbild („Thanka“).

Ein immer wiederkehrendes Motiv: die Darstellung eines „Mandala“. Im Mittelpunkt steht eine teils quadratische, teils kreisförmige Gliederung der Bildfläche, in deren Unterteilungen einzelne bis zahlreiche mythisch wirkende Gestalten oder Symbole dargestellt sich finden. Der Kreis des Mandala umgibt einen heiligen Bezirk.

Dargestellt wird ein bis ins kleinste Detail präzise entwickelter religiös-psychologischer Symbolismus, dessen Erschließung für den Abendländer erst in den Anfängen steht.

Letzteren Endes handelt es sich um Meditationsaufgaben, Vorbilder für „Schaubildmeditation“. Es geht darum, bestimmte Inhalte und Zusammenhänge nicht durch Sprachsymbole des diskursiven Denkens darzustellen, sondern als Bildsymbole für das „geistige“ Auge.

Als höchstes Niveau können wohl die „Dhyani“- („Meditations“-) Buddhas aufgefaßt werden, deren es fünf gibt.

Man findet sie häufig dargestellt, nicht nur auf Mandalas. Sie finden sich in den Einzelkapellen um die großen Stupas, auf Bildern als Reihe von fünf verschiedenfarbigen Buddhagestalten.

Nepal
Symbolgestalten ohne
»Eigensein«





Oben:

Ausschnitt aus dem Tympanon des Goldenen Tores in Bhaktapur.
Die Skulptur zeigt die Gestalt der vierköpfigen, zehnmügigen Vaishnavi.
Seite 68:

Chawskamini in Bodnath — Chawskamini ist die schreckliche Form
der friedvollen Tara (siehe Abbildung Seite 67)...

„Die Kulturen Ostasiens haben in zweieinhalbtausendjähriger Arbeit
tiefenpsychologische Einsichten gewonnen ... deren Erschließung ...
einer unternehmungslustigen Forschergeneration ein ... ebenso dankbares
wie reizvolles Neuland bieten könnte.“

Fotos: J. Winkler

Man stößt auf sie, wenn man beim Warten auf das Flugzeug nach Lukla den Figurenfries im betreffenden Warteraum des Flughafens von Kathmandu betrachtet. Es handelt sich um Symbolgestalten, die sich auf fünf Weisheitsaspekte beziehen, die sich aus der buddhistischen Lehre ergeben, deren Darstellung hier jedoch zu weit führen würde.

Auch für die Bildmeditation charakteristisch: es handelt sich um Symbolfiguren, denen kein „Eigensein“ zukommt. Sie müssen vom Meditierenden aus der Leere des eigenen Bewußtseins erzeugt und nach Abschluß der Übung wieder in diese Leere entlassen werden.

So können sie nicht zu selbständig existierenden Gottwesen werden, denen man sich durch Opfer- und Götzendienst zu unterwerfen hätte!

Man darf diese Aspekte nicht mit den im Kathmandutal lebendigen Hindugebräuchen in einen Topf werfen! Allerdings ist es schwierig, bei dem Synkretismus, den beide Religionen auf volksnaher Ebene eingegangen sind, Hindu- und buddhistische Gebräuche zu trennen.

Über das Verhältnis des „einfachen“ Sherpa-Trägers am Karawanenweg zu den ange-deuteten buddhistischen Lehrgrundsätzen ist mir nichts bekannt. Man sollte nicht vergessen, daß auch bei uns, vor allem in ländlicheren Gegenden, sich manches Brauchtum unter tausendjähriger Tolerierung der Kirche erhalten hat, dessen Wurzeln weder im Neuen Testament, noch beim Hl. Thomas v. Aquin sich finden!

Ein abschließendes Wort zum Begriff „Entwicklungshilfe“:

Das Abendland hat die technische Zivilisation erfunden und damit eine Epoche der Menschheitsgeschichte eingeleitet, der sich auch die außereuropäischen Völker nicht verschließen können.

Es sind Möglichkeiten entwickelt worden, sehr viel für den Menschen Gutes zu verwirklichen.

Aber auch die Kehrseite wird gerade uns Abendländern der Gegenwart immer mehr bewußt: die Gefährdung bis Zerstörung der Umwelt, ohne die wir nicht existieren können.

Wir wollen nicht vergessen: wir können durch unsere Möglichkeiten in Ländern wie Nepal die Landwirtschaft intensivieren, Industrieanlagen schaffen und Verkehrsmöglichkeiten erschließen.

Das bedeutet: Landwirtschaft, Industrie, Verkehr. Nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Entwicklung von Landwirtschaft bedeutet nicht Entwicklung von Menschen. Der Mensch wird nicht weiter „entwickelt“, wenn er vom Trag-Ochsen aufs Lastauto umsteigt.

In Analogie zum Begriff „Umweltverschmutzung“ hat vor nicht allzu langer Zeit ein Psychoanalytiker ein Buch unter dem Titel „Innenweltverschmutzung“ veröffentlicht, in dem er sich mit der seelischen Gefährdung des abendländischen Menschen durch den von ihm geschaffenen „Fortschritt“ auseinandersetzt.

Die buddhistischen Kulturen Ostasiens haben in zweieinhalbtausendjähriger Arbeit tiefenpsychologische Einsichten gewonnen, die im Gegensatz zur europäischen Technik tatsächlich zur Grundlage einer Entwicklung des Menschen werden könnten.

Nämlich zu einer Entwicklung, deren der europäische Mensch bedarf, um die „Wunder“ seiner naturwissenschaftlichen Technik geistig-seelisch verkraften zu können.

Diese Erkenntnisse liegen allerdings in einer für unsere Möglichkeiten so verschlüsselten Form vor, daß deren Erschließung und geistigen Nutzbarmachung einer unternehmungslustigen Forschergeneration ein reichhaltiges, mühseliges aber ebenso dankbares wie reizvolles Neuland bieten könnte.

Es ist dabei nicht damit getan, sich einige museale Andenkens-Reliquien in die Wohnung zu stellen oder sich mit dem tibetischen Totenbuch auf dem Nachttisch schlafen zu legen.

Es geht um echte Verarbeitung.

Vielleicht käme auch uns — allerdings auf geistigem Gebiet — ein bißchen Entwicklungshilfe gut an!

Man könnte sich darum bemühen.

*Anschrift des Verfassers: Dr. Kurt Detsch,
Buddhistische Gesellschaft,
Neuherbergstraße 36, D-8000 München 45*

Deutsch-Nepalische Hongu- kundfahrt 1976

DIETLINDE WARTH

„... eine senkrechte Landschaft“

(Hermann Warth erzählt)

Ich strecke den Kopf in den Alex¹⁾, feucht-warmer Dunst schlägt mir entgegen. Im Dämmerlicht erkenne ich die 28 Träger, so eng aneinandergerückt, daß noch 10 Personen Platz hätten. Im Nu ist das große Kleiderbündel verteilt (Trainingsanzüge, Pullover, Anoraks, lange Unterhosen) — und immer noch sind bloße Schenkel und frierende Schultern unter einem dünnen Hemd zu sehen.

Noch einmal, zweimal laufe ich durch das dichte Schneetreiben zu den Zweimannzelten der Freunde, die ihre Seesäcke nach weiteren Kleidungsstücken durchwühlen. Nur gut, daß wir den Alex aufstellen konnten, bevor aus den Graupelschauern des Nachmittags der Schneesturm wurde, der nach einer halben Stunde alles mit einer dicken Schicht überzogen hat.

Nach schier endlosen Querungen im weglosen Block- und Geröllgelände, kleine Pässe mit tiefen Schneeresten überschreitend, ständig in einer Höhe von über 4000 m und bei immer schlechterem Wetter, haben wir diesen kargen Lagerplatz erreicht. Nach einem langen, anstrengenden Tag gibt es kein Holz, keinen überhängenden Felsen, worunter die Träger sich gerne mit einem Feuerchen verkriechen würden. Wie sollen sie heute abend ihr Essen kochen? Sie müssen furchtbar hungrig sein und mit leerem Magen noch mehr frieren, hier auf 4300 m Höhe.

Draußen im Flockenwirbel hantiert Sonam mit dem Kerosinkocher. Auch er hat heute keinen Unterschlupf für seine Wanderküche gefunden und ist nur notdürftig durch niedrige Felsen gegen den eisigen Wind geschützt. Er will einen großen Topf Wasser heiß machen, womit die Träger sich Hirsemehl anrühren können. Eigentlich müßte dieses „Tsampa“ gekocht werden, aber das schafft der Kocher nicht für so viele.

Ich schaue mich um, soweit der Nebel die Sicht erlaubt. Dort von Süden sind wir ge-

kommen, immer in Kammhöhe über der Flanke, die sich steil und dunkel in der Schlucht des Hongu-Khola²⁾ verliert. Aber nach unserem Lagerplatz geht es so nicht weiter. Ein Felsriegel mit glatten, abwärts geschichteten Platten versperrt uns den Weg. Die einzige Möglichkeit bietet ein Einschnitt im schwarzen Kamm über uns; aber wird er uns nicht auf die falsche Seite des Höhenrückens, wird er uns überhaupt weiterführen?

Haben wir uns von den vermeintlichen Steigspuren in die Irre leiten lassen? Haben wir den Trägern die Strapazen des heutigen Tages ganz umsonst zugemutet? Heißt es — umkehren?

„Wo ist denn das?“ fragten die meisten Leute nur, von denen wir gehofft hatten, Auskunft über das Hongu-Becken³⁾ zu erhalten. Der Talkessel selbst ist zwar auf den Karten Khumbu-Himal und Shorong/Hinku⁴⁾ eingezeichnet, aber der Weg, der von Süden her zu führen scheint, verliert sich am Kartenrand, bevor er über die Schlüsselstelle, den Paß, Auskunft gibt. Die Anschlußkarte ist erst in Vorbereitung und kein Mensch scheint diesen Weg zu kennen. Was tun? Durch Zufall erfuhr ich, daß ein ehemaliger Mitarbeiter bei der Vermessung Nepals privat Fotokopien der Karten verkauft. Ich entdeckte auch zwei passende Blätter. Zu Hause stellte sich jedoch heraus, daß der Weg nur eingezeichnet war, soweit Siedlungen bestehen, und vor allem: Zwischen unseren beiden Karten fehlte ein schmaler Streifen, ausgerechnet die Schlüsselstelle! Kurz entschlossen ging ich ins Survey-Department und beschwätzte die dortigen Beamten, bis sie mir unerlaubterweise eine Kopie aushändigten. Diese füllte zwar die Lücke im Süden, aber nicht weiter nördlich, und wiederum fehlte... (ich will mich nicht wiederholen).

„Der Yeti will wohl ungestört bleiben!“ witzelten wir, aber waren mehr denn je entschlossen, das Geheimnis des Hongu zu

1) 12-Mann-Rundzelt ohne Boden.

2) Khola Bach, Fluß.

3) Auch Hongku, Hunku, Hunku-Teng geschrieben.

4) Gedruckt bei Freytag-Berndt und Artaria, Wien.



lüften. Ich schrieb als letzte Möglichkeit einen Brief an Erwin Schneider, der den Großteil Nepals kartographiert hat. Und da endlich trafen wir einen, der das Hongu kennt: Urkien Tsering aus Khumjung, der als Teilnehmer an Expeditionen und Führer zahlreicher Forscher Nepal durchwandert hat wie kaum ein zweiter. Urkien war schon zweimal im Hongu, allerdings vor Jahren und nicht von Süden her. „Es gibt dort eine Schafalm, also muß es auch einen Weg geben.“ Ob er mitgehen würde? Selbstverständlich, mit Vergnügen!

So brachen wir auf, ausgerüstet mit unserer Abenteuerlust, Urkiens Erfahrung und Zuversicht und einem Brief von Erwin Schneider: „... über den Kamba-La ... möglichst hoch links halten ... letzter Paß nach links ... Steigspuren. Dort kommen Sie ins Hunku-Tal, bevor dieses talab steiler, enger und unwegsamer wird ... Versuchen Sie ja nicht, das Hunku-Tal hinauszugehen ... eine senkrechte Landschaft.“

Nun sitzen wir hier im Schneegestöber, nachdem wir vor sechs Tagen Tumlingtar), vor drei Tagen das letzte Dorf, vor zwei Tagen die letzte Alm und heute in den frühen Morgenstunden den letzten Platz verlassen haben, der den Dorfbewohnern bekannt ist. Sie wissen zwar vom Hongu, aber schon seit Jahren haben sie die Schafe nicht mehr über den Paß getrieben. Den ganzen Tag ist Urkien vorausgestapft, sich auf seinen Spürsinn verlassend und gelegentlich von alten Steigspuren bestärkt. Jetzt ist er unruhig, unsicher. Er fühlt sich verantwortlich, irgendwie schuldig ...

Wir haben beide den gleichen Gedanken: Wir wollen im letzten Licht des Tages hinauf zur Kammhöhe. Vielleicht können wir erkennen, ob der Weg weiterführt — oder nicht.

Als wir uns dem Sattel nähern, begrüßen uns zwei große Steinmänner! Zuversichtlich warten wir, bis uns die Wolken wenigstens für Augenblicke die Sicht freigeben. Auf der anderen Seite ein weites Kar, nicht zu steile Schneehänge, später Gesträuch, sogar Wald — und weit hinten zum erstenmal der Hongu-Khola in einem engen, doch begehbar scheinenden Tal. Dorthin müß-

ten wir, allmählich absteigend, queren können.

Im „Paßlager“ serviert Sonam — von seinen Haaren und Schultern tropft der schmelzende Schnee — das Abendessen. Später liege ich im warmen Schlafsack. Es hat keinen Sinn, sich jetzt Sorgen zu machen, ob wir morgen unterhalb der Schneeflächen einen Weg finden werden, ob dies nun der „letzte Paß nach links“ ist — oder ob wir mitten in die „senkrechte Landschaft“ geraten werden. Zunächst müssen wir hinunter bis dahin, wo es Holz für die Träger gibt. Dann werden wir weiter sehen. Die Träger! Ich bekomme ein ganz schlechtes Gewissen in meinen Daunen, wenn ich an das Bild im Alex denke, wie sie zusammengekauert unter ihren viel zu kleinen Decken hocken. Doch aus dem großen Zelt tönt Lachen und Singen. („Jammern ist dumm, das macht alles nur noch schlimmer. Wenn's nicht schön ist, muß man es eben schön machen!“) Beruhigt von den Liedern, mit denen sie sich Stunde um Stunde die kalte Nacht verkürzen, schlafe ich ein.

Die hundert Höhenmeter bis zum Paß (ca. 4400 m) sind am Morgen rasch überwunden. Vergnügt — wenn auch etwas wackelig in den ungewohnten Turnschuhen, die wir verteilt — beginnen die Träger den Abstieg. Wir stapfen Schneefelder hinunter, setzen vorsichtig den Fuß im flachen, glitschig-nassen Rhododendrongesträuch. Hier kommt Verygood zu seinem Namen. Jedesmal wenn der zierliche Tibeter mit dem pffiffigen Falten Gesicht und dem kessen grünen Käppi den nächsten Stand erreicht hat ohne auszurutschen oder einzu brechen, grinst er uns an: „Very good!“ O du unverwüstliche gute Laune!

Endlich ein Bach, Latschen, andere Krüppelgewächse. Die Träger bereiten — in Rauch und Nebel gehüllt — ihren Dalphad zu, die erste richtige Mahlzeit seit 24 Stunden. Währenddessen suchen und finden Urkien und ich einen Weg, der um eine Felsnase verschwindet. Es geht weiter. — Aber wie! Der schmale Pfad führt oft über schwindelerregenden Abbrüchen dahin, ist vereist, glitschig. Längst haben die



Im Aufstieg zum Kemba La (4400 m).

Foto: H. Warth

Träger die Turnschuhe wieder ausgezogen, hier geht Trittsicherheit vor Kälte! Wir versuchen zu helfen, zu sichern. Aber viel bringt die stützende Hand auf ein paar Meter auch nicht. Der Weg zieht sich am Hang dahin, leicht fallend, dann wieder steigend. Beängstigend steile Schuttrinnen querend hören wir den Hongu-Khola in der Tiefe toben. Aber wir verlieren nicht mehr an Höhe und auch der Fluß, der doch vor uns irgendwo auf über 5000 m entspringt, kommt uns nicht entgegen. Werden wir ihn heute erreichen?

Eine Rinne, gefüllt mit dem Chaos einer alten Lawine, ermöglicht schließlich — wenn auch mühsam — den Abstieg in den Nebelwald. Bizarre Rhododendronbäume, umwuchert von dicken Moospolstern, mit Flechten behangen. Dazwischen Unterholz und Verwesung. Urkien bahnt mit dem Khukri⁵⁾ einen Weg talwärts. Der Urwald hat die alten Spuren völlig zugedeckt, doch immer wieder entdeckt Urkien eine verborgene Kerbe an einem Stamm. Wohl 500 bis 600 Höhenmeter geht es steil hinunter, schlüpfrig von den langsam tauenden Schneeresten. Nur gut, daß wir uns

von Baum zu Baum hangeln können. Endlich erreichen wir den schäumenden Fluß und bestaunen von unten die Bewegungen der Träger. Wie sicher sie gehen trotz ihrer 30-kg-Lasten! Wie sie stundenlang den schweren und für sie nicht ungefährlichen Abstieg bewältigten ohne zu murren!

Die Küche hat sich im natürlichen Raum eingerichtet, den zwei riesige aneinandergelehnte Felsblöcke geschaffen haben. Bald qualmt es mächtig über den Hongu-Khola. Hier ist es warm, Holz gibt es im Überfluß. Diese Nacht brauchen unsere Träger nicht zu singen.

Am nächsten Morgen äußert ein großer Teil den Wunsch umzukehren. Urkien beteuert, daß der Weg bachaufwärts leichter würde, er bietet mehr Geld — doch die Träger schütteln den Kopf. Hatten sie sich auch mit keinem Wort beschwert, scheinen die beiden letzten Tage sie doch bis an die Grenzen ihrer Kraft gefordert zu haben. Ich lehne die Aufforderung der Freunde ab, in die Diskussion einzugreifen, und die Träger durch noch höhere Löhne zum Bleiben zu bewegen. Es geht ihnen eben nicht um Geld! Wie leicht hätten sie am Paß mehr fordern können, als das Gelingen un-

⁵⁾ Großes nepalisches Krumm-Messer.

seres Unternehmens allein von ihnen abhing. Nun aber sind wir „übern Berg“, und sie wissen, daß sie gehen können ohne Schaden für uns, denn die verbleibenden Träger versprechen, die zwei Tage bis zum geplanten Basislager zweimal zurückzulegen. Außerdem liegt die Entscheidung allein bei Sirdar Urkien, der jedoch wie ich ihre Gründe versteht und achtet. So verläßt uns ein Teil unserer tapferen Weggefährten fröhlich winkend, einige mit Bedauern. Sie hätten gerne noch mehr verdient, aber wenn aus einer Gruppe ein Träger umkehren will, gehen die Freunde mit ihm. (Für weite Wege lassen sie sich zu dritt oder viert anwerben, eine Familie oder Freunde, und unter keinen Umständen lassen sie einander im Stich.)

Auch Verygood geht mit seinem bildhübschen Sohn, der mit dem zarten Gesicht und dem Tibeterzopf als Mädchen verkleidet manches Männerherz knicken könnte. Das giftgrüne Käppi leuchtet noch eine Weile durchs Gehölz bachabwärts. Obwohl wir ihnen Erwin Schneiders Warnung weitergaben, glauben die Träger, sich ohne Last am Hongu-Khola entlang durchschlagen zu können, um dem Schnee und der Kälte des Passes zu entgehen. — Wie wir später erfahren, brauchten sie neun Tage, um aus der Wildnis zurückzufinden (über den Paß vier Tage). Wahrlich eine senkrechte Landschaft!

„dazu — bhai“⁶⁾

(Dietlinde Warth erzählt)

Unsere (Berufs-)Sherpa haben Riesenlasten geschleppt, wir unsere Leichtzelte und Schlafsäcke selbst getragen, das Basislager steht auf nahezu 4700 m Höhe. Am nächsten Nachmittag treffen die Träger ein. Sie haben nur die erste Etappe zweimal zurückgelegt und heute soviel aufgeladen, daß nur noch zwei Lasten in einer Höhle zurückgeblieben sind. So können wir sie einen Tag früher als erwartet auszahlen. Zuerst kommt Familie Igel an die Reihe: der Igelvater, ein kleiner, gedrungenener

Sherpa, mit drei Igelsohnen und einem Igelneffen. Die ganze Familie zeichnet sich durch üppigen Haarwuchs aus, der — kurz gestutzt — unvermeidlich zu ihrem Namen führte. Der älteste Igelsohn heißt auch noch „Küchenbulle“, er trug den riesigen Küchenkorb mit der Aufgabe, als letzter aufzubrechen und als erster am Ziel zu sein. Gegen die übrigen Träger ist er wirklich ein Bulle von einem Kerl, doch in einem deutschen Trainingsanzug Größe 48 wirkt er ganz verloren. Der jüngste Igelsohn, etwa 13 Jahre alt, wird liebevoll „nani“ = Kindchen gerufen und trug fast 20 kg, halbe Last! Stolz ist Vater Igel auf seine starken Söhne. Seine väterliche Sorge überträgt er auf die ganze Truppe, übernimmt an schwierigen Stellen das Kommando und geht selbst zweimal, um namn Last zu holen. Dann sind da noch drei Träger aus dem Stamm der Rai, deren Siedlungen unter 2500 m liegen. Sie sind zu bewundern in dieser Höhe, vor allem ein winziger, für nepalische Verhältnisse alter Mann (vielleicht 45 bis 50 Jahre?). Neben ihm komme ich mir vor wie eine Riesendame. Was für ein Wille muß in diesem zierlichen Körper stecken!

Und nicht zu vergessen: Alex. Wir brauchten noch einen Träger für halbe Last, das Mannschaftszelt. Ein 13jähriger Sherpabub, unterwegs um Reis zu kaufen für seine Familie, sah eine willkommene Gelegenheit, Geld zu verdienen. Er lud sich das Zelt auf und hieß seitdem ebenso Alex. Ganz allein schloß er sich an, versorgte sich mit einem Berg Proviant, wofür ihn die anderen neckten. Natürlich blieb er nicht allein, Familie Igel nahm ihn sofort in ihre Reihen auf. Mit seinem runden Gesichtchen und der kratzigen Stimme ist er der Liebling aller.

Ihr solltet ihn sehen, wie er nach der Auszahlung hinters Zelt schlüpfte, mit leuchtenden Augen immer wieder sein Geld zählt, es in der Brusttasche seines Hemdes mit einer Nadel feststeckt. Wie eine junge Ziege hüpfte er den Berg hinunter. Er wird wohl nach Hause kommen und sagen: „Liebe Eltern, ich komme zwar über eine Woche zu spät. Aber seht mal, was ich mitgebracht habe!“ und die Nadel aus der Tasche ziehen.

⁶⁾ = älterer Bruder — jüngerer Bruder.

In Nepal ist es üblich, alle Leute je nach Altersunterschied als Bruder oder Schwester, Vater, Mutter, Sohn, Tochter anzusprechen.

Fünf Sherpa bleiben mit uns in der urweltlichen Einsamkeit. Sirdar Urkien wird jetzt als erfahrener Seilgefährte gebraucht, auch Küchenchef Sonam ist gleichzeitig Bergsteiger. Ursprünglich gehörte nur noch Nga Temba zur Mannschaft. Er soll Lasten zu den Hochlagern befördern und an Besteigungen teilnehmen.

Dann baten Dasangei und Schewang um Arbeit im Lager. Wir überlegten: Sonam kann eine Küchenhilfe brauchen, vor allem da Brennholz mehrere Stunden herangeschleppt werden muß. Beide können außerdem bei der Einrichtung der Hochlager helfen und später Träger für den Rückmarsch holen.

Mit keinem Wort versuchten die Sherpa unsere Entscheidung zu beeinflussen, obwohl ihnen viel daran liegen mußte, die beiden dazubehalten. Denn Dasangei ist Nga Tembas Bruder und Urkiens langjähriger Freund, Schewang wohnt im gleichen Haus — aber das erfahren wir erst Wochen später!

Während die Männer zu Erkundungen und Besteigungen unterwegs sind, genieße ich das stille Leben im Basislager, das wortloser herzliche Verhältnis zu unseren Sherpas.

Sonam und ich halten Waschtage am Hongukhola. Er hat mit drei, vier Steinen eine kleine Staustufe gebaut. So können wir die schmutzige Wäsche unbesorgt im Kreisen des Bachwassers weichen lassen. Die gut gewässerten Stücke reiben wir kräftig mit Seife ein. Dann wird das Bündel ein wenig vom flachen Stein abgehoben und wieder fallen gelassen — dabei langsam um sich selbst gedreht. (Ist das nicht das Prinzip einer Waschmaschine?) Weich schmatzend gibt die Wäsche schmutzigbraune Lauge von sich. Wieder einseifen — dazwischen strecken wir die klammen Finger der Sonne entgegen — ein wenig warmes Wasser dazu. Schließlich alles in den Wirbel des milchig-trüben Schmelzwassers getaucht — gut festhalten, während sich die Wolke aus Seifenlauge bachabwärts entfernt. Sonam sucht ein kleines Seifenstück zwischen den Ufersteinen. Er gibt nicht auf, während ich die Wäsche über große Blöcke breite.

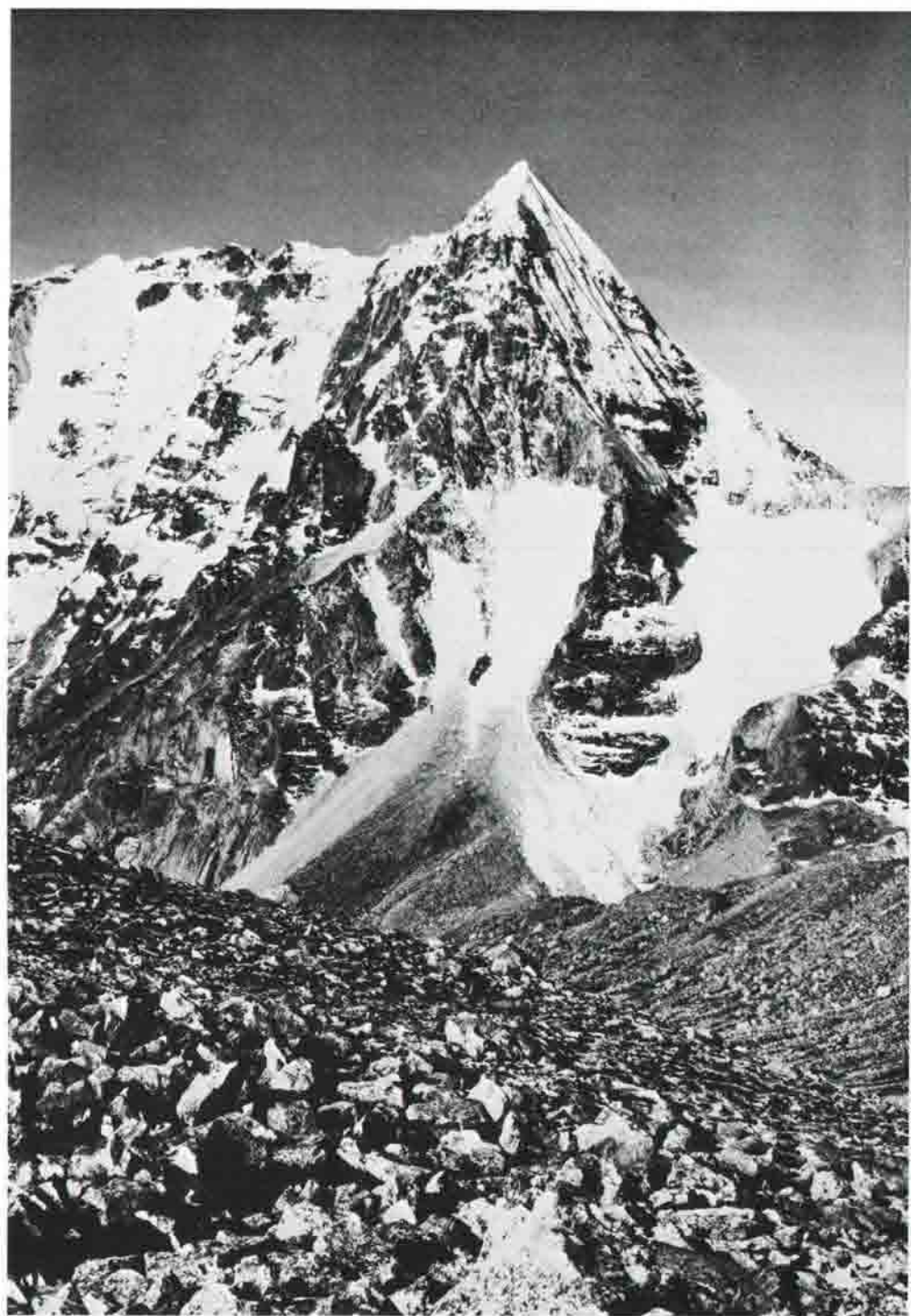
Sparsam ist er und teilt die Verpflegung sorgfältig ein. Als er auf dem Grund der Tassen immer wieder ungenutzte Zucker-

reste entdeckt, entzieht er uns stillschweigend den Zuckertopf und bringt Tee und Kaffee fertig angerührt. Ein Glas Honig, eine Büchse Nachtisch versteckt er in weiser Voraussicht vor deutscher Freßgier, die kaum etwas für den Rückmarsch übrig gelassen hätte.

Gleich am ersten Tag haben die Sherpa eine Küche gebaut, eine Seitenwand bildet ein überhängender Felsen, die anderen Seiten wurden rasch mit Steinen und Graswasen geschlossen. Eine Bambusmatte darüber, dann konnte das heilige Herdfeuer Einzug halten. Der Herd besteht aus einem langen Felsbrocken in der Mitte und je zwei kleineren Steinen um die beiden Feuerstellen links und rechts. Hier zaubert Sonam sein vortreffliches Essen, bäckt Brot oder formt mit Engelsgeduld kleine Pastetchen, Mommos, mit kunstvoll gedrehtem Rand.

Sind wir unterwegs, fällt ihm der anstrengendste Teil zu. Meist kann er erst als letzter aufbrechen, da das Geschirr gespielt, die Zutaten verpackt werden müssen. Bald überholt er uns, denn wenn die Sahibs am Lagerplatz eintreffen, will er den Tee schon fertig haben. Während wir uns in der Sonne ausstrecken oder im Zelt verkriechen können, steht er bei jedem Wetter am Kochtopf und schlüpft als letzter in den Schlafsack, wenn endlich alle satt sind. Auf dem Rückmarsch spurt er stundenlang bis zu den Knien im Schnee in einem Tempo, daß die Nachfolgenden kaum Schritt halten können. Dabei ist Sonam etwa 155 cm groß und höchstens 48 kg schwer, „der Mann mit dem Riesenrucksack und den Riesenschritten“.

Mit seinem gleichbleibenden freundlichen Gesicht, still und zurückhaltend, wirkt er zunächst, als könnte er nicht bis drei zählen. Doch die vielen Lachfältchen an seinen Augen verraten, daß ihm der Schalk im Nacken sitzt. Mit Humor und feiner Ironie erreicht er, was er will. Ihm obliegt alles, was mit der Küche zusammenhängt, angefangen vom Einkauf der Kochtöpfe, über das Organisieren von Essen (wofür wir ihn mit ein paar tausend Rupies in der Tasche allein vorausgeschickt hatten), bis zum Aufstellen des Speiseplans für sechs Wochen. Und es klappt wie am Schnürchen.



P. 6057 — wahrscheinlich Erstbesteigung durch Nga Temba/H. Warth am 29. 4. 1976 (siehe Kartenskizze auf Seite 123).

Foto: H. Warth

Mommos oder Hühnersuppe à la Sonam sind eine Delikatesse, aber auch Tee mit Biskuits wird mir jedesmal angekündigt wie ein Festmahl. „Memsah'b, kana taiyar bhayo (das Essen ist angerichtet)“, tönt es, als ob ein Opernsänger eine Arie einleiten wollte. Der Mann mit der melodischen Stimme ist Schewang, der „Küchenboy“. Er trug den zweiten Küchenkorb, schrubbt die verrosteten Töpfe, versorgt das Hauptlager mit Holz...

Schewang ist Sherpa von Geburt, aber noch nicht von Beruf. Jung und unerfahren muß er sich erst hochdienen. Er legt sein weiches Gesicht mit den großen dunklen Augen gern in nachdenkliche Falten, die sich zu einem strahlenden Lächeln glätten, sooft man ihn ansieht. Bemerkenswert ist es, sich mit Schewang zu unterhalten, nicht nur wegen seiner wunderschönen Stimme. Für ihn, wie für alle Sherpa, ist Nepali die Zweitsprache — nicht im geringsten verwandt mit ihrer Muttersprache. Alle sprechen es fließend und fehlerfrei, doch Schewang scheint sein Nepali weder in der Schule noch im Umgang mit seinesgleichen, sondern von Dichtern oder am Hof eines Königs gelernt zu haben. Er drückt sich immer so erlesen und in kunstvollen Sätzen aus, daß wir nur Ohren und Mund aufsperrn können. Des öfteren muß ein anderer für uns ins Umgangs-Nepali übersetzen.

Die anderen haben ein Hochlager auf 5300 m Höhe bezogen. Ich folge einen Tag später, begleitet von Nga Temba. Sein Korb am Stirnband ist vollgepackt mit Ausrüstung und Verpflegung. Ich trage nur einen leichten Rucksack, bin ausgeruht und gut in Form. Trotzdem dauert es jedesmal eine Weile, bis ich Nga Temba erreiche, wenn er die Last einmal absetzt. Brechen wir wieder auf, versucht er sein Tempo meinem anzupassen. Und während ich schnaufe, marschiert er vor mir her mit dem Riesenkorb und schlenkert dabei mit seinen langen Beinen!

25 Jahre ist er jung und für einen Sherpa ungewöhnlich groß, etwas über 170 cm. Locken hat er wie ein junges Yak zwischen den Hörnern und ebensoviel überschüssige Kraft.

Unser Weg führt zwischen zwei Moränen-

rücken dahin. Nga Temba stellt die Last ab und führt mich zur Anhöhe hinauf. Über dem tief eingegrabenen Gletscherstrom erhebt sich eine eindrucksvolle Pyramide. „Das ist der Berg, den ich mit Hermann bestiegen habe“, erklärt der junge Sherpa voll Stolz — mit Recht, war doch der Anstieg anderen zu schwer erschienen. Außerdem hat er Schwierigkeiten mit großen Höhen, sein Heimatort Kharikhola liegt nur etwa 2500 m hoch und auch die Sherpa können sich nicht alle gleich gut akklimatisieren.

Später wird er trotz Kopfschmerzen eine 15-Stunden-Tour bei schlechtestem Wetter durchstehen und am nächsten Tag ohne Ruhepause über 2000 Höhenmeter absteigen. Schwer sind seine Augenlider. Er blinzelt und meint wie entschuldigend: „Der Weg war ein bißchen lang gestern.“

Beim An- und Rückmarsch fällt ihm meist die Rolle des „Ausputzers“ zu. Geduldig stapft er als letzter dahin. Beim Zeltaufstellen stürzt er dann voll Hilfsbereitschaft herbei — und wie könnte man ihm böse sein, wenn er vor lauter Eifer mit den Hinterfüßen wieder einreißt, was er vorne rum aufgebaut hat.

Ein übermütiges Füllen ist er, schmuggelt uns ein Stück grünen Bambus ins Feuer, daß wir bei dem fürchterlichen Knall entsetzt in die Luft springen. Er lacht, daß seine Nase lauter Querfalten bekommt und zaubert eine Flasche ausgezeichneten Rakshi (Schnaps) herbei. Harte Muskeln und ein weiches Herz hat Nga Temba. Einem Träger, der aus Versehen eine zu schwere Last aufgeladen bekommen hatte, legt er tröstend den Arm um die Schulter und massiert sanft seinen Nacken.

Hermann und ich steigen vom Hochlager zum Amphu Labtsa, einem Einschnitt in der Bergkette, die das Hongu im Norden begrenzt. Zunächst überqueren wir einen tief zwischen Seitenmoränen ruhenden Gletscher. Eine dicke Geröllschicht bedeckt ihn, doch die hochaufgeworfenen Kämme, die Schluchten verraten die Bewegung des Eises. Sie zwingen uns zu einem verschlungenen Pfad, bergen stets neue Überraschungen. Zu Füßen von dunklen Eiswänden liegen Seen, unbewegt wie grünliches Milchglas. Dort steht eine Versammlung von Büber-



Im Aufstieg zum Mingbo La (5817 m).

Foto: H. Warth

schnee-Männern mit Steinhüten. Bächlein sprudeln unter Eisrücken hervor, verlieren sich glucksend in einer Spalte. Für eineinhalb Stunden genieße ich das Glücksgefühl des Forschers, der Neuland betritt.

Ein Bachlauf führt uns die Moräne empor an den Fuß der mächtigen Baruntse-Wand. Vom wild überwächten Grat ziehen seltsam ausgeschmolzene Gletscher zu Tal. Hunderte von Terrassen türmen sich steil übereinander, Brunnenschalen, aus denen Wasser überströmt, erstarren im kalten Blick eines Zauberers, Kaskaden aus Eis. Obwohl ich die Kälte der Zapfen in meinen Händen fühle, scheint diese blauschimmernde Märchenlandschaft nicht wirklich zu sein.

Wir betreten eine weite weiße Fläche, den ersten der fünf großen Seen, die dem oberen Hongutal den Namen gaben, Pads Pokhari (fünf Seen) oder Seto Pokhari (weiße Seen), denn das ganze Jahr bleibt der Schnee auf der Eisdecke liegen. Aus der Tiefe grollt es wie ferner Donner, als unsere Schritte die Ruhe stören.

Schließlich trennt uns noch ein kurzer Abstieg und ein Geröllhang von der Paßhöhe (5780 m). Horch! Ruft da jemand? — Vor einigen Tagen war ein Amerikaner mit Sherpas, unseren Spuren folgend, im Basislager aufgetaucht. Sie wollten über den

Amphu Labtsa ins Khumbu⁷⁾ absteigen, doch müßten sie den Paß mindestens vor zwei Tagen erreicht haben. Seltsame, klagende Töne begleiten unseren Aufstieg, bis plötzlich ein großer schwarzer Hund schwanzwedelnd auf uns zustürzt: Balu!

Balu hatte uns seit der letzten Ansiedlung begleitet, als guter Hirtenhund am Paß immer auf die Nachzügler gewartet und uns auch nicht allein gelassen, als die Träger heimkehrten. Doch ein halbes Schaf auf dem Gepäck der durchziehenden Gruppe hatte seine hungrige Hundeseele zur Untreue verleitet. Wir wähten ihn längst in den warmen Almhütten des Khumbu.

Ein Blick auf die andere Seite des Passes erklärt Balus Hiersein: Ein Hund kann sich schlecht abseilen! Der gute Balu kann sich nicht erklären, wohin seine neuen Herren so weglos verschwunden sind. Ob er ein Unglück vermutete und deshalb hier ausharrt?

Als wir ins Hochlager zurückkehren, läßt Balu sich weder durch Schmeicheln noch durch Beleidigungen wie „blöder Hund“ bewegen, seinen Wachposten zu verlassen.

⁷⁾ Hauptsächliches Siedlungsgebiet der Sherpa in der Region nahe Everest. Ein weiterer Schwerpunkt der Sherpa-Siedlung liegt in Solu, südwestlich vom Khumbu.

Auch unsere Freunde, die am nächsten Tag aufsteigen, kommen alleine zurück. Wir stehen vor einem Rätsel. Hat Balu, geschwächt durch tagelanges Hungern, seinen Hundeverstand verloren? Schon sehen wir ihn verhungert, erfroren. Doch als wir wieder im Hauptlager eintreffen, begrüßt uns Balu, als wäre er nie fort gewesen. Die Warteerei war ihm zu dumm geworden und er hatte den einsamen Schewang durch sein nächtliches Auftauchen nicht wenig erschreckt.

Gewitzt durch sein Abenteuer hält Balu von da an nur noch einem die Treue: Sonam!

Unser Aufenthalt neigt sich dem Ende zu. Vor einigen Tagen haben uns Urkien und Dasangei verlassen. Auf Urkien wartet andere Arbeit in Kathmandu. Dasangei soll die gemeinsam angeworbenen Träger führen.

Hermann, Walter und Nga Temba sind unterwegs, um einen „krönenden Abschluß“ zu versuchen. Das Wetter ist denkbar schlecht. Sonst zog es zwar im Lauf des Nachmittags zu, aber die dünne Schneeschicht schmolz rasch in der Morgensonne. Jetzt sitzen wir ständig in den Wolken und in 10 cm Neuschnee.

Übermorgen sollen die Träger eintreffen. Ein, zwei Tage Verspätung haben wir vorsichtshalber eingeplant, doch wenn sie bei dem Wetter am Paß umkehren? Ich bin zuversichtlich, und Sonam prophezeit, daß die „Bergungsmannschaft“ einen Tag zu früh kommen wird.

Die anderen schlafen bereits und ich will gerade meine Kerze ausblasen, da ruft es „Ut! Ut! (Auf, auf!)“ vor dem Sherpazelt. Leise Stimmen — was ist los? Etwas nicht in Ordnung im Hochlager? Ich krabble aus dem Schlafsack und tappe durch den Schnee. Im Zelt setzt Sonam Teewasser auf und in der Ecke sitzt — ganz selbstverständlich — Dasangei. „Ich dachte, es sei sicherer, einen Tag früher aufzubrechen. Weil am Paß soviel Schnee lag, sind wir durchgelaufen, bis wir einen trockenen Platz fanden zum Übernachten. Drum sind wir heute schon da.“ (Sie haben also — zwar ohne Last — an einem Tag eine Strecke zurückgelegt, für die wir fast drei Tage benötigt hatten.)

So ruhig ist Dasangei, daß man ihn fast übersehen könnte. Ohne viel Worte zu verlieren, faßt er zu, wo immer es Arbeit gibt, schnitzt rasch einen Rührlöffel für Tsampa, einen Quirl aus Bambus, räumt den Tisch ab, schürt das Feuer, trägt Lasten — und geht wie nebenbei viermal über den gräßlichen Paß.

Unermüdet räumt er Steine aus dem Weg, hilft Lasten aufladen, stützt die im Schnee tief einsinkenden Träger, muntert sie auf. Ausgewogen, beherrscht sind seine Bewegungen, seine Redeweise, sein ebenmäßiges Gesicht. „Was für ein vornehmer Mensch!“ urteilt eine Entwicklungshelferin spontan und zutreffend.

Schwer wird der Weg zurück. Nicht nur der Hauptpaß, sondern das ganze Gelände ist knietief mit Schnee bedeckt. Was wären wir ohne unsere Sherpas: Sonam, der im Nebel mit unfehlbarem Instinkt den Weg findet, so daß wir auch nicht einen Meter Umweg gehen müssen. Dasangei und Nga Temba, die sich um die Träger bemühen. Schewang, der halb schneeblind mit tränenden Augen seine Last schleppt.

Großartig leisten wiederum unsere Träger. Wie oft brechen sie bis zum Schritt ein, stoßen die Füße an verborgenen Steinen wund oder rutschen von einem trügerischen Standplatz. Die meisten haben die Entscheidung zwischen Schneibrille und Turnschuhen („Trage ich die rutschigen Schuhe, muß ich die Brille abnehmen, um genau zu sehen.“) zugunsten der Brille gefällt, gewarnt durch Schewangs entzündete Augen. Der Wind bläst durch die oft dünne Kleidung, wäßriger Schnee durchnäßt sie. Sie überwinden den Paß in zwei Gewaltmärschen. Noch einmal müssen die Träger im Alex übernachten, nur durch Steinplatten von der Schneedecke getrennt. Aber nie siehst du ein unfreundliches Gesicht, nie hörst du Schimpfen oder gar Fluchen. Wieder begleiten Lachen, Singen, fröhliches Rufen unseren Weg! „Eh, sathi! (Komm Freund)“ sagen sie zueinander, die sich vorher zum Teil nicht kannten, und halten sich alle fünfzehn dicht beisammen, bis wir dem Sturm und der Kälte entronnen sind. Rasch geht es dann abwärts durch Rhododendronwälder, über Lichtungen voll köstlicher Walderdbeeren. Wir erreichen die

ersten Siedlungen, das Sherpadorf Tschitra, das Raidorf Yamdang. Und bald suchen wir Erfrischung im kühlen Wasser des Shankuwa-Khola vor der Hitze des Tales. Zum letzten Mal versammeln sich alle im großen Zelt zur Auszahlung. Noch am gleichen Abend kehren die Träger um, Dasangei und Schewang machen sich bald darauf zu Fuß auf den Weg ins Khumbu. Die anderen begleiten uns noch bis Kathmandu.

„Namaste! Namaste, dazu — bhai! Dhanjabad, danke für eure Arbeit, euer Lächeln, eure Lieder, euer Vorbild.“

Ein geräumiger Festsaal im Halbdunkel, Stuck, leicht verstaubte Spiegel. Eine Marmortreppe führt in elegantem Schwung zu einer Empore — oben ein Herr, der mit ausdrucksvollen Gebärden und eindringlicher Stimme eine Rede an sein Volk hält. Das Volk — vier von uns Hongu-Wichten — kugelt sich vor Lachen. Denn was da so beeindruckend durch den Saal schallt, lautet ungefähr:

„O meine Freunde! So ist es und so war's und so wird es immer sein. Und warum? Weil es so ist und so war...“ Und der da so treffend all die klugen Redner zu parodieren weiß, ist „king“ Urkien Tsering. Wir sind, um unsere Mini-Expedition nicht zu begießen sondern zu beessen, ins „Yak und Yeti“ gegangen, das in einem ehemaligen Palast voll verstaubter Herrlichkeit untergebracht ist. Urkien, mit allen Wassern gewaschen und im Nobel-Hotel genauso selbstsicher wie im Gletscherbruch, hat sofort erfaßt, wozu die andächtig vor der Empore aufgereihten Stühle geradezu herausfordern.

Ja, beobachten können sie alle gut, die Sherpa, sie brauchen gar nicht die Sprache zu verstehen, aus dem Tonfall, aus jeder Gebärde lesen sie. (Ob sich wohl manche Westler ebenso schlecht benehmen würden, wenn sie wüßten, wie rasch und zutreffend die Einheimischen jeden durchschauen?) Und entsprechend gut verstehen sie es, mit einem wie unbeabsichtigt eingeworfenen Wort, einer Geste, menschliche Schwächen aufzudecken. Eigenheiten zu charakterisieren. Urkien hat seinen kritischen Blick geschärft durch reiche Lebenserfahrung. Am liebsten höre ich zu, wenn er erzählt, wie er als

Junge mit seinem Vater durch die Lande zog, im Winter weit nach Indien hinein, oft nach Darjeeling, manchmal bis Kalkutta — im Sommer nach Tibet. Später war Urkien Soldat in einem indischen Gurkha-Regiment⁸⁾.

Als nach der Besetzung Tibets durch die Chinesen der Handel als Erwerbsquelle für die Sherpa nahezu ausfiel, bot sich als willkommener Ausgleich der einsetzende Strom der Expeditionen. „Als ich zum erstenmal zum Kantsch ging, trug ich noch Türkisohrringe und einen langen Zopf!“ (Schade, daß er ihn abschnitt.) Seitdem nahm Urkien an 18 Expeditionen teil, solch kleine wie unsere nicht mitgezählt. Vom Träger für große Höhen, arbeitete er sich rasch zum Koch und schließlich Sirdar hoch und gehört hier zu den ganz Großen. Über 300 Träger standen oft unter seiner Leitung. Viele Forschungsunternehmen profitierten von seinem Organisationstalent und seinem reichhaltigen Wissen.

Sieben Sprachen spricht Urkien und versteht noch mehr. 43 Jahre ist er alt, zierlich und schlank, dabei „stark wie ein Bär“, wie Hermann voll Bewunderung feststellte. Letztes Jahr war er in Europa, er erzählt davon voll Begeisterung, aber — zu unserer Beruhigung — auch voll Ironie.

Obwohl Urkien genau weiß, welch hohen Rang er in der hiesigen Sozialstruktur einnimmt, ist keine Spur von Überheblichkeit an ihm zu bemerken. Beim Anmarsch zum Beispiel hat er selbst einen Seesack getragen, obwohl das eigentlich unter der „Würde“ eines Sirdars ist.

Früher konnte ich nur in Bergbüchern von solchen Leuten lesen, heute kann ich sagen: „Ach ja, den kenn ich auch. Das ist mein Dazu!“ — Und Ihr könnt mir glauben, ich bin nicht wenig stolz darauf!

⁸⁾ Gurkha heißen alle aus Nepal angeworbenen Söldner, nach der Gegend aus der das heutige Königshaus und seine gefürchteten Soldaten kamen. Einen Stamm dieses Namens gibt es nicht.

*Anschrift der Verfasserin: Dietlinde Warth,
c/o German Volunteer Service,
P.O.B. 442, Kathmandu, Nepal*

Der Gipfel zählt erst nach dem Abstieg

PIT SCHUBERT

Der Mensch ist ein Produkt seiner Umwelt. In jeder Hinsicht. Heute ebenso wie eh und je. Er fühlt sich einer Situation dann fremd gegenüber, ist er in eine andere als die ihm gewohnte versetzt. Dies trifft für alle Bereiche des Lebens zu und damit auch fürs Bergsteigen. Besonders augenfällig zeigt sich dieses Verhalten in Grenzsituationen, beispielsweise in solchen am Berg.

Die Enttäuschung war groß. Obwohl wir es geahnt hatten. Das Basislager war leer. Keine Menschenseele. Die geebneten Zeltplätze verlassen. Das schaffte Klarheit. Für die Kameraden waren wir längst tot.

Nun war uns endgültig klar, daß wir auf uns allein gestellt waren. In der Hoffnung, die Kameraden vielleicht doch noch zu erreichen, war manche Strapaze der letzten Tage etwas leichter gefallen. Erst jetzt wurden wir uns unserer Weltabgeschiedenheit bewußt, in der wir uns seit zwölf Tagen, seit dem Aufbruch von Lager II (5020 m) in Richtung Gipfel befanden. Längst war uns vieles gleichgültig geworden, längst waren wir abgestumpft, war uns der Sinn für die Schönheiten des Himalayas vergangen, längst hatten wir uns an den Hunger gewöhnt. Während des Gipfelganges hatten wir zwei Tage lang nur Schnee gegessen, uns in 7100 Meter Höhe, unterhalb des Gipfels, im Schneesturm in ein Schneeloch eingegraben. Ohne Schlafsack. Wir hatten geglaubt, schneller sein zu können. Jeder nur mit einem Steigeisen hatten wir den Gipfel am neunten Tag (gerechnet von Lager II) doch noch erreicht. Nun lag schon der größte Teil des Abstiegs hinter uns — wir wir glaubten, denn hätten wir geahnt... Doch wir ahnten nicht, obwohl wir uns die noch bevorstehenden Strapazen hätten ausrechnen können. Ein erster Anfang von Lethargie hatte uns befallen.

Wir hatten unseren Strick an der letzten Abseilstelle hängen gelassen. — Wir wollten nichts mehr wissen von steilen Passagen und hätten den Strick noch so gut brauchen können. Das Gehen war nur noch

ein mühsames Vorwärtsschleppen, gestützt auf zwei Skistöcke, das Klettern inzwischen nur mehr auf den Knien möglich, die Füße waren acht Tage zuvor in einem Schneebrett erfroren.

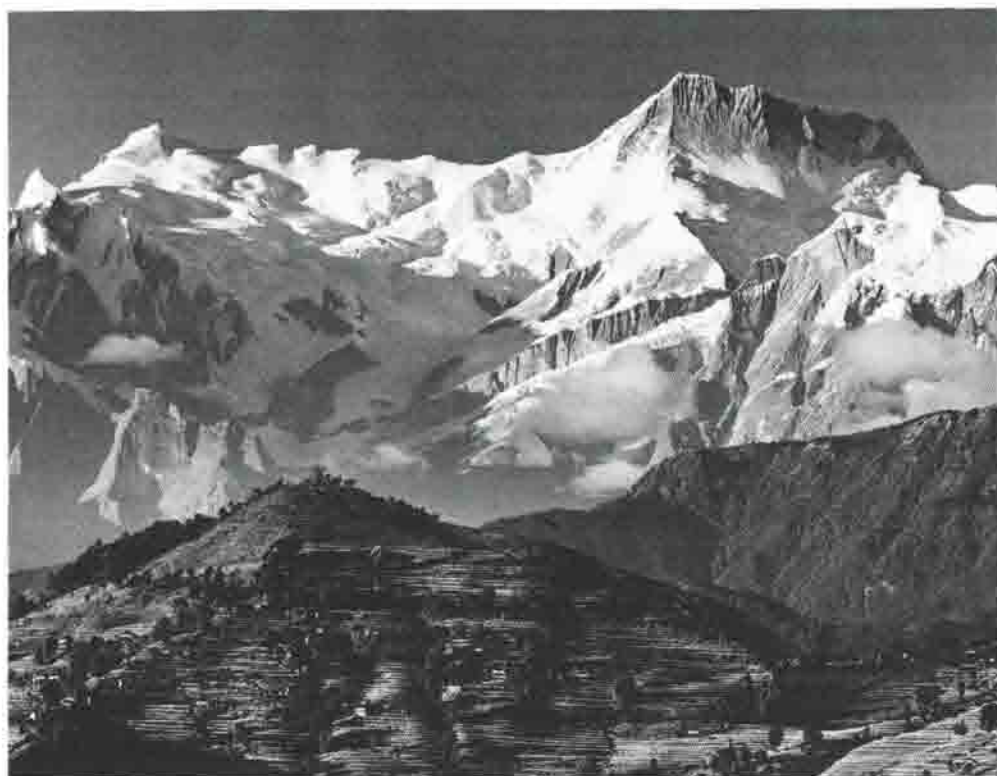
Tags zuvor waren wir nur durch schnelles Ausseilen und Auseinanderlaufen in entgegengesetzter Richtung mit knapper Not einer Lawine entgangen, wenig später gleichzeitig und unangeseilt, um den anderen in weiterhin abgehenden Lawinen nicht mitzureißen, in eine Gletscherspalte gestürzt. Schließlich hatte sich ein Standhaken gerade noch in dem Augenblick selbständig gemacht, als wir beide daran Halt gesucht hatten. Nur Heinz Baumanns geistesgegenwärtige Reaktion hatte uns vor einem Sturz in die nächste Randkluft bewahrt. Seit zwölf Tagen hatten wir täglich den Riemen etwas enger schnallen müssen und die erfrorenen Füße waren in den tieferen Regionen längst „aufgetaut“ und entsetzlich schmerzhaft geworden.

In dieser Verfassung erreichten wir das Basislager. Oder besser, den Platz, wo das Basislager einmal stand.

Die Nacht kam, die Erschöpfung tat ihr übriges. Wir schliefen wie tot. Der nächste Tag sah uns in der 1000 Meter hohen Dschungelwand, wo — wie weiter oben schon — alle Seilversicherungen fehlten. Das Abklettern wurde zum Abrutschen auf Bauch, Gesäß und Knien. Die 1000 Meter wollten schier kein Ende nehmen. So mancher verzweifelte Ausbruch — mal Schmerzensschrei, mal Fluch — verhallte, nur vom Kameraden geduldig registriert. Am Wandfuß angekommen, schienen mir die Schmerzen unerträglich. Ich fiel hin und schlief auf der Stelle ein. Eine Stunde mögen wir wohl geschlafen haben, da weckte uns ein Geräusch. Ein einheimischer Jäger stand vor uns. In Hemd und Hose mit einem an längst vergangene Zeiten erinnernden Schießsprügel vor der Brust. Wir grüßten mit dem landesüblichen „Namaste“, er grüßte zurück. Mit Distanz zwar, doch nicht ganz ohne Neugier.

Bald stellte sich heraus, daß er einige Brocken Englisch verstand. Er hatte früher einmal in der indischen Armee gedient.

Ein Hoffnungsschimmer. Er würde uns helfen können.



Annapurna IV (links) und Annapurna II (rechts). Auf dem Bild ist nur etwas mehr als die obere Hälfte der 5000 m hohen Südflanke zu sehen, die im Mai 1976 Heinz Baumann und Pit Schubert durchstiegen haben. (Eine Zusammenfassung der wichtigsten Daten und eine Anstiegsskizze finden Sie auf Seite 121).

Foto: J. Winkler

Wir versuchten ihm klarzumachen, daß wir ihn gern mit einer Nachricht hinter den Kameraden herschicken möchten (daß wir weder Papier noch Stift hatten, wurde uns erst Tage später klar). Da unser Englisch nicht einmal als befriedigend bezeichnet werden kann und das, was der Jäger radebrechte, sogar nach unseren Begriffen noch recht schlecht war, war es um unsere Verständigung nicht zum Besten bestellt. So ließen wir ihn erst einmal reden, und er meinte mehrfach: „One forty and one fortythree!“ „One forty and one fortythree!“

Wir schauten uns an. Nun, das wäre wohl doch ein wenig teuer. Als Postläufer für den ersten Tag vierzig Rupien? (Rupien = Landeswährung). Die Hälfte nur ist allgemein üblich. Der erbärmliche Geschäftsgeist schien durch die erlittenen Strapazen noch nicht ganz niedergezwungen. Welcher Widersinn? Wir hatten ja sowieso kein

Geld bei uns. Und wenn die Kameraden erfahren hätten, daß wir noch am Leben waren, sie hätten sicher gern das Doppelte aus der Expeditionskasse gezahlt.

Aber — warum will er denn für den zweiten Tag gerade dreiundvierzig Rupien? „One forty and one fortythree!“

Der Jäger sah uns ratlos. Es mag an unserem desolaten Zustand gelegen haben, daß wir ihn nicht verstanden. Er hatte sicher längst erkannt, wie es um uns stand. So kramte er seine ganzen Englischkenntnisse zusammen: „Radio — Kathmandu — Annapurna — Expedition — two men died — one forty and one fortythree!“

Da hatten wir es sogar amtlich, daß wir eigentlich schon hin waren. Es mag am angeborenen Selbsterhaltungstrieb, der wie oft schon strapaziert und somit geschärft worden war, und an einem allerletzten Rest von Stolz gelegen haben, daß uns diese

unerwartete Auskunft des ebenso unerwarteten Jägers neuen Mut machte. Und den sollten wir wahrlich auch noch brauchen.

Denn der Jäger wollte uns nicht sogleich helfen, da er zuvor noch ein Tier schießen gehen mußte. Aber er versprach, uns morgen auf der nächsten Alm, „Hogo“, zu treffen. Augenblicklich hingen wir dem Gedanken nach, ihm nach europäischer Manier eindringlich klarzumachen, daß wir unbedingt seiner Hilfe bedurften. Doch wir besannen uns noch rechtzeitig. Wir waren ja in Asien, wo andere Umgangsformen üblich sind, wo man jedem in jedem Fall mit höflicher Zurückhaltung begegnet.

Immerhin — wir konnten mit Hilfe rechnen, wenn auch erst für den morgigen Tag. Bis nach „Hogo“ — so waren wir uns sicher — werden wir es schon noch schaffen. Notfalls würde uns der Jäger wohl auch entgegenkommen.

Wir schleppten uns durch den Urwald. Auf zwei Skistöcke gestützt taumelten wir mal nach rechts, mal nach links und landeten wie oft im meterhohen, von Brennesseln und anderem widerlichem Grün durchsetzten Bambusgestrüpp. Abgebrochene Bambusstengel ragten uns wie Spieße entgegen. Auf dem Hinweg hatten wir sie nicht weiter bemerkt. Freilich nicht — da waren wir auch eines aufrechten Ganges fähig gewesen. Der nachmittägliche, stundenlange Regen setzte ein und machte alles noch widerlicher.

Unter den Blutegeln mußte es sich bald herumgesprachen haben, daß da zwei Bergsteiger angekrochen kamen, die sich der Blutegel nicht mehr so schnell zu wehren wußten, deren Zehen aufgeplatzt und deren Fersen vereitert waren und so ein Anbeißen recht leicht machten. Der alpin gebildete Zeitgenosse hätte vermerkt — da kommen zwei, die physisch und psychisch in eine Grenzsituation geraten sind.

Wie elegant sich das anhört — wie gräßlich das aber ist.

Und in der Tat — den Blutegeln schien es zu gefallen, sie taten sich gütlich an uns. Ich wehrte ihnen nicht mehr. Mir war es längst egal, ob ich Parasiten mit mir herumtrug oder nicht. Die Schmerzen halfen mir über derlei Kleinigkeiten leicht hinweg.

Nur weiter wollten wir, in bewohnte Gebiete. Um unseren Hunger zu stillen, uns wieder in menschlicher Obhut zu wissen.

Doch dieses Weiter war qualvoll. Jeder Schritt ein gräßlicher Schmerz. Und es waren viele Schritte. Mir kamen erste Gedanken, ob es nicht zu viele werden könnten.

Wir mußten oft rasten und die Rasten wurden immer länger, die Sehnsucht nach schmerzlosem Empfinden immer größer. Ich dachte an das Nirwana der Buddhisten und ans „Shangri-La“, das Nirwana der Sherpas. Oft schon zuvor hatte ich sie in ein Gespräch darüber zu verwickeln versucht. Wie sie es sich wohl vorstellten? Was sie wohl glaubten, dort einmal empfinden zu dürfen?

Es mag an den Verständigungsschwierigkeiten gelegen haben, daß ich nie dahinter gekommen bin. Nur das „Shangri-La“, ja, das gibt es, und die Sherpas wissen auch genau, wo es zu suchen und zu finden ist. Abendländische schlaue Bücher beschreiben das Nirwana als das Empfinden jenseits aller Erscheinungen, als eine geistige Befreiung durch Wunschlosigkeit.

Man kann vieles durch Worte ausdrücken und ebenso vieles meinen, ohne den tatsächlichen Sinn vermitteln zu können. Ich hatte bald den Eindruck, das Nirwana könne nur eines sein: Schmerzlosigkeit — die Befreiung von allen Schmerzen.

Wir erreichten erschöpft „Hogo“. Unsere Enttäuschung aber war noch größer als nach Erreichen des Basislagers. Die Alm war verlassen. Niemand — aber auch niemand war da. Als wenn die Einheimischen vor uns entflohen wären. Und dabei war die Alm auf dem Hinweg von mehreren Familien bewohnt gewesen.

Deprimiert verkrochen wir uns unter einem Bambusgeflecht, um die Nacht zu verbringen. Als Ruhe in uns eingezogen war, ließen die Schmerzen etwas nach und der Lebenswille wurde wieder stärker. Ich erinnerte mich meiner Weggenossen. Sie taten sich immer noch gütlich an den offenen Zehen, die eiternden Stellen aber mieden sie. Dies schien nicht einmal etwas für Blutegel zu sein.

Mit der Ruhe kam auch das Bedürfnis wieder, sich der Vieher zu entledigen. Doch



Heinz Baumann auf dem Gipfel der Annapurna IV, im Hintergrund die Annapurna II.

Foto: P. Schubert

wie? Abreißen, das geht nicht und selbst lassen die Viecher auch nicht los, so lange sie nicht vollgefressen sind. Was tun?

Gewöhnlich hat der Himalaya-Bergsteiger für derlei Fälle eine kleine Salzstredose bei sich. Salz mögen die Viecher nicht — da lassen sie sogleich los und verkrümeln sich. Aber Salz hatten wir längst keines mehr. Da fiel mir mein Feuerzeug ein. Mit der kleinen Flamme heizte ich den Viechern ein. Das mochten sie auch nicht, und so konnten wir uns von ihnen doch noch problemlos trennen.

Manche aber waren recht hartnäckig, doch das Flämmchen schaffte es immer. Plötzlich quollen sie dann auf wie ein Ballon und platzten. Unser Blut — in den Viechern — war zum Kochen geraten.

Die einen gingen, die anderen kamen. Am nächsten Tag stellte ich erleichtert fest, daß es sich mit blutdurchtränkten Füßen nicht schlechter laufen ließ. Eher besser, die Füße spannten nicht mehr so. Also, warum sollten sich die Tiere dann nicht weiter götlich tun?

„Unser“ Jäger kam nicht. Wir schossen die letzte Leuchtrakete, die wir für den letzten Notfall aufgehoben hatten, in der Hoffnung, er möge dies als Zeichen unserer Hilfsbedürftigkeit erkennen. Doch er kam trotzdem nicht.

Nun wurde uns klar, wir würden nur noch sehr langsam vorwärts kommen. Und die Priorität unserer Bedürfnisse verlagerte sich urplötzlich. Es schien uns nicht mehr so wichtig, hilfreiche Menschen zu erreichen als vielmehr unseren Hunger irgendwie zu stillen.

Ich bereute, dem Jäger gegenüber asiatische Höflichkeit bewahrt zu haben. Hätten wir ihn nicht doch lieber zwingen sollen uns zu helfen?

Wir verloren einige Male den Urwaldpfad, mußten wieder zurück, Schritte umsonst, wo uns jeder Schritt schon längst zur Qual geworden war.

Da fanden wir auf einer Waldlichtung ein paar Erdbeeren. Der Jäger war vergessen, nur noch die Walderdbeeren nahmen uns gefangen. Wir wurden der umgekehrten

Proportionen des Himalaya gewahr. Im Himalaya sind die Berge höher, die Täler tiefer, die Entfernungen größer — doch vieles ist auch kleiner. Die Hühnereier sind kleiner, das Edelweiß ist kleiner — gemessen an den heimischen fast mickrig — und auch die Walderdbeeren sind kleiner. Vor alles sie schmecken nach absolut gar nichts, bestenfalls nach Gras. Doch das störte uns nicht weiter. Wir brauchten etwas in unseren Magen — und wenn es auch nicht viel war. Und es war in der Tat verdammt wenig, auch dann noch, als wir Blätter und Stiel mitaßen.

Der nachmittägliche Regen setzte ein und es wiederholte sich der gestrige Tag nur um einen Grad schmerzhafter und gräßlicher. Ich begann nach stundenlangem Regen erstmals ernster zu zweifeln. Werden wir das erste Dorf noch erreichen. Es stand uns ein steiler Aufstieg von 500 Meter Höhe bevor. Und wenn wir es erreichen — werden uns die Dorfbewohner helfen? Wird man uns zu essen geben?

Was können wir als Tauschgegenstände anbieten? Kleidung? Die war längst nicht mehr ansehnlich. Werden sie die überhaupt wollen? Doch — das Feuerzeug, das wäre ein Tauschobjekt.

Wie werden sich die Dorfbewohner uns gegenüber verhalten? Als Expedition, als geachtete Europäer, waren wir fünf Wochen zuvor durch das Dorf gezogen. Und jetzt? Zerlumpt und verdreht, heruntergekommen, Anorak und Hose flatterten an uns wie an einer Vogelscheuche. Seit vier Wochen nicht gewaschen, wenn man davon absieht, daß auch der Regen gelegentlich etwas zu säubern vermag. Hungrig und ohne jede Barschaft, humpelnd und hinkend, alles in allem nicht besonders vertrauenerweckend.

Die Lethargie nahm uns immer mehr gefangen. Unsere Lage war verzweifelt. Heinz saß auf einem Stein, ich stützte mich auf die Skistöcke. Nur nicht hinsetzen, denn dann mußte ich ja auch wieder einmal aufstehen. Jede unnötige Bewegung mit den Füßen vermeiden. Obwohl sie schmerzten, waren sie irgendwie gefühllos, so als gehörten sie nicht mehr zu mir und doch das unangenehme Gefühl, sie nicht loswerden zu können. Sie stanken schon ent-

setzlich, obwohl ich es damals nicht besonders widerlich empfand, die Schmerzen überdeckten jede andere Art Empfindung. Nur eins war mir klar, die Zehen sind schon am Verfaulen.

Es mußte etwas geschehen, wenn Schlimmeres verhindert werden sollte. Und es geschah auch etwas. Als ich mich umdrehte — stand der Jäger hinter mir. Mit einem Blick mußte er unsere Lage erkannt haben. Ohne ein Wort nahm er unsere Rucksäcke und band sich sein geschossenes Tier noch oben drauf. Wir bissen die Zähne zum wievielten Mal (?) zusammen und folgten ihm so gut es ging. Doch es ging nicht lange gut. Bald schon wurde der Abstand zwischen ihm und uns größer. Häufig mußte er warten. Und die Rasten wurden wieder immer länger. Wir tranken längst aus jedem Rinnsal. Die Cholera und sämtliche Pestilenzen dieser Welt hätten wir uns eigentlich holen müssen.

Schließlich konnten wir mit Hilfe „unseres“ Jägers doch noch das Dorf erreichen. Wir viel später als er.

Was würde geschehen. Ich dachte daran, daß die Einheimischen angeblich noch vor vier Jahren keine Fremden durch ihr Dorf gelassen haben sollen.

Schon oft war ich zuvor in Nepal gewesen und hatte gelernt, der Bevölkerung zurückhaltend und ohne Argwohn zu begegnen. Doch schließlich immer als wohlbestallter Europäer, der auf keine Hilfe angewiesen ist, sondern der eher den Einheimischen hier und da einmal durch ein Medikament oder ein zu verschenkendes Kleidungsstück helfen konnte. Und jetzt? Jetzt hatte sich alles umgekehrt.

Wir waren die, die der Hilfe bedurften. Von unseren europäischen Alltagsmanieren inspiriert — keiner kann so schnell aus seiner Haut heraus — hatten wir wenig Hoffnung auf selbstlose Hilfe.

Bald waren wir vom halben Dorf umringt. Nur jetzt keinen Fehler machen. Nicht nach großstädtischer Art von den Leiden kundtun, nicht fordern und wenn sich der Magen noch so krümmt, die Füße noch so schmerzen. Asiatische Höflichkeit üben, die immer Zurückhaltung beinhaltet. Grüßen, „Namaste“ und Abwarten.

Es gab ein langes Gerede zwischen den

Ältesten und unserem Jäger, dann rief man hin und her und bald tauchte ein junges, bildhübsches Mädchen auf, das etwas Englisch sprach, sehr leise, als scheute es sich vor uns. Miß Laxmi — wie sich später herausstellte.

Ich traute anfangs meinen Ohren nicht. Miß Laxmi lud uns in das Haus ihrer Eltern. In der Tat, der Jäger nahm unsere Rucksäcke, und beide deuteten uns an, ihnen zu folgen. Daß das halbe Dorf hinter uns hermarschierte und unseren Einzug in das gastliche Haus sichtlich erfreut und neugierig miterlebte, bemerkten wir nur am Rande.

Von der Familie wurden wir freundlich aufgenommen. Wir wußten gar nicht, wie uns geschah.

Man gab sich große Mühe mit der Zubereitung der Speisen. Dieser Mühe hätte es wirklich nicht bedurft. Wir hätten alles Eßbare — wie es auch war — verschlungen. Doch nur nicht unhöflich sein.

Nach schier unendlich langer Zeit setzte man uns jedem drei geschälte Eier vor. Die wertige Familie mußte sicher den Ein-

Nach der Rückkehr auf dem Flughafen.

Pit Schubert wird von Rüdiger Steuer getragen.

Copyright by: Bild-Zeitung,

Foto: Brauner



druck gewonnen haben, wir könnten zaubern, denn schneller als im Handumdrehen hatten wir die Eier verschlungen. Da erst merkten sie, welchen Kohldampf wir schoben, und man setzte uns größere Mengen vor.

Wir verschlangen alles. Asiatischer Höflichkeit waren wir — einmal beim Essen — nicht mehr fähig. Zum Glück sind riesige Reisportionen bei den Nepali üblich. So fiel es nicht weiter auf, daß wir nicht aßen, sondern unverschämt fraßen. Es schien unseren Gastgeberinnen sogar zu gefallen, das jedenfalls schlossen wir aus ihrer Liebenswürdigkeit, mit der sie uns förmlich überschütteten.

Als der schlimmste Hunger gestillt war, hatte ich nur noch einen Wunsch, die Nacht ohne Schmerzen verbringen zu dürfen. Sicherheitshalber nahm ich sechs Tabletten — und schlief wie tot. Als ich mir anderen Morgens die Tablettenschachtel näher betrachtete, stellte ich zu meiner großen Verwunderung fest, daß ich bei der ungewohnten Tablettenschluckerei in die falsche Schachtel gelangt hatte. Es waren keine Schlaftabletten — es waren Kreislaufanregungsmittel gewesen.

Von unseren Gastgebern wurden wir bis zum Dorfausgang begleitet, ins letzte Haus noch einmal eingeladen und dann herzlich verabschiedet. Unser Leidensweg war noch lange nicht zu Ende. Doch wir brauchten wenigstens keinen Hunger mehr zu leiden und wir waren wieder unter hilfsbereiten Menschen. „Unser“ Jäger begleitete uns noch die nächsten zwei Tage bis Pokhara.

Im nachhinein habe ich mich oft gefragt, warum wir nur so an der Hilfsbereitschaft der Nepali hatten zweifeln können. Erst viel später ist mir wie selten klar geworden, wie weit sich der „zivilisierte“ Europäer schon vom natürlichen Empfindungsspektrum seiner Meinung nach „weniger“ zivilisierter Menschen entfremdet hat.

(Die Nepalesin, Miss Laxmi, hat inzwischen Pit Schubert und Heinz Baumann in München besucht. Dabei lernte sie auch die übrigen Expeditionsteilnehmer kennen. Red.)

*Anschrift des Verfassers: Pit Schubert,
Jägerweg 14,
D-8152 Feldkirchen b. Westerham*

Allein auf dem Nordostgipfel der Chogolisa (7640 m)

JÖRG VOGT

Mitte Mai 1976 war es einmal wieder so weit — meine vierte Asienreise zum Himalaya konnte beginnen. Wir alle, Heinz Köbrich, meine Frau Helga, ich und unser 10 Jahre alter VW-Bus (220 000 km) waren schon einmal dort gewesen, aber keiner von uns hatte das Baltoro-Karakorum, den Konkordiaplatz mit den eindrucksvollsten Achttausendern unserer Erde je gesehen.

Um diesen Traum zu verwirklichen und noch einen Gipfel zu versuchen, fuhren wir, aufs Einfachste ausgerüstet, mit nur neun Lasten Gepäck und einem Minimum an Geld unserem neuen Abenteuer entgegen.

Absichtlich hatten wir unseren alten Bus nicht so stark beladen (viele kauften wir in Pakistan), denn bereits 1973 quälten wir ihn über schwierigste Pässe in Nepal und im Hindukusch.

Die Mittelasien-Route durch die Türkei — starker Schwerlastverkehr hatte die Straßen zerstört — erwies sich als problematisch. Des öfteren blieben wir auf den 3000 Meter hohen Pässen im Schlamm stecken. Nach 13 Tagen, am 29. Mai, erreichten wir Rawalpindi, wo schon viele Expeditionen auf den Flug nach Skardu warteten (manche über drei Wochen). Wir hatten Glück, nach vier Tagen flogen wir unmittelbar am Nanga Parbat vorbei über ein Meer von Gipfeln nach Skardu. Auf verwegenen Wegen geht es noch 48 Meilen weiter mit Jeep nach Dasu. Wir lernen schnell die baltistanischen Phantasiepreise kennen. Träger kosten 85 Rupien (etwa DM 25,—), und während des 13tägigen, 150 km langen Anmarsches sind unsere Nerven oft auf die Zerreißprobe gestellt, wenn unsere neun Burschen mehr sitzen als gehen und dennoch zusätzliche Forderungen stellen. Nach sieben Tagen erreichen wir Askole, das letzte Dorf. Hier ist alles noch wie in der Steinzeit. Das Feuer brennt in der rauchgeschwärtzten Lehmhütte, wo mehrere Familien mit Hühnern und Zie-

gen beisammensitzen. Am nächsten Tag gehen wir den ungewöhnlichen Weg durch die Schluchten des Braldo-Flusses. Oft können wir unseren Weiterweg durch die Schluchtwände nur kletternd erzwingen. Immer wieder schauen Sechstausender von unsagbarer Schönheit zu uns herunter, und unsere Träger vertreiben mit wilden Gesängen die Angst vor den Göttern und Dämonen.

Vielen Expeditionen waren wir im Karakorum begegnet. Japaner kamen gerade vom Gasherbrum II zurück. Sie waren nur bis 6000 Meter gekommen. Zwei ihrer Leute waren durch Spaltensturz tödlich verunglückt, der dritte war an Höhenkrankheit gestorben. Der große Aufwand an Geld und Material reicht hier eben oft doch nicht aus. So auch 1975, wo drei Polen am Broad Peak blieben und ein Österreicher am Skiang Kangri. Ein Felsblock im Basislager am Broad Peak trägt ihre Namen.

Auch wir haben unsere Probleme. Helgas Gesundheitszustand ist durch eine verschleppte Infektion und eine starke Erkältung kritisch geworden. Wir zweifeln an unserem Vorhaben. Während des tagelangen Weiterweges über den 58 km langen Baltoro-Gletscher, ständig in einer Höhe von 4000 Metern, gäbe es im Krankheitsfall kaum ein Zurück mehr. Der Tod durch Höhenkrankheit, dem meist eine Erkältung vorausgeht, tritt oft bereits nach Stunden ein.

Der letzte gute Lagerplatz auf fester Erde am Rande des Gletschers heißt Urkudas. Hier liegen wir einen Tag in der Sonne, an einem herrlichen, grasbewachsenen Platz mit den schönsten Blumen, und man glaubt, in den Dolomiten zu sein angesichts der vielen Felstürme und 2000-Meter-Wände der Trango-Gruppe.

Helgas Gesundheitszustand wendet sich zum Guten. Wir gehen in zwei Tagen zum Konkordiaplatz. Den Weg dorthin flankieren der 7821 Meter hohe Masherbrum und der Mustag Tower, die mit ungeheuren Fels- und Eiswänden zum Baltoro-Gletscher abbrechen.

Am 18. Juni errichten wir das Basislager am Konkordiaplatz, 4600 Meter. Wir nehmen Abschied von unseren Trägern.



Chogolisa-SW-Gipfel, 7654 m; der NO-Gipfel liegt dahinter. Ganz links der „Westsporn“, der einen sicheren Weg auf die obere Firnterrasse bot. Foto: J. Vogt

Immer wieder schauen wir empor zu den umliegenden Kolossen der Gasherbrum-Gruppe, zum Broad Peak und zum mächtigen K 2: zweithöchster Berg der Erde — ein Anblick, der alle Vorstellungen übertrifft!

Gegenüber dem Gasherbrum I (Hidden Peak) ragt etwas verdeckt, ein Kristall in Trapezform, die Chogolisa, 7650 Meter, hervor. Dort am Südostgrat hat Hermann Buhl vor 20 Jahren den Tod gefunden. Die erste Besteigung war dann Japanern ein Jahr später mit Sauerstoff gelungen. 1975 gelang einer österreichischen Expedition unter Leitung von Eduard Koblmüller ein schwieriger Anstieg von Süden (der Kondu-Seite) auf den SW-Gipfel, wobei 1300 Meter fixe Seile benötigt wurden. Von Westen her, über den Vigne-Gletscher, war die Chogolisa noch unberührt. Nach einer Woche schlechten Wetters unternahme ich alleine einen 30 km langen Gewaltmarsch, um einen möglichen sicheren Durchstieg zu erkunden. Sofort fällt mir ein 1000 Meter hoher, eis- und felsdurchsetzter Sporn ins

Auge, der einen schwierigen, aber sicheren Weg auf die obere Firnterrasse bietet, von wo aus der Weiterweg über eine 1200 Meter hohe Eisflanke verläuft.

Zunächst schleppen wir alle drei über eine Woche lang 25-kg-Lasten über 20 km auf dem wild zerrissenen Baltoro/Vigne-Gletscher aufwärts, wo wir ein weiteres Lager (5000 Meter) errichten. Immer wieder ist das Wetter schlecht. Wir verlieren uns im Schneegestöber, und riesige Lawinen donnern über den breiten Kessel, an dessen Ende die Chogolisa mit überdimensionalen Eisabbrüchen in den Himmel ragt.

Am 4. Juli klart es plötzlich auf. Wir gehen sofort los. Bis zum Fuße des Sporns gehen wir noch 4 bis 5 Stunden über den spaltenreichen Gletscher, jeder mit einem Riesen-Seesack auf die Kraxe gebunden. Am Abend erreichen wir nach leichter Felsklettern einen Biwakplatz am Grat bei 5700 Meter. Am nächsten Tag brennt die Sonne mit über 40° in den Kessel. Nach weiterer Gratkletterei geraten wir in steile Firnfelder. Im Tiefschnee bleiben wir mit



Am Westsporn, im Hintergrund ein namenloser Gipfel, 7040 m hoch, noch unerstiegen. Foto: J. Vogt

unseren schweren Seesäcken völlig stecken. Nach einem weiteren Biwak im Eis ohne Zelt sind unsere Kräfte verbraucht. Wir müssen zurück zu unserem Lager auf 5000 Meter.

Am 8. Juli unternehmen wir einen zweiten Versuch. Wir kommen rasch voran und erreichen gegen Mittag einen sehr ausgesetzten, überhängenden Block, wo wir uns zum Biwak einrichten. Der Platz ist so schmal, daß auch nicht ein kleines Zelt dort unterzubringen ist. Außerdem wollen wir unser einziges Zelt, das wir immer wieder abbauen und mittragen, oben auf dem Firnplateau errichten, denn am Sporn gibt es keinen Platz für ein Zelt. Noch während wir an unserem Biwakplatz bauen, jagen gespenstisch die ersten Wolkenfetzen um die naheliegenden Achttausender. Wieder müssen wir schnell zurück. Und wieder schneit es tagelang. Monoton rieselt der Schnee über unser Zelt. Langsam werden Brennstoff für den Kocher und Lebensmittel knapp. Bald ist unsere Stimmung so eisig wie unser kaltes Gefängnis.

Am 12. Juli bricht, zunächst ganz schwach, die Sonne durch. Sofort bereite ich mich für den Aufstieg vor. Heinz kann sich einfach zum Weitergehen nicht mehr überwinden. Auch mir ist alles so gleichgültig geworden, ich finde kein tröstendes Wort. Doch empfinden wir es als einen schweren Schlag, als Heinz sich von uns trennt und auf dem endlosen Weg zurück zu den Menschen in die Täler geht. Traurig schauen wir lange dem Freund nach, bis er auf dem weiten Gletscher immer kleiner werdend verschwindet.

Langsam steigen Helga und ich wieder mit schweren Lasten dem Sporn entgegen. Es ist noch einsamer um uns geworden, doch die Sonne scheint, das gibt Zuversicht.

Dieses Mal biwakieren wir schon am Fuße des Sporns. Um 5 Uhr früh verlassen wir den Platz und kommen sehr schnell voran, so daß wir bereits um 10 Uhr den nächsten Biwakplatz beim großen Felsblock erreichen. Hier nehmen wir noch Material mit und gehen weiter mit Lasten, die fast unsere Kräfte übersteigen. Die Kletterei

wird immer schwieriger. Kletterstellen bis zum 4. Schwierigkeitsgrad wechseln in 50° steile Eisfelder über. Seillänge um Seillänge schlage ich Standhaken in den Fels, um beim Rückweg ein schnelles Abseilen zu ermöglichen. Oft ist die Kletterei zu schwer, um mit dem 20-kg-Seesack noch hinaufzukommen. Da gehe ich zunächst einmal ohne, fixiere das Seil und steige dann nochmals mit dem Sack hinauf.

Gegen Abend erreichen wir das große Plateau, 6450 Meter, wo wir unser einziges Zelt aufstellen. Wir sind so müde, daß wir erst um 7 Uhr früh am nächsten Morgen aufbrechen. Bis zum Gipfel sind es noch 1200 Höhenmeter. Wir gehen mit leichtem Gepäck den 40° steilen Eishang hinauf. Leider brechen wir im Bruchharsch ein, doch hoffen wir, weiter oben bessere Verhältnisse zu haben. An einem senkrechten Eiskamin müssen wir sorgfältig sichern, sonst gehen wir seilfrei. Wir sind 7000 Meter hoch. Knietiefer Pulverschnee macht uns schwer zu schaffen. Es ist schon 15 Uhr, als wir auf 7150 Meter sind. Wir sind fast am Ende unserer Kräfte. Ich versuche, alleine den Gipfel zu erreichen, während Helga auf einer großen Eisterrasse auf mich warten will. Doch bereits nach weiteren 100 Metern ersticken meine Versuche im knietiefen Pulverschnee. Von drei Schritten torkele ich zwei zurück, ich muß aufgeben. Spät in der Nacht erreichen wir erschöpft das Zelt.

Am nächsten Morgen ist das Wetter immer noch schön. Ich überlege hin und her — Helga hat volles Vertrauen, wenn ich nochmals alleine gehe. Die vorhandene Spur bis 7200 Meter müßte doch ein schnelleres Vorwärtsskommen ermöglichen.

Am selben Tag erreiche ich noch eine Höhe von 7000 Meter, wo ich unterm Eiskamin biwakiere, während Helga im Zelt auf mich wartet. Es wird die kälteste Nacht meines Lebens, — 20° ohne Zelt, essen kann ich fast nichts und Wasser bekomme ich nur noch lauwarm. Als ich morgens gehe, sticht die Atemluft eiskalt in die Lunge. Erst als die Sonne kommt, wird der Körper wieder warm.

Schon bald habe ich das Ende meiner Spur erreicht. Nur mit äußerster Anstrengung geht es jetzt weiter. Fünf bis acht Schritte,

dann rasten, schnaufen, dann wieder das gleiche Spiel. Unendlich langsam rückt der Gipfel näher. Der Gipfelhang ist fast 50° steil, dafür aber blank gefegt. Die Frontzacken meiner Steigeisen greifen gut. Ohne Übergang endet der steile Hang mit Riesenwächten am Gipfelgrat. Weiter links zum Nordostgipfel wird der Grat breiter, und so entschliefte ich mich für den sicheren NO-Gipfel, der durch zwei Felsköpfe markiert ist. Endlich um 11 Uhr habe ich den höchsten Punkt erreicht, müde sinke ich in den Schnee.

Erst als ich mich etwas erhole, erfasse ich den unsagbar schönen Ausblick. Vor mir bricht die Chogolisa messerscharf Tausende von Metern zur Kondus-Seite ab. Vor mir erhebt sich ein Panorama vom Nanga Parbat hinweg bis Tibet mit einem Meer von Gipfeln. Dicht vor mir stehen wie glitzernde Diamanten K 2, Broad Peak und die Gasherbrums. Immer wieder betätige ich die Kamera. Doch die fortschreitende Zeit mahnt mich zum Aufbruch. Noch ein letzter Blick zurück, dann steige ich ab. Größte Vorsicht ist geboten über das obere steile Stück. An der Terrasse, wo Helga beim ersten Versuch auf mich wartete, setze ich mich hin in die warme Sonne und schlafe vor Müdigkeit ein. Erst die späten Schatten des Nachmittags und die kommende Kälte bringen mich wieder zum Erwachen und zum Weitergehen. Ohne Schwierigkeiten komme ich dem Zelt immer näher. Helga kommt mir entgegen und freut sich auf das Wiedersehen.

Noch immer ist das Wetter schön. Vergessen sind die Strapazen, die lange Abseilerei am nächsten Tag und wieder die Schinderei mit schwersten Lasten tagelang ohne Träger zurück bis Askole. Jetzt freuen wir uns wie auf ein neues Leben. Leichten Schrittes wandern wir hinaus, vorbei an Bäumen mit Aprikosen, durch Gärten mit Blumen und Leuten, die lachend in der Sonne stehen.

*Anschrift des Verfassers: Jörg Vogt,
c/o Sektion Bayerland des DAV,
Rosenheimer Landstraße 6 a,
D-8012 Ottobrunn*

Batura I (7785 m)

Göppinger Himalaya-Karakorum-Expedition 1976.

HERBERT OBERHÖFER

Erschließungsgeschichte

Die Baturamauer (7785 m) ist das höchste Massiv des Batura-Mustagh, auch Hunza-Karakorum genannt. Der Batura-Mustagh zählt als klar abgegrenzte Gruppe des Großen Karakorums (festgelegt in der „Karakorum-Conference“ 1936/37), der nord-westlichen Fortsetzung des Himalaya.

Das etwa 60 × 100 km große Gebiet wird im Osten und Süden vom Hunza-River, im Westen vom Gilgit-River und vom Ishkuman-River abgeschlossen. Im Norden grenzen die schon zum Kleinen Karakorum gehörenden Ghujerab-Berge und die Lupghar-Gruppe an den Batura-Mustagh.

Klimatisch vollziehen sich hier die letzten Übergänge vom subtropischen Südasien zu den Wüstengebieten Zentralasiens. Monsuneinbrüche von Süden sind keine mehr festzustellen. Das Wetter in den Hochlagen ist wie in unseren Alpen meist unbeständig, wobei ganz plötzliche, innerhalb weniger Stunden hereinbrechende schwere Wetterstürze selten sind. Mehrtägige Schönwetter- aber auch zwei Wochen dauernde Schlechtwetterperioden kommen vor. Die beste Zeit zur Besteigung der hohen Gipfel dürfte Juni bis August sein. In den Tälern bis 2000 Meter Höhe herrscht dann heißes Wüstenklima.

Im Batura-Mustagh finden sich keine Gipfel, die die Achtausendergrenze überschreiten, aber eine Reihe hoher und wilder Siebentausender sowie viele Sechstausender machen das Gebiet für den Bergsteiger ungemein attraktiv. Trotzdem steckt die bergsteigerische Erschließung hier noch immer in den Anfängen, obwohl die Anmarschwege relativ kurz sind.

Die ersten, die in dieses Gebiet mit wenigstens teilweise bergsteigerischen Zielsetzungen kamen, waren in den Jahren 1922 bis 1935 das holländische Ehepaar Visser. Die Vissers erkundeten den Baturagletscher, bestiegen aber keine Hochgipfel, sondern ar-

beiteten in erster Linie auf glaziologischem, geologischem und botanischem Gebiet.

1947 war eine schweizerisch-britische Expedition in verschiedenen Karakorumgruppen unterwegs und erkundete im Batura-Mustagh den Kukuargletscher. Gipfelbesteigungen gelangen keine. Erst die Deutsch-Österreichische Himalaya-Karakorumexpedition 1954 stellte sich die Aufgabe, den Batura-Mustagh bergsteigerisch und wissenschaftlich zu erschließen. Die Expedition drang in die großen Gletschertäler ein, machte eine genaue Kartenaufnahme der Gruppe und arbeitete geologisch und botanisch sehr erfolgreich, wenn auch der tödliche Absturz des Kartographen Karl Heckler in der Hunzaschlucht das Unternehmen überschattete. Der bergsteigende Teil der Mannschaft unter Leitung von Mathias Rebitsch hatte wenig Glück. Der Versuch, einen Sechstausender vom Baltargletscher aus zu besteigen, scheiterte am schlechten Wetter. Ein Gipfelsieg am Batura I vom Baturagletscher aus lag greifbar nahe, da erzwang ein Wettersturz mit ungeheuren Neuschneemassen den Rückzug, nachdem die tückischen Eisbrüche in der Batura-Nordflanke bereits überwunden waren. Lediglich ein 6845 Meter hoher Nebengipfel konnte in aller Eile noch mitgenommen werden.

Die Arbeiten in diesem Gebiet wurden von der Deutschen Karakorum-Expedition 1959 fortgesetzt, aber auch diesmal konnten keine Hochgipfel erstiegen werden. Eine britisch-deutsche Gruppe versuchte im gleichen Jahr auf dem Weg von 1954 die Besteigung des Batura I endlich zum Abschluß zu bringen. Dabei kam es zur Katastrophe: ein furchtbares Unwetter überraschte fünf Mann in den oberen Lagern. Wahrscheinlich hat eine Neuschneelawine die Bergsteiger in den Tod gerissen — der Batura war ein Unglücksberg geworden (siehe dazu auch Hinweis auf Seite 117).

In den folgenden Jahren wurden für den Batura-Mustagh keine Genehmigungen mehr ausgegeben. Die politischen Beziehungen zwischen Pakistan und der Indischen Union waren zu schlecht geworden. Wohl auch wegen der nahen Grenzen des Batura-Mustagh zu Afghanistan, China, Indien und der Sowjetunion, sowie wichtiger Paß-

übergänge in diese Länder wurde in dieser Krisenzeit jede ausländische Expeditions-tätigkeit unterbunden.

Im Lauf der Jahre war der Batura I zu einem der höchsten noch unerstiegenen Berge der Welt geworden (ab 1975 war er dann der allerhöchste) und damit zu einem der umworbensten Bergsteigerziele. Auch die Polnisch-Deutsche Karakorum-Expedition 1974, an der schon drei Mitglieder unserer Mannschaft teilgenommen hatten, nämlich Martin Albanus, Hubert Bleicher und Herbert Oberhofer, hatte den Batura I beantragt, zur Besteigung freigegeben aber wurde der Shisparé (7619 m), nach dem Batura I der zweithöchste freistehende Gipfel der Gruppe. Der Angriff vom Pasu-gletscher aus über den Südostgrat war erfolgreich: nach drei Wochen harter Arbeit stand am Abend des 21. Juli 1974 H. Bleicher, L. Cichy, M. Grochowski, J. Holnicki, A. Mynarczyk, H. Oberhofer und J. Poreba am Gipfel. Der Expeditionsleiter Janusz Kurczab, der sich an diesem Tag nicht in bester Form befand, bestieg vom obersten Lager aus einen 7090 Meter hohen am Weg liegenden Nebengipfel (von uns Ghenta-Peak genannt). Aber die Expedition nahm ein tragisches Ende: beim Versuch der zweiten Gruppe, die Besteigung zu wiederholen, kam unser Freund Heinz Borchers in einer Lawine ums Leben.

1975 weilte eine japanische Expedition des Hiroshima Mountaineering Club im Batura-Mustagh. Sie bestieg den weiter nordwestlich gelegenen Kamire Dior (7143 m) von Süden. Soweit der Stand der Erschließung im Frühjahr 1976.

Planung und Vorbereitung

1974 hatte uns der Hunza-Karakorum in seinen Bann gezogen, wir waren der Faszination dieser Landschaft erlegen. Kaum zurückgekehrt, begannen wir neue Pläne zu schmieden — Ziel Batura I. Die neue Mannschaft hatte sich bald aus dem Freundeskreis formiert und auch die Finanzierung bereitete durch die Unterstützung der beteiligten Sektionen Göppingen, Reutlingen, Freudenstadt, Krumbach, USC München, des AAVM und der Deutschen Himalaya-Stiftung keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Unser großes Problem war, an den Fuß des Berges zu kommen.

Seit Ende der sechziger Jahre arbeiten im Rahmen eines Entwicklungshilfeprojekts Zehntausende von chinesischen Arbeitern am Bau einer Straße durchs Indus-, Gilgit- und Hunzatal zur chinesischen Grenze. Bei der Shisparé-Expedition 1974 durften wir die Straße bereits bis Pasu benutzen. Diesmal wollten wir auf dem gleichen Weg anreisen, um von Pasu aus über den Batura-gletscher die Nordseite des Batura I zu erreichen. So hatten wir es bei der pakistanischen Regierung beantragt. Sechs Wochen vor unserer Abreise traf die Genehmigung zur Besteigung endlich ein, aber mit einem Haken: Die Straße nach Gilgit und durchs Hunzatal war uns diesmal versperrt, so daß unser Expeditionsgepäck nach Gilgit geflogen werden mußte. Als Weiterweg war uns ein nicht genau bezeichneter Weg über etliche 5000 Meter hohe Pässe ins Baltartal an den Fuß der Batura-Südwand vorgeschrieben. Dieser schwer begehbarer Weg wäre, wenn überhaupt, nur unter größten Anstrengungen mit unausgebildeten und schlecht ausgerüsteten Trägern in einem mehrwöchigen Marsch zu bewältigen: eine kaum tragbare Belastung für unsere Expeditionskasse. Und dann, der Batura von Süden? Die 1954er Expedition unter Rebitsch hatte die fast 4000 Meter hohe Batura-Südwand gesehen und sie für nicht ersteigbar befunden. Die Experten zu Hause gaben uns deshalb keine Chance. Aber wir ließen den Mut nicht sinken, und hofften, an Ort und Stelle doch noch eine bessere Regelung auszuhandeln. Für uns war entscheidend, daß endlich, wenn auch sehr spät, überhaupt eine Genehmigung vorlag. Innerhalb von sechs Wochen gelang es uns, die gesamte Ausrüstung zu beschaffen.

Anreise

Am 15. April waren wir startbereit. Zu viert (Alexander Schlee, unser Expeditionsleiter und -arzt, Martin Albanus, Fred Bäßler und Hans Jud) in drei VW-Bussen wurde die 8000 km lange Fahrt nach Pakistan angetreten. Hubert Bleicher und ich kamen Anfang Mai per Flugzeug nach. Ohne Zwischenfälle erreichten die Fahrzeuge über Belgrad, Istanbul, Ankara, Teheran, Kabul am 1. Mai die pakistanische Hauptstadt Islamabad. Dort stellte sich her-

aus, daß nichts so heiß gegessen wie es gekocht wird. Wir bekamen zwar nicht die Erlaubnis, den Batura von Norden anzugehen, aber man gestattete uns immerhin, das Hunzatal von Gilgit bis Chalt über die alte Hunzastaße zu befahren und von hier aus auf kurzem Weg durchs Tal des Bola-Das-Rivers nach Norden an den Fuß der Batura-Südwand zu stoßen. Dies ersparte uns mindestens zwei Wochen Anmarschweg. Inzwischen hatten wir auch ein Flugzeug für uns sechs Bergsteiger und die etwa 1200 kg Gepäck nach Gilgit bekommen. Nach einstündigem Flug vorbei am Nanga Parbat erreichten wir am 11. Mai Gilgit. Die zu erwartenden unüberwindlichen Schwierigkeiten der Batura-Südwand ließen uns zunächst noch kalt. Wir brannten jetzt darauf, die Wand erst mal mit eigenen Augen zu sehen. Per Jeep ging es zunächst von Gilgit 40 km das Hunzatal aufwärts und dann nach Norden abbiegend noch 20 km bis Bar, einem Dorf am Ende der Fahrstraße, etwa 2000 Meter hoch gelegen inmitten von bewässerten Getreidefeldern und Obstbäumen im Tal des Bola-Das-Rivers.

Alex, unser Expeditionsarzt, bekommt gleich alle Hände voll zu tun, denn die Kranken werden gebracht, ein Zeichen, daß man Vertrauen zu uns hat. Hautausschläge, Augenentzündungen, Darmkrankheiten sind die überwiegenden Beschwerden, Beweise mangelnder Hygiene. Wir anderen machen uns ans Packen. Handliche 30-kg-Lasten sind herzurichten, etwa 60 Träger auszuwählen, sowie Preisverhandlungen über ihre Entlohnung zu führen.

Am Abend des nächsten Tages steht alles bereit. Bei Tagesanbruch am 17. Mai ziehen 60 Träger talein, um in etwa vier Tagen den hinteren Baltargletscher zu erreichen, wo wir unser Basislager aufstellen wollen. Weglos geht es zwei Tage lang durch das steinige, wüstenhafte Tal bis zum 1 km breiten Baltargletscher. Mühsam stolpern wir über das geröllbedeckte Eis. Das Wetter wird schlecht, es schneit viel. Zweimal liegen am Morgen 20 cm Neuschnee. Nachts drängen sich die Träger frierend ums Lagerfeuer und hüllen sich in ihre Umhänge, um sich wenigstens notdürftig vor Schnee und Kälte zu schützen, tagsüber

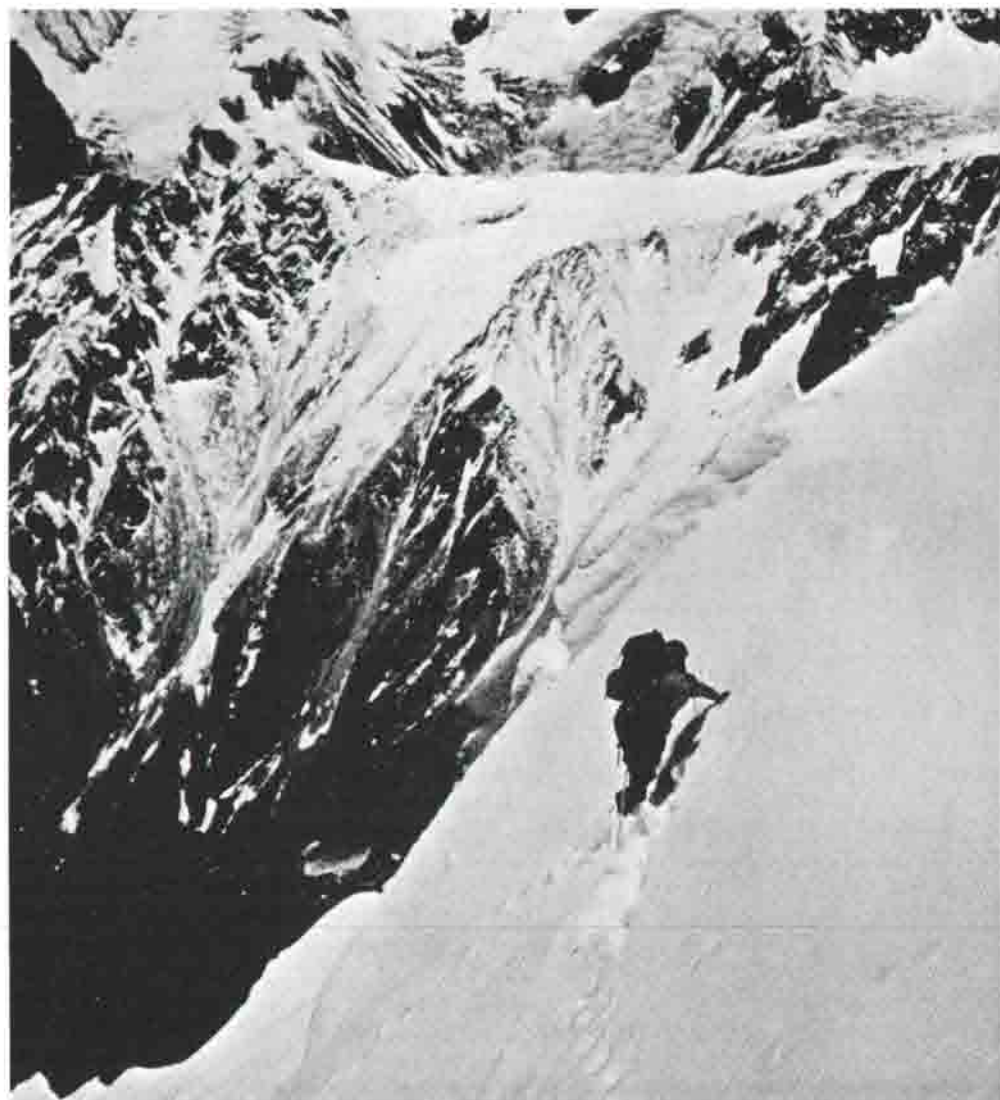
laufen sie mit lumpenumwickelten Füßen durch den Schnee. Aber sie halten tapfer durch. Über 3500 Meter Höhe herrscht noch tiefer Winter und der Schnee liegt meterhoch. Wir versuchen eine gute Spur zu legen, trotzdem brechen die Träger oft bis zum Bauch ein. Nach fünf Tagen erreichen die Träger den fürs Basislager vorgesehenen Platz. Rundherum wilde, ausnahmslos unbestiegene Sechs- und Siebentausender, ein unbeschreibliches Panorama. In der Mitte der Batura I, der mit seiner fast 4000 Meter hohen, furchterregend steilen eis- und felsdurchsetzten Südwand zum Baltargletscher abbricht. Noch ist keine Durchstiegsmöglichkeit zu erkennen. Die ankommenden Träger werden ausbezahlt, glücklich machen sie sich auf den Weg ins Tal.

Sofort wird begonnen, den Platz fürs Lager auszuschaufeln, um uns für die nächsten Wochen wohnlich einzurichten. Von hier aus werden wir die Angriffe zum Gipfel starten, wie, das werden die nächsten Tage zeigen.

Am Berg

Die ersten Tage dienen der Erkundung, einen Weg durch die mehrere Kilometer breite Wand zu finden. Felspeiler und Hängegletscher werden mit dem Fernglas abgesucht, Eisschlag- und Lawinenbahnen studiert. Dann schneit es tagelang und wir sehen nichts von unserem Berg. Aber die Tage der Erkundung haben unsere Hoffnung bestärkt, daß die Wand Durchstiegsmöglichkeiten bietet und heiße Diskussionen darüber entzünden sich in diesen Tagen. Beim nächsten Schönwetter werden wir diese Möglichkeiten näher testen. Allerdings, einen weitgehend eisschlag- und lawinensicheren Durchstieg werden wir nicht finden können.

Nach neuen Erkundungsvorstößen war am 28. Mai unsere Route klar: etwa 2000 Meter Eiswand bis zu einem Zwischengipfel, Überschreitung desselben mit 200 Meter Höhenverlust und dann noch 1900 Meter Eisflanke bis zum Gipfel. Die Schwierigkeiten waren, wie sich später herausstellte, in etwa vergleichbar im unteren Teil mit der Piz Palü-Nordwand, im oberen Wandteil mit der Lyskamm-Nordwand.



Quergang in den Eisbrüchen unter Lager 2.

29. Mai, Aufbruch um 2 Uhr früh. Jeder von uns Sechsen schleppt etwa 20 kg Gepäck, Material für zwei Hochlager. Wieder wie bei unseren Erkundungsvorstößen überqueren wir in etwa 1½ Stunden den Baltargletscher und stehen am Fuß der Eiswand in etwa 4000 Meter Höhe. Es ist kalt. Über uns hängen drohende Eisseracs, aber noch ist alles ruhig. Doch spätestens nach sechs Stunden müssen wir einen lawinensicheren Platz für ein Lager gefunden haben, denn sobald die Sonne in die Wand

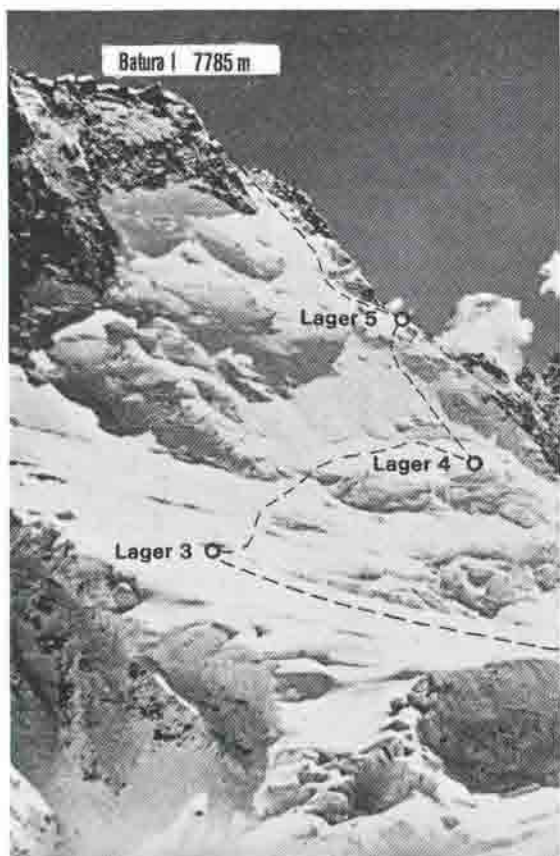
Foto: Göpp. Karak. Exped.

scheint, ist hier die Hölle los. Bei besten Verhältnissen steigen wir ein. Seilfrei queren wir metertiefe Lawinenrinnen, überwinden steile und weniger steile Passagen, Durchschnittsneigung um die 45°. Für den Anfang sind wir ganz gut in Form. Nach sechs Stunden, wir haben inzwischen gut 1000 Höhenmeter geschafft, stehen wir auf einer lawinensicheren Eiskanzel, ein guter Platz für Lager I (5100 m). Am anderen Tag geht es im gleichen Stil weiter. Aber jetzt macht uns die Höhe sehr zu schaffen

und erst nach achttündiger Schinderei erreichen wir am oberen Ende der Eiswand eine Scharte, 200 Meter unter dem Zwischengipfel, den wir Sattelspitze nennen. Bald stehen die Zelte von Lager II (5850 m). Am Nachmittag brechen Hubert und ich zur Sattelspitze auf. In uns brennt es, möglichst bald zu wissen, wie der Abstieg auf der anderen Seite der Sattelspitze aussieht. Der Aufschwung entpuppt sich als steiler, gefährlicher Lawinengang. Eine eingelagerte Blankeispassage, etwa 50 Meter hoch, muß versichert werden. Bei Sonnenuntergang stehen wir auf dem Gipfel — 6050 Meter hoch und eine Erstbesteigung dazu. Jetzt können wir auch den Weiterweg einsehen: ein steiler, aber gut begehbarer Hang führt hinunter zum Sattel vor der Gipfelwand. Zufrieden steigen wir ab und kriechen bald darauf in die warmen Schlafsäcke. Nun gilt es, Nachschub und Material für die weiteren Hochlager heraufzuschaffen, eine kraftraubende Tätigkeit für unsere kleine Mannschaft, die von vorneherein auf Hochträger verzichtet hat. Abstieg der gesamten Mannschaft ins Hauptlager, ausruhen und erneuter Vorstoß. Aber dazu kommt es nicht. Ein Wetterumschlag mit großen Neuschneemengen hält uns über zwei Wochen im Basislager fest. Kurze Wetterbesserungen lassen uns ein paar Mal bis Lager I vorstoßen, aber weiter kommen wir nicht. Erst am 15. Juni sind wir alle wieder im Lager II. Am nächsten Tag überschreiten wir die Sattelspitze und errichten nach vielstündiger harter Spuarbeit Lager III auf 6250 Meter im unteren Teil der Gipfelwand. Dann schaffen wir Nachschub von Lager II herüber.

Am 19. Juni sind wir bereit für einen ersten Vorstoß in die Gipfelwand. Aber wieder schlägt das Wetter um. Das Thermometer fällt auf unter minus 25° Celsius und wir erreichen gerade noch das Basislager, bevor uns die Neuschneemassen den Rückweg abschneiden. Wieder folgt eine Woche Nichtstun und Warten. Allmählich wird die Zeit knapp. Schließlich haben wir nicht unbegrenzt lange Urlaub und wir setzen uns den 5. Juli als letzten Termin zur Räumung des Basislagers.

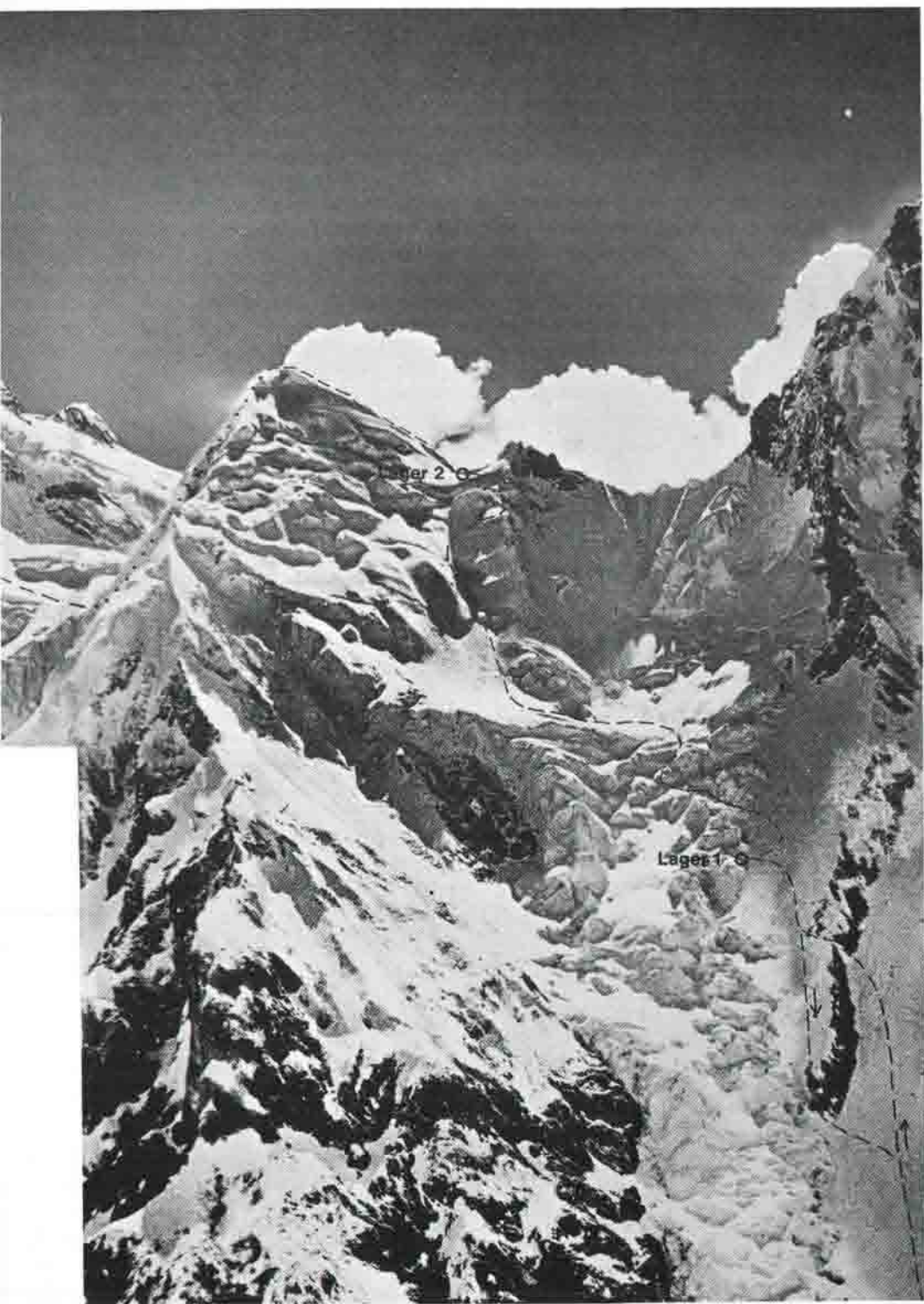
Nach fünftägigem Schneefall, am 25. Juni gegen Abend, dringt die Sonne erstmals



Der Anstiegsweg zum Batura I: Lager 1 (5100 m) liegt an einer geschützten Stelle im Eisfall des „Palü“-Gletschers, Lager 2 (5830 m) in der Scharte südlich der Sattelspitze (6050 m), Erstbesteigung am 31. 5. 1976.

Am 16. 6. Überschreitung der Sattelspitze mit Abstieg in den Batura-Sattel (5900 m). Lager 3 (6250 m) in der Batura-Südflanke, Lager 4 (6800 m) am östlichen Rand der Batura-Südwand. Lager 5 (7200 m) auf der „Schulter“. Vorstoß zum Gipfel am 30. 6. bei schlechtem Wetter. Bleicher und Oberhofer erreichten um 16.30 Uhr den Gipfel.

Foto: Göpp. Karak.-Exped.



wieder durch die Wolken. Tief verschneit, mit riesigen Schneefahnen an den Gipfelgraten, steht uns der Batura gegenüber. Soll das unsere letzte Chance sein? Eilig packen wir unsere Rucksäcke und kriechen dann in die Schlafsäcke zu kurzem Schlaf.

In den ersten Morgenstunden überqueren wir noch in stockdunkler Nacht nun zum zehnten Mal den inzwischen weitgehend ausgeaperten Baltargletscher. Schwerfällig stolpern wir im Schein der Stirnlampen über Schutt und Felsblöcke, bis wir bei Tagesanbruch am Fuß der Baturawand stehen. An einem Tag stoßen wir diesmal bis Lager II vor, so gut sind wir inzwischen in Form gekommen. Die Zelte sind tief eingeschneit, doch in der warmen Nachmittags-sonne ist das Ausschaufeln in zwei Stunden geschafft.

Es folgt eine kalte, klare Nacht und am Morgen sind die Innenseiten unserer Doppelzelte dick mit Rauheis beschlagen. Zum dritten Mal machen wir uns an die Überschreitung der Sattelspitze, diesmal bei höchster Lawinengefahr, denn in der letzten Schlechtwetterperiode sind 1 bis 2 Meter Neuschnee gefallen. Gott sei Dank ist das Gelände so beschaffen, daß wir mit unseren langen Seilen immer wieder Sicherungspunkte beziehen können. Martin, bisher einer unserer Stärksten, fühlt sich schon seit gestern unwohl. Er hat sich derart den Magen verdorben, daß er im Lager zurückbleiben muß.

Ab Lager III erwartet uns Neuland. Diesmal meint es das Wetter besser mit uns: Sonne, nicht zu große Kälte (minus 18° C) und fast kein Wind. Heute gilt es, den ersten Teil der Gipfelwand zu durchsteigen bis zu einem Absatz in etwa 7200 Meter Höhe. Schritt für Schritt, schwer atmend geht es vorwärts. Die Eisen beißen vorzüglich im 40 bis 50° geneigten Eis. Schon steht die Sonne tief im Westen, unser heutiges Ziel ist aber mindestens noch 200 Höhenmeter entfernt, zuviel für heute. Wir müssen einen tiefer gelegenen Platz für Lager IV suchen. Etwa 200 Meter tiefer, in 6800 Meter Höhe, bietet sich in einer breiten offenen Spalte ein ebenes, relativ geschütztes Plätzchen an. Traurig darüber, 200 mühsam erkämpfte Höhenmeter aufgeben zu müssen, steigen wir ab. In der

Nacht kommt starker Wind auf. Hans Jud, an der Wetterseite liegend, muß ständig die Zeltstange festhalten, damit der Sturm das Zelt nicht eindrückt. Am Morgen fühlt er sich so schlecht, daß er zurückbleiben muß.

Zu viert erreichen wir am späten Nachmittag nach hartem Kampf im steilen Eis und Überwindung eines heiklen Felsriegels den schon am Vortag angestrebten Absatz für Lager V (7200 m). Einige Stellen mit tiefem Pulverschnee haben uns mit unseren immer noch 15 kg schweren Rucksäcken fast das Äußerste abverlangt. Lager V ist außerordentlich exponiert, einem Adlerhorst vergleichbar. An zwei Seiten bricht die Wand bereits einen Meter vor dem Zelt Tausende von Metern in die Tiefe. Nach drei Seiten schweift der Blick ungehindert bis an den Horizont, denn wir überragen bereits alle Gipfel der näheren Umgebung. Ganz weit im Süden der Nanga Parbat. Es wird kalt und windig. Wir ziehen alle verfügbaren Kleidungsstücke an und kriechen in die Zelte. Der Sauerstoffmangel ist beträchtlich. Keiner mag etwas essen, wir zwingen uns, ein wenig Fleischbrühe zu trinken.

30. Juni. Heute geht es um den Gipfel. Fred stellt fest, daß seine Schuhe innen völlig vereist sind. Sein Schlafsack-Reißverschluß war defekt geworden, so daß er die Innenschuhe nicht im warmen Schlafsack schützen konnte. Nun kann er nicht mitgehen, denn mit Sicherheit würde er sich die Füße erfrieren. So wagen wir es zu dritt: Alex, Hubert, mit dem ich bereits vor zwei Jahren auf dem Gipfel des Shisparé (7619 m) stand, und ich. Eisige Windböen fallen über uns her. Anfangs scheint noch eine blasse Sonne, doch bald stecken wir im Nebel und es beginnt immer dichter zu schneien. Die Routenführung ist einfach: Gerade die Eiswand hinauf bis zum Gipfelgrat und über diesen nach links bis zum höchsten Punkt. Bei 7500 Meter dreht Alex um. Er befürchtet Erfrierungen an den Füßen und auch seine Finger sind weiß. Aber er hat eine großartige Leistung vollbracht. Mit seinen 47 Jahren ist er mit Abstand unser Ältester und ist doch bis auf 7500 Meter gekommen.

Wir steigen weiter. Hubert ist in Bestform,

er ist bald weit voraus. Das Wetter ist miserabel geworden. Schnee, Nebel, Wind, der uns umzuwerfen droht. Am Gipfelgrat wird das Gelände leichter und flacher, der Sturm dafür aber noch stärker. Sieben Stunden nach dem Aufbruch von Lager V stehen wir auf dem Gipfel des Batura I, 7785 Meter hoch, umgeben von Nebel, Schneesturm und beißender Kälte. Wir sind erschöpft, ob ich glücklich bin, weiß ich nicht. Unsere Sorge ist jetzt der Abstieg bei diesem Unwetter.

Aber wir haben Glück. Beim letzten Tageslicht erreichen wir unsere Kameraden in Lager V, die schon in Sorge um uns waren. Überglücklich nehmen sie uns in Empfang. Zwei Tage später erreichen wir das Basislager und eine Woche darauf sind wir in Gilgit — ein großer Berg ist für uns nur noch Erinnerung.

Ausblick

Mit der bisherigen Ersteigung von drei Siebentausendern (Batura I, Shisparé, Kampire Dior) hat das Bergsteigen in dieser wilden Gebirgsgruppe erste Anstöße erhalten. Sicherlich werden bald weitere Gipfel folgen, zumal 1978 die neue Hunzatalstraße, Karakoram Highway genannt, fertiggestellt sein und für den allgemeinen Verkehr freigegeben werden soll. Das wird die Anreise wesentlich erleichtern, da dann die Abhängigkeit vom Flugzeug zwischen Islamabad und Gilgit entfällt.

Ob der Batura II (7730 m) als eigenständiger Gipfel anzusehen ist, darüber läßt sich streiten. Schon der Name Baturamauer für das höchste Massiv des Batura-Mustagh, der sich allgemein eingebürgert hat, sagt eigentlich alles: eine ungeheure, mehrere Kilometer breite Fels- und Eismauer, die in einigen, wenig voneinander getrennten Gipfeln kulminiert, deren höchster der Batura I ist. Immerhin aber führt G. O. Dyhrenfurth in seinem „Verzeichnis aller bekannten Gipfel der Erde über 7300 Meter“ (Berge der Welt, Band 17) doch einen weiteren Punkt als eigenständigen Gipfel an, eben den oben genannten Batura II. Er wäre damit zur Zeit (Frühjahr 1977) wohl der höchste noch unbestiegene Gipfel der Erde. Anstiegsmöglichkeiten dazu bieten sich auf den Wegen der Expeditionen von

1954 und 1959 an (objektiv sehr gefährlich). Auf der Südseite käme es auf einen Versuch aus dem Muchiohatal an (wahrscheinlich schwierig). Dabei wäre der Batura I zu überschreiten. Aus dem Baltartal kann auf unserer Route (schwierig und objektiv gefährlich) angestiegen und über den Batura I leicht der Batura II erreicht werden.

Wäre am Gipfeltag nicht schlechtes Wetter gewesen, hätten wir sicher den Versuch gemacht, den Batura II „mitzunehmen“. Den 3000 bis 4000 Meter hohen extrem schwierigen und gefährlichen Fels- und Eisfeilern der Baturamauer wird sicher auch noch eines Tages die Stunde schlagen.

Nächster bedeutender Nachbar der Baturamauer ist der Hachindar Chhish. Seine 7169 Meter dürften allerdings zu hoch angesetzt sein. Wir sind durch das Baltartal an seinem Fuß entlanggewandert und haben keine Anstiegsmöglichkeiten entdeckt. Vielleicht sieht es aus dem Muchiohatal günstiger aus, vielleicht ist aber dieser Gipfel heute noch Utopie. Wir haben nach unserer Rückkehr im Gilgit Japaner getroffen, die den Berg erkunden wollten.

Hauptziele der Zukunft in der Umgebung des Shisparé sind Bojuhagur Duanasir (7320 m) sowie Ultar I und II (7388 m), alles sehr schwierige Gipfel. Bojuhagur Duanasir vielleicht bis Lager IV (6800 m) auf dem Shisparéweg von 1974 (sehr schöner Anstieg) und dann abzweigend über den Grat nach Süden. Die Flanken vom Ghulkin und Shisparégletscher sehen ziemlich ungangbar aus. Möglichkeiten an den Ultar Peaks müssen erst noch gefunden werden.

Gute Besteigungsmöglichkeiten aber bietet ein nördlicher Nachbar des Shisparé, der Pasu Peak II (7284 m) vom Pasugletscher aus. 1974 haben hier Japaner einen vergeblichen Versuch unternommen.

Es bleiben noch die vielen, teilweise äußerst wilden unbestiegenen Fünf- und Sechstausender des Batura-Mustagh. Auf sie einzugehen fehlen uns die Möglichkeiten, da auch wir die Gruppe als ganzes zu wenig kennen.

Anschrift des Verfassers: Herbert Oberhofer, Zehntfeldstraße 119, D-8000 München 82

In den Einsamkeiten der Anden

FRANZ BRAUMANN

Versteinerte Wälder

„Wenn Sie schon so tief nach dem Süden Argentiniens reisen, müssen Sie unbedingt auch das patagonische Wüstengebirge Sierra de San Bernardo besuchen!“ rieten mir in Buenos Aires Freunde aus dem „Club Andino“, dem argentinischen Gegenstück unseres Alpenvereines.

Von der Sierra de San Bernardo hatte ich nie gehört. Was gab es in einem Gebirge der patagonischen Fastwüste, fernab von den Anden, dem mächtigen Rückgrat Südamerikas, Besonderes zu erleben?

„Sie finden dort die ältesten Wälder der Erde; das Gebirge selber ist unbedeutend, zwar leuchtend in vielen farbigen Sandsteinschichten, aber kaum 1000 m hoch!“ wurde ich aufgeklärt.

Die Flugbillets nach dem äußersten Süden Argentiniens waren bereits gelöst. Ich mußte nur auf dem Rückflug von Feuerland in Comodore Rivadavia eine Unterbrechung von einigen Tagen einschicken, eines der sehr billigen (für mich als Europäer mit harter Währung) Taxis mieten und in Richtung Nordwesten in die wüstenhafte Pampa Südpatagoniens auf einer „camino consolidado“ (festgewalzter Geröllstraße) ein paar hundert Kilometer weit fahren. Möglich, daß ich zuletzt auf eine „camino de tierra“ (Erdstraße) käme, eine knöcheltief staubbedeckte Erdpiste, die aber jetzt in der Trockenzeit überhaupt keine Gefahr bringe, etwa hilflos in einem grundlosen Erdloch stecken zu bleiben . . .

Diese Unterhaltung lag jetzt ein paar Wochen zurück. Früh am Morgen verlasse ich Comodore Rivadavia und schaue von der Höhe des patagonischen Plateaus noch einmal hinab auf die schwarzblauen Wogen des Südatlantik. Ich weiß mich viel südlicher als das Nadelkap Afrikas, auch noch als die Südspitze Neuseelands. Die Wüstenhaftigkeit meiner Umgebung, die man unbewußt stets mit besonderer Hitze verbindet, steht im Gegensatz zu dem kühlen Pampero-Wind aus dem antarktischen Süden. Es ist jetzt Ende März — Herbst in Patagonien.

Einziges Zeichen menschlichen Eingriffs in diese völlig unbewohnte Plateau-Landschaft mit ihren tief eingerissenen, jetzt trockenen Quebradas (Schluchten) sind die weit verstreut stehenden Ölpumpen, deren schwerer Arm sich Tag und Nacht auf und ab bewegt und aus bis zu 5000 m Tiefe das Öl heraufpumpt, das in einigen Jahren Argentinien von „Opec“ und amerikanischem Öl freimachen soll. Bis nach Feuerland hinab arbeiten heute bereits 2800 Pumpen, und außer zeitweiser Überprüfung ist keine menschliche Mithilfe mehr notwendig, damit das ungeheure, flach in die Erde verlegte Rohrnetz das Öl zu den Tankschiffen unten auf dem Atlantik liefert.

Nach hundert Kilometern Fahrt tauchen die ersten Bergkuppen über den Horizont herauf — sonderbare schwarze und hellbraune Wölbungen ohne ein Härchen grünem Wuchs. Die „camino consolidado“ ist zu Ende, als das Auto die ersten Aufwölbungen erklimmt. Jetzt erkenne ich auch, daß die Berge der Sierra de San Bernardo aus roten, grünen, schwarzen basaltischen Sanden bestehen, je nach der stärkeren Ausblüfung der Metalle und Minerale im Vulkanstaub.

Natürlich erwarten mich in diesem Wüstengebirge nicht lebende, sondern versteinerte Wälder, die „bosques petrificados“. Mit steigender Spannung erwarte ich die ersten „Bäume“. Ein kurzer, steiler Steinpfad, das Kühlwasser fängt zu dampfen an, wir biegen in eine flache Schlucht mit einer Holzhütte an ihrem Ende.

„Estamos aqui, Señor — wir sind da!“ sagt mein Fahrer.

„Und die „bosques petrificados?“ fragte ich. Er deutet nach oben. Der grüne Sand in dem Kessel, den wir bald erreichen, täuscht inmitten der Wüste einen Bewuchs vor. Unser Tritt klirrt wie auf Glas über Millionen abgesprungener Holzsplitter. Noch eine Bergstufe, und dann stehe ich mitten unter kreuz und quer herumliegenden riesigen, meterdicken Stämmen des „versteinerten Waldes“. Jeder Jahresring hat sich in den Formen der einstigen Holzfasern die Millionen Jahre, seit er lebendig gewachsen war, in glasig gelber Versteinerung erhalten. Neben diesen Zeugen aus Aeonen früherer Erdzeitalter fühle ich mich



Im Tertiär der Erdgeschichte wurden vor 140 Millionen Jahren diese Araukarienstämme vom Lavastaub ungeheurer Vulkanausbrüche zugeschüttet. Kieselsäure „versteinerte“ die Stämme unter Luftabschluß.

Foto: F. Braumann

herangerückt an die äußersten Ränder der für Menschen nicht mehr erfassbaren Zeit. Das Schweigen der Sierra ist heute vollkommen. Doch vor 140 Millionen Jahren rauschten hier unübersehbar dichte Araukarien-Wälder — eine älteste Nadelbaumart, der ich später in den Anden jetzt noch begegnen konnte. Nach unvorstellbar gewaltigen Katastrophen, Erdbeben, Vulkanausbrüchen, Überschwemmungen, wurden die von Riesengewalten hingemähten Wälder unter hohen Schichten von Schlamm und darauf hingelagerten Schwemmsand begraben. Der vollkommene Sauerstoff-Abschluß bewahrte die meterdicken Stämme vor dem Modern. Langsam in die Kohlenstoffzellen des Holzes eindringende Kieselsäure „versteinerte“ allmählich die umgestürzten Wälder. Nach einer Zeitperiode des Absinkens der Kontinentalscholle hob sich die Landscholle Patagoniens wieder nach Jahrmillionen aus dem Meer. Die Sande der Sierra de Bernardo wurden abgetragen und weggeschwemmt. Heute lie-

gen Zehntausende der umgestürzten Bäume wieder frei auf der Oberfläche — Zeugen ungeheuren Alters.

Ich laufe und keuche durch nachgebende Sandschichten auf den Gipfel einer Kuppe. Der Blick von oben läßt mich jenseits wie in eine ausgestorbene Erdenwelt schauen — beklemmend bei dem Gedanken, daß unsere atomare Todestechnik sie heute schon schaffen könnte. Der Silberstreif eines Sees am fernen Horizont läßt mich aufatmen.

Ein paar Stunden später stehe ich am Seeufer des Lago Musters, 50 km lang und 15 km breit — ein doppelter Bodensee! Süßes Wasser durch Zu- und Abflüsse, reinsten Sandstrand — aber kein einziges Haus an allen seinen Ufern, kein Boot im See, doch Millionen Fische darin, wie mir mein Fahrer lachend berichtet. Ein „engräumiger“ Europäer kann dazu nur fassungslos den Kopf schütteln.

Die „Berge des heiligen Bernhard“ versinken hinter mir unter einem rot verdämmernden Horizont...



Der stark vergletscherte Vulkan Lanin (3770 m) an der argentinisch-chilenischen Grenze. Ein Grenzkreuz inmitten vorweltlich anmutender Araukarienwälder.

Foto: F. Braumann

Vergletscherte Vulkane

Wer von Buenos Aires die fernen Anden mit dem „General Roca-Express“ über Bahia und Neuquen durch die südliche Pampa erreichen will, muß für diesen nur täglich einmal fahrenden Zug das Schlafwagen-Billet schon wochenlang vorher lösen. Die argentinischen Eisenbahnen kennen noch keinen Mangel an Fahrgästen — sie sind auch eines der billigsten Verkehrsmittel.

General Roca war ein großer argentinischer Heerführer. In der letzten großen Indianerschlacht gegen die Pampas-Indianer, die Tehuelchen, siegte er 1887 am Rio Negro und „befriedete“ Patagonien endgültig auf dem Weg über die Leichen Tausender gefallener, einst alleiniger Herren der Pampa.

Wer per Eisenbahn die Anden erreichen will, der kann es erst ermessen, wie endlos weit sie von Buenos Aires aus „im fernen Westen“ liegen. So muß es auch — natür-

lich weit übersteigert — einst den Treckzügen quer durch Nordamerika ergangen sein, bis endlich die Felsengebirge vor ihnen über den Horizont heraufstiegen, hinter denen das Land ihrer Sehnsucht — Kalifornien — lag.

Wer fährt heute im Zeitalter des Flugzeugs auch noch 18 Stunden fast Tag und Nacht im Zug? Und als ich endlich in Neuquen am Rio Negro unten den Zug verließ, dehnte sich immer noch bis an alle Horizonte die fast ebene, aber nun schon sehr dürre Pampa um mich. Doch von hier aus sollte ein „collectivo“ ein Kurs-Autobus, über die 300 km bis an die chilenische Grenze und darüber hinweg bis Villarrica verkehren. Ich wollte nun einmal die herrliche Andenkette vor mir, nicht unter mir auftauchen sehen!

Aber ein unerwarteter Glücksfall wollte es, daß ich mit einem Chilenen deutschschweizerischer Abkunft, mit Theodoro Schnee-

berger, zusammentraf, der hier in Neuquen ein Büro zur Vermittlung chilenischer Obstpflücker unterhielt. Obst in der Halbwüste? Aber die Provinz Rio Negro ist die Obstkammer Argentiniens. Seit die großen Flüsse Limay und Rio Negro, die von den schneereichen Anden kommen und das ganze Jahr Wasser führen, durch mehrere Dämme aufgestaut sind — nicht nur zur Kraftgewinnung, sondern auch zur Bewässerung, gedeiht in den über 300 Sonnentagen im Jahr der beste Wein und das herrlichste Apflobst. Zum Windschutz gegen den ständigen Pampero ist das ganze Bewässerungsgebiet durch schachbrettartig gepflanzte Pappelreihen in viele hundert „Chacras“ eingeteilt.

Ich konnte die Chacras des Estancieros Roberto Ribeiro besuchen, wo eben die zwei Fäuste großen roten und grünen Delicias reiften. Während Señora Ribeiro die Schönheiten von „Vienna“ und „Salisburgo“ rühmte, die das Ehepaar bei dem Europa-Rundtrip besucht hatte, fragte ich den Señor: „Wie hoch wird heuer die Ernte auf Ihren Chacras ausfallen?“

Er schupfte die Schultern: „Der Ertrag wäre heuer gut — ich rechne mit 250 000 Kilogramm Äpfeln. Aber die von den Großhändlern in Buenos Aires angebotenen Preise lohnen die Ernte nicht. Morgen beginnen die Chacras-Besitzer im ganzen Rio-Negrotal mit dem Lieferstreik; die Hausfrauen in Buenos Aires werden bald ohne Obst sein!“

Nun, ich war nicht wegen der schönen Äpfel hierher gekommen. Am nächsten Morgen saß ich um 5 Uhr früh schon im Auto des Theodoro Schneeberger. Als ich auch gleich meinen Fahrtkostenbeitrag mit ihm aushandeln wollte, schüttelte er den Kopf und sagte: „Helfen Sie mir auf der Fahrt mein Deutsch auffrischen — seit ich von meinen alten Eltern in Chile drüben fort bin, habe ich keinen mehr, der mir dabei hilft!“ So geht das zu, wenn man in der fernsten Ferne einen Deutsch-Abkömmling trifft!

Als der breite „Dodge“ das noch nächtlich dunkle Neuquen verließ, fuhren wir noch 100 km weit auf der „camino pavimentado, der asphaltierten Straße, die südwärts nach Bariloche, dem berühmten, fast

einzigsten Wintersportplatz Argentiniens, weiterlief. Während wir nach Westen über die braune Pampa abbogen, wandelte sich nach wenigen Kilometern die feste Steinstraße in eine Staubwolken aufwirbelnde „camino de tierra“. Señor Schneeberger meinte: „Das ist immer noch besser, als hier bei Regen zwischen reißend angeschwollenen Bergflüssen im Schlamm stecken zu bleiben und tagelang eingeschlossen zu sein!“ Er erzählte mir dazu schauerliche Erlebnisse, etwa von einem Autobus, der bis zum Dach in eine Überschwemmung geriet und dessen Fahrgäste drei Tage und Nächte dort oben ausharren mußten, bis endlich das Wasser sank.

Als erstes tauchten in der Ferne über der Pampa die weißen Eisgipfel der Vulkane Llaima und Lanin auf. Der Vulkan Lanin hätte mich mit seinen 3700 m Höhe sehr zum Ersteigen gereizt, wenigstens bis zur Grenze des Eises. Freund Schneeberger schüttelte den Kopf. „Der Berg steht genau auf der Grenze zwischen Argentinien und Chile. Wenn Sie dort oben eine argentinische Grenzstreife trifft, sind sie unbedingt verdächtig. Riskieren Sie nicht ein wochenlanges argentinisches Gefängnis, bis bis man Sie endlich wieder laufen läßt!“

Ich nahm mir die Warnung zu Herzen. Einen Vorgeschmack solcher Gefahr gab mir einige Stunden später der Sergeant des nur mit drei Mann besetzten Grenzhauses vor dem Passo Tromen, des 1300 m hoch emporführenden Überganges nach Chile. Als ich nach der Paßkontrolle meinen Fotoapparat zückte und das prächtig rotgestrichene hölzerne Grenzhaus zusammen mit dem eisbedeckten Vulkanriesen Lanin zu fotografieren versuchte, wollte mich der Grenzer sofort verhaften und mir den Apparat beschlagnahmen. Nur dank der Wortkaskaden meines chilenischen Begleiters, der jede Bürgschaft für mich übernahm (so große Worte sind dort üblich!) konnte ich mit ihm die Fahrt nach Chile hinüber fortsetzen.

Erst hier, unmittelbar am Fuße der Anden, wuchsen wieder Bäume. Die urweltlichen Araukarien — ich hatte sie tief im Süden im kühlen Patagonien kurz vorher schon als 140 Millionen Jahre alte Versteinerungen erlebt — bestaunte ich wie Reliktplan-

zen aus der Urzeit. Als wir später durch lichte Araukarienwälder fuhren, konnte ich auch wieder ungehindert fotografieren. Genau an der Grenze zu Chile schimmert zwischen ihren Stämmen der vereiste Vulkan herab, der schon über dreißig Jahre nicht mehr rauchte.

Die Bergstraße über den Paß Tromen schlängelt sich in vielen Kehren durch trockene Wälder höher. Der Paß bildet eine scharfe Wasserscheide. Drüben kurvte Señor Schneeberger seinen Dodge zwischen wolkenverhängten Bergen und an schäumenden Wildbächen entlang nach Chile hinab.

Ich konnte mir ein paar Wochen lang dieses Land bis Puerto Montt, die einst völlig deutsche Hafenstadt im tiefen Süden, eingehend anschauen — in diesem Erlebnisbericht hier aber stehen nur meine Begegnungen mit den Einsamkeiten der Anden zur Sprache . . .

Türme aus Gneis und Basalt

Ungefähr 200 km tiefer im Süden kehrte ich über den Paß Puyhue wieder nach Argentinien zurück. Mein Ziel war das Gebirge rund um den Nahuel-Huapi-See, an dessen südöstlichem Ufer auch die Sommer-Kurstadt und das winterliche Skiparadies San Carlos de Bariloche liegt.

80 km weit fuhr ich — diesmal in einem „collectivo“ eng gedrängt zusammen mit vierzig chilenischen Saisonarbeitern — an dem schwarzblauen Nahuel-Huapi-See entlang. Schweizer bauten in Bariloche die ersten Hotels, und auch heute wirkt Bariloche noch sehr helvetisch.

Die ganze Umgebung von Bariloche, der riesig tiefblaue See, der sich endlos weit mit bewaldeten Inseln tief in die Anden hineinzieht, der jähe Übergang von fast ebener und völlig baumloser Pampa zu schroffen, dicht bewaldeten Felsgebilden, die kühle, reine Sommerluft, fast ständiger Sonnenschein im schneereichen Winter — das zusammen schafft ein Traum-Ferienland für die wohlhabenderen Argentinier aus der Achtmillionenstadt Buenos Aires.

Mich aber lockten jetzt die Berge hinter dem durch eine Gondelbahn mit zweimaligem Umsteigen erreichbaren 2388 m hohen Cerro Catedral. Wozu auch sonst hätte

ich soweit meine festen, treuen Bergschuhe aus Europa mitgeschleppt? Sie ersparte mir fast 1800 Höhenmeter Aufstieg. Wandern und Bergsteigen wollte ich oben in der Sierra Peligrosa hinter dem Catedral!

Als die Gondel höher und höher glitt, wuchsen gleichsam auch die Anden mit mir empor. Das Stimmenbabel auf der Bergstation versank schon nach einer kurzen Wanderstunde über die Gipfelschneide hinab zu einem etwas ausgesetzten Felseinschnitt, den keiner der „wonderful“ und „lovely“ ausrufenden amerikanischen Gäste mehr zu überschreiten wagte.

Drüben wuchs die Einsamkeit mit jedem Schritt um mich. Hinter dem ersten Felszahn, als auch die Sicht zum Gipfel des Catedral hinter mir zugefallen war, klomm ich über ein riesiges Schuttkar eng neben einer Felswand empor, an der ich mich bei dem gleitenden Geröll immer wieder festhalten und sichern konnte. Schon auf dem ersten Kamm, den ich erreichte, stand ich mitten in einem unerhörten Gipfel- und Gratwunder der Cordillera de los Andes.

Senkrecht geschichtet bauten sich vor mir Gendarmen aus Gneis wie Wächter vor dem Eingang in diese Zauberwelt auf. Jenseits des Zackengrates aus gelben Gneisen fiel der Berggrat gegen Süden in ein wohl fünfhundert Meter tiefer liegendes Gerölltal so steil ab, daß ich über die Wölbung des Absturzes nicht mehr auf ihren Grund hinabschauen konnte.

Eine Stunde wohl lag ich auf einer Felsplatte im leisen, kühlen Herbstwind und suchte mich am Nahuel-Huapi-See zu orientieren, den ich nun durch einen schmalen Felseinschnitt bis an sein 80 km fernes See-Ende an der chilenischen Grenze überblicken konnte. So lange sparte ich mir auch noch den kommenden Ausblick auf den schönsten Berg im Umkreis des Nahuel-Huapi.

Das strahlende dunkelblaue Licht auf allen nahen Graten und die absolute Stille nahmen mir alles Gefühl der Zeit. Erst als mir die länger gewordenen Schatten auffielen, stieg ich weiter. Ich wußte nach meiner Karte ein Rifugio, eine Schutzhütte, an einem kleinen Bergsee gegen Osten hinab, dem Lago de frias — „Kalter See“ — und das gab mir die Ruhe des unbeschwerten

*Senkrecht geschichtete
Basalt- und Gneistürme —
Gendarmen — krönen die
Gratlinie der Sierra Peli-
grosa südlich des Nahuel-
Huapi-Sees bei Bariloche.*



Foto: F. Braumann

Dahinkletterns gut griffig und kaum gefährlich über Platten und um senkrechte steinerne Wächtergestalten herum. Eben hatte ich wieder eine Felskante erstiegen, da erblickte ich zum Greifen nahe vor mir den schimmernden Gletscherschild des 3554 m hohen Monte Tronador! Er gemahnte mich in manchem an die Riesenschulter der Marmolata. Hinter ihm gegen Westen dunkelte eine schwarze Wolkenwand. Die Berge und Hänge auf der chilenischen Seite mußten wieder einmal im Regen versunken sein, während hier auf der argentinischen Seite die Sonne in einem wolkenlosen Spätnachmittagshimmel strahlte. Man müßte sich wiederholen, wollte ich auch alle Stunden des kommenden Tages wieder aufzählen. Wer die Einsamkeit der Anden, ihre Stille, in der nur noch das

Blut in den eigenen Ohren saust, erlebt hat, in dem erwacht auch später immer wieder der Wunsch, noch einmal in diese einzutreten.

Ich hatte bereits vor der Abreise aus Buenos Aires den Rückflug aus Bariloche gebucht. Als sich die kurze, dicke Boeing 737 in den Himmel östlich von Bariloche im Rückstoß des Düsenstrahls emporschob, sank die Zackenlinie im Westen tief und tiefer hinab, bis zuletzt nur braune Pampa alle Horizonte ausfüllte.

Doch die Einsamkeit der Anden blieb mir für immer geschenkt . . .!

*Anschrift des Verfassers:
Prof. Franz Braumann,
A-5203 Köstendorf 89*

Bergwandern in den Rocky Mountains

KONRAD-MICHAEL KERN

Während das helicopter-skiing im trockenen Pulverschnee der kanadischen Booga-boos ein sowohl genußreiches als auch spektakuläres Vergnügen ist, das — von Spezialreiseveranstaltern angeboten — einen Personenkreis anlockt, der sich die Exklusivität eines unberührten Hanges einige Tausender kosten lassen kann, haben sich in jüngster Vergangenheit zunehmend Möglichkeiten eröffnet, die großartige Gebirgslandschaft im Westen Kanadas bei weit geringeren Auslagen zu einem sommerlichen Bergurlaub zu nutzen: Charter- bzw. ABC-Flüge — wie sie neuerdings heißen — nach Edmonton, Calgary oder Vancouver, die von Ende Juni bis Ende August, der geeigneten Reisezeit, von den Touristikriesen veranstaltet werden, lassen den Traum vom Berg- und Naturerlebnis ohne überfüllte Hütten, verunreinigte Berggipfel, asphaltierte Forststraßen in einem von Menschenhand zum Teil seit Jahrzehnten nicht tangierten ökologischen System ohne regulierte Flüsse oder forstliche Monokulturen auch für weniger gut betuchte Bergfreunde wahr werden.

Außer etwas Pioniergeist braucht man, um in einer der genannten Städte starten zu können, nur noch einen Führerschein, eine Campingausrüstung, zu der nach kanadischer Gepflogenheit und Notwendigkeit ein Beil (abendliche Lagerfeuer!) und Mückennetze gehören sollten und (evtl. zusätzlich zu einem geräumigeren) ein Leichtbergsteigerzelt, das man selber tragen kann. Wer die 30 kg Freigeäck dafür nicht nutzen will, kann die Ausrüstung zum Großteil auch beim Automieten gleich mitbekommen. Im übrigen sind hier den Wünschen nach Urlaubsbequemlichkeit keine Grenzen gesetzt: das Spektrum reicht vom compact car (darunter auch VWs für weniger als 10 Dollar pro Tag) bis zur fahrbaren Drei-Zimmer-Wohnung. (Der Verfasser rät, erst in Kanada zu mieten, außer man wünscht sich eben so ein Luxusgefährt, sein Kleinwagen amerikanischen Fabrikats

wurde 5000 km echt strapaziert und war dabei genügsam, außer nicht allzuviel Benzin, das ja jenseits des Atlantik noch unvorstellbar billig ist, verlangte er wirklich nichts.) Der Fotofreund sollte natürlich sein Teleobjektiv nicht vergessen, um aus sicherer Entfernung die Bärenfamilie zu „schießen“, die er vom Angeln zurückkommend überraschen könnte, wie sie über den sträflicherweise nicht abgeräumten Frühstückstisch herfällt. Steht man früh auf oder hat man ein wenig Glück, so kann man auch Mouflons, Elchen, Bisons und seltenem Hirschwild begegnen. Dem Anglerfreund sei gesagt, daß er für eine Anerkennungsgeld (ca. 5 Dollar) kapitale Lachse fangen kann (vor allem in den Jahren mit ungerader Jahreszahl), schließlich sollte der Urlauber mit mehr als nur Bergwanderambitionen an seine Westalpenausrüstung denken.

Wer nicht bis zu schwer zugänglicher Spezialliteratur vorstoßen will, hat es mit der Vorausplanung seines Tourenprogrammes schwer, auch in Englisch gibt es *den* Reise-geschweige Wanderführer für die kanadischen Rocky Mountains nicht. Aber gleich ein Trost: Bei jeder tourist information (häufig an den wichtigeren Straßen zu finden), National- und Provincial Park- oder Forstverwaltung gibt es eine Fülle von Informationsmaterial bis zu detaillierten Wanderkarten (oft kostenlos), pädagogisch hervorragend konzipierten und ausgestatteten Faltblättern und Broschüren über die örtliche Flora und Fauna oder Plastikbeutel, damit man ja seine leeren Konservendbüchsen aus den backgrounds wieder zurückbringt (das Umweltbewußtsein der Kanadier ist kaum vorstellbar!). So wird das immer neue Planen des nächsten Reise- und Wanderziels zu einem risikolosen Vergnügen. Den letztgenannten öffentlichen Einrichtungen unterstehen auch die zahlreichen hervorragend angelegten Zeltplätze, die mit dem Auto zugänglich sind (Preis pro party: ein Auto und ein Zelt 1975: 2 bis 3 Dollar) oder die „freien“ campgrounds im nur erwanderbaren Hinterland. Erstgenannte sind in der Regel auch Ausgangsstationen für Wanderungen, von einem Fußevertreten-Lockerungsmarsch zum nächsten Canyon oder Biberteich bis



Mary Lakes beim Lake O'Hara im Yoho Park/British Columbia.

Foto: K.-M. Kern

zu mehrtägigen oder gar wöchentlichen Exkursionen in die backgrounds. Herauszuheben ist, daß man auch auf den leicht autozugänglichen Zeltplätzen vom Nachbar abgeschirmt ist (Platz ist ja genug vorhanden), daß zu jedem individuellen campsite ein gemauerter Feuerplatz mit Grill und genügend Brennholz sowie ein großer holzgezimmelter Tisch mit Bänken gehört. Einen kleinen Vorrat trockenen Brennholzes sollte man sich zusätzlich im Auto anlegen. Wer fragt da nach Hütten, noch dazu wo Tageslänge und Sommerzeit (bis fast 10 Uhr hell!) dem Camper entgegenkommen. Eine von den sechs (!) Hütten im riesigen Gebiet der Rockies habe ich im Yohopark am Lake O'Hara gefunden — bei uns wäre sie gesuchtes Objekt für ein alpines Museum, herrliches Westerninventar, holzgeschnitzte Ohrensessel, Küchenausrüstung aus der Pionierzeit, einfach urig! (Übernachtungspreis 3 Dollar). Nach dieser allgemeinen Einführung einige konkrete Anregungen für Touren nach den Erfahrungen des Verfassers. Sie können nur

eine subjektive Auswahl für einen 3—4-wöchigen Urlaub sein, der Möglichkeiten sind einfach zu viele. Kenner werden sicher einige „musts“ vermissen, wie die 3—4-tägige Wanderung zum Mount Assiniboine (Höhe 11 870 ft = 3894 m), dem kanadischen Matterhorn, einem der schönsten Berge der Rockies (von Banff aus zu starten; am Mount Assiniboine gibt es im übrigen auch eine der sechs Hütten des ACC, des Alpine Club of Canada, Sitz in Vancouver).

Wenn man schon nicht in Vancouver, einer der schönsten Städte der Welt, ankommt und wegfliegt, so sollte man doch einen mehrtägigen Aufenthalt, evtl. mit Besuch des viktorianischen Victoria und der Golfinseln einplanen. Die vorliegende Reiseskizze beginnt hier, die großen Ziele wie die Rocky Mountains im engeren Sinne, die Selkirk Range und das Kaskadengebirge mit der mächtigen Eiskappe des Mount Baker-Vulkans im angrenzenden US-Staat Washington liegen günstig erreichbar. Auf der Nationalstraße 1, die auf den Spu-

ren der Goldsucher und Abenteurer das Frasertal hinauf, vorbei an den Stromschnellen mit ihren Lachstrepfen nach Nordosten verläuft, zuerst Enttäuschung: die Freude über die Naturschönheiten wird getrübt durch dichten Ferienverkehr (der kurze Sommer deckt sich mit den Schulferien). Das soll die Einsamkeit Kanadas sein! So war es doch vor wenigen Tagen auf der Autobahnfahrt zum Flugplatz in Frankfurt. Doch kleine Unterschiede: fast jeder hält sich an die vorgeschriebenen Tempi, die, auf unseren Autobahnen verordnet, eine Revolution hervorrufen würden (dabei sind Kanadas Highways gewiß nicht schlechter), kaum einer überholt waghalsig, keiner verschmutzt Straßen und Parkplätze. Je näher wir zu unserem ersten Wanderziel, dem Mount Robson kommen, je mehr wir uns von den dichter besiedelten Regionen der Westküste entfernen, desto mehr kommt unser Urlaubsraum mit der Realität zur Deckung: breite glazialgeformte Täler, tiefdunkle Wälder, ungebändigte Flüsse, Gletscher in der Ferne, Siedlungsbilder aus Wildwestfilmen.

Abends am Fuß des höchsten Berges der Rockies: Mount Robson, 4256 m hoch. Der Ranger, der sehr lebendig einer Gruppe von Naturfreunden (viele Familien mit drei Kindern) seine Erlebnisse mit Grizzlybären schildert, muß seine Belehrungen, die Wildtiere nicht zu füttern, unterbrechen: der Gigant enthüllt endlich über riesigen Fels- und Eiswänden sein Haupt, das Licht reicht gerade noch für ein Foto. Man sagte uns, daß im Jahr etwa 40 Gipfelangriffe versucht werden, aber nur 20 erfolgreich sind. Der Berg stemmt sich ja auch exponiert in die Westwinddrift (in den folgenden Tagen haben wir in ganz kurzen Abfolgen Sonne, Regen, Schneeschauer erlebt, während im Juli viele Besteigungen wegen zu großer Hitze und der daraus resultierenden Lawinengefahr scheiterten). 1,5 Meilen, also 2,3 km von der Hauptstraße nach Jasper entfernt, endet die Stichstraße bei den Knowlton Falls. Meine Frau und ich verstauen die notwendige Ausrüstung in unseren Traggestellrucksäcken und machen uns auf den Berg Lake Trail. Auf etwa 20 km Länge sind etwa 800 Höhenmeter zu überwinden. An-

fangs schmerzen uns Nurwochenendbergwanderern die 10 bis 15 kg schweren Rucksäcke, aber bald läßt uns die Umgebung alles vergessen. Auf den ersten drei Kilometern finden wir etwa ein Dutzend kleine Hinweistafeln mit geologischen, biologischen und meteorologischen Erklärungen, bezugnehmend auf die unmittelbare Umgebung, vergleichbar den Verhältnissen auf unseren Waldlehrpfaden. In Kanada ist diese Methode, den Menschen die Natur wieder näher zu bringen, weit verbreitete Praktik. Man überläßt den Besucher nicht nur dem ästhetischen Genuß der überwältigenden Naturschauspiele, man gibt ihm auch eine allen verständliche wissenschaftliche Erklärung. Der Weg passiert nahe dem nach dem Fast-Erstbesteiger benannten Kinney Lake einen riesigen Lawinenkegel, der erst einmal zu einem ausgiebigen Himbeer- und Brombeermahl einlädt.

Diese Sträucher sind die erste botanische Generation, die neuentstandene Schuttfelder besiedelt. Die kanadischen Behörden unternehmen im übrigen kaum mehr etwas, um in den natürlichen Kreislauf einzugreifen. Selbst großflächige Waldbrände werden nicht mehr nur negativ beurteilt: die Lodgepole Pine vermehrt sich etwa nur dadurch, daß die Zapfen bei der großen Hitze eines Brandes aufspringen: nur so kann die Eintönigkeit der Wälder verhindert werden. Nach einem Brand nimmt die Zahl der Pflanzen- und Tierarten sprunghaft zu. Ein Lehrpfad in einem ausgebrannten und von Menschenhand nicht „aufgeräumten“ und aufgeforsteten Waldstück beweist dies. Bald kommen wir ins Tal der 1000 Wasserfälle, wir haben sie nicht gezählt, aber wunderschöne waren dabei, einer verdiente sich seinen stolzen Namen: Emperor Falls. Am Ende eines langen Tages der Berg Lake, immer noch 2400 m unter dem Gipfel. In ihn kalbt der Berg Glacier. Nachts in unserem Zelt schrecken wir durch das Gepolter der Eisberge auf, die in den See stürzen. Am See liegt auch ein privat betriebenes Chalot, vor Jahrzehnten von einem gestandenen Cowboy und Fallensteller allein zusammengezimmert, dafür verlangen seine Erben jetzt exorbitante Übernachtungspreise. Die Pferde, die die — allerdings nicht zu zahl-

reichen — gehfaulen Touristen dorthin befördern, hinterlassen zum Teil umgepfügte, pfützenübersäte Wegpassagen. Der Standort ist ideal: White Horn, Anne Alice, Mumm Peak locken den Bergsteiger. Der Wanderer kann durch breite, glazial überformte Täler in den Jasper National-Park hinüberwechseln (es dauert mehrere Tage und man kommt so leicht nicht zum Auto zurück), der Westalpinist versucht sich am Resplendent Mountain (3688 m) oder Mount Robson. Wir packen es neben und auf dem Robson-Gletscher zum Snowbird-Paß (etwa 2700 m hoch), der den Übergang zum plateauartigen Coleman-Gletscher erlaubt. Zwischen den Latschen der erste Bär, keine Angst: er hat mehr Scheu als wir, bald darauf läßt uns der grelle Pfiff eines Murmeltieres herumfahren, es ist fast doppelt so groß wie die am Jenner in Berchtesgaden — man ist ja schließlich in der neuen Welt.

Nächste Station ist der Jasper National-Park. Man kann seine müden Glieder in den heißen Quellen von Miette pflegen, eine Halbtageswanderung zu den alpinen Wiesen gegenüber der eigerähnlichen Wand des Mount Edith Cavell (3620 m, ein bayrischer Mount-McKinleybezwinger, den wir dort trafen und fragten, was er von der Wand halte, antwortete nur respektvoll: „recht koit werd's halt sei“) unternehmen oder, wenn man hart gesotten ist, in einem der unzähligen herrlichen Seen baden, deren Farbe von Smaragdgrün bis zu Tintenblau variiert. Oder man startet zum langen Marsch parallel zur großen kontinentalen Wasserscheide, parallel auch zur wohl schönsten Straße der Welt, für die der französische Name angemessen ist: Promenade des Champs de Glace. Stunden zählen dabei wenig, Tage nicht viel. Unter den jungen Leuten ist das backpacking (Rucksackwandern) populär geworden, so findet man immer Anschluß, wenn man nicht ganz für sich allein sein will. Zuerst waren wir verblüfft, in höllischem Tempo überholt zu werden, doch bald waren wir wieder dran, als die Überholer Brotzeit machten, nach kurzer Zeit begann dasselbe Spiel von neuem. Bergwandern als Intervalltraining!? Vor allem: Man steht nicht unter Erfolgs- oder Terminzwängen, irgendwel-

che Gipfel zu machen, man läßt sich treiben, verbringt einen faulen Tag beim Fischen.

Bergwandern könnte man auch von den Bergstationen mechanischer Aufstiegshilfen aus, so in Jasper, Lake Louise und Banff. Wir haben sie gemieden, denn wir suchen ja die unbebauten Berge und die sind in Kanada noch die Regel. Eine weitere Abwechslung zum Wanderprogramm könnte eine Kanufahrt in der hier bürtigen Variante des Kanadier auf dem Medicine oder Maligne Lake oder dem Athabaskariver bieten. Einige Gebirgsflüsse werden auch in größeren Gruppen auf modernen Luftkissenflößen befahren.

Auf die 218 km des Icefield Parkway zwischen Jasper und Lake Louise treffen 21 Aussichtspunkte auf Gletscher, markante Berge oder auch bevorzugte Wildwechsel und -weideplätze, 12 Wanderwege zu nahegelegenen Seen, 14 zu nicht weit entfernten Canyons oder Wasserfällen, acht makellos saubere Picknick- und 10 Campingplätze sowie 32 Startpunkte zu kürzeren oder längeren Bergwanderungen. Die nach Westen abzweigenden führen alle zur großen Wasserscheide oder über Pässe darüber hinweg. Der Wanderer hat die Qual der Wahl. Einen Höhepunkt bildet zweifellos das größte Inlandeis der Erde südlich Grönland, das Columbia Icefield, ein Hunderte von Quadratkilometern großer Plateaugletscher, der Flüsse gebiert, die ihre Wasser schließlich in den Pacific, in den Atlantik und in die Arktis steuern. Der Liebhaber von Kuriositäten kann sich in einem Snowmobile auf dem Gletscher spazieren fahren lassen. Niemand sollte aber den Aufstieg zur Parker Ridge versäumen, von der man inmitten in voller Blüte stehender Gebirgsflora (u. a. der purpurrote indian paint brush) einen atemberaubenden Blick auf das südliche Ende dieses riesigen Eisfeldes und die mächtige Zunge des Saskatchewan-Gletschers mit einer kilometerlangen Mittelmoräne hat — eine eindrucksvolle Seite aus dem Lehrbuch der Glazialmorphologie (Halbtageswanderung). Ein paar Meilen weiter südlich sollte man sich den Hunger für die Mittagsbrotzeit durch eine Wanderung zum Peyto-Gletscher und See holen. Es gibt wohl keinen Blau- und

Grünton, den dieser See nicht an irgendeiner Stelle zu irgendeiner Tageszeit aufweisen würde. Die Badehose kann man ruhig vergessen, man ist ja doch allein; man könnte das Wasser aber auch „nur“ trinken, so sauber ist es.

Der nächste größere Stützpunkt ist der weltberühmte Lake Louise. Von ihm aus streben wir so klangvolle Ziele an wie die Ebene der sechs Gletscher (über den 3149 m hohen Abbott-Paß ergäbe sich von hier

ein reizvoller hochalpiner Übergang zum Lake O'Hara im Yoho-Nationalpark, von dort kommt man mittels Bus leicht wieder zum Auto zurück), das Tal der 10 Gipfel oder das Paradiestal, um nur drei von vielen möglichen Tagestouren zu nennen. Auch hier kann man dem Königsseerummel in der unmittelbaren Umgebung des vielbesuchten Lake Louise schnell entfliehen. Für uns war deshalb auch der Lake O'Hara mit seinem kleinen Bruder, dem Lake Oesa, der

Unten: Saskatchewan-Gletscher (Arm des Columbia Icefield-Plateaugletschers), Alberta.

Seite 111: Athabasca-River, im Hintergrund Mount Kitchener.

Fotos: K.-M. Kern





schönste unter den vielen Bewerbern um den Superlativ. In etwa 2200 m Höhe einen breiten Karboden ausfüllend, über dessen Rückwände wie ein Schleier sieben Wasserfälle herabsprühen, entzieht sich die Beschreibung der Schönheit seiner Farbe und seiner Umgebung eigentlich den Mitteln der Sprache. Gern nimmt man die eiskalten Nächte an seinem Ufer in Kauf, um einen oder mehrere Tage herumzustrolchen, Murmeltiere und Erdhörnchen zu beobachten oder die vielen Riesenwarzen am Mount Huber (3626 m) zu zählen. Der freundliche Ranger versorgte uns nicht nur kostenlos mit einer guten Wanderkarte, er gab uns auch individuelle Tourentips und mahnte, ja nicht zu vergessen, den Proviant nachts am Baum hochzuziehen, damit die Bären nicht angelockt werden. Noch einmal; der Lake O'Hara sollte in keinem Programm fehlen. Außer dem o. g. Zugang besteht die Möglichkeit, ihn vom Kicking Horse-Paß aus auf einer für die Allgemeinheit gesperrten Forststraße zu erreichen — zu Fuß oder, wenn man das Gewicht des Rucksacks scheut, mit einem dreimal täglich verkehrenden Bus (auch

dort gibt es ein Chalet, in dem man sich teuer verwöhnen lassen kann). Nördlich der Nationalstraße 1 führt eine Stichstraße zum Emerald Lake. Von ihm kann man über den Yoho-Paß (Yoho ist ein alter indianischer Ausdruck für Ehrfurcht) und den Yoho Lake (ein einsames Anglerparadies, an dem man zur Hauptreisezeit vielleicht drei bis vier Menschen trifft) in einer Tagestour zum 200 m hohen Takakkaw-Wasserfall wandern, von dort setzt sich der Hunderte von Kilometern lange Continental Divide Trail nach Norden fort.

Wir kehren um, zur Abwechslung liegen wieder einige Tage Auto- und Besichtigungstourismus vor uns: Abstecher in die Prärie bei Calgary, Baden in heißen Schwefelquellen: Radium Hot Springs, unterwegs sehen wir — ganz selten! — einen Coyoten in der Deckung des Waldschattens, Fahrt durch das Columbia-Quellgebiet, ein großes Nord-Süd-Längstal, das wegen föhnähnlicher Begünstigung ebenso wie das später besuchte Okanagan Valley auch nach unseren Maßstäben sommerliche Temperaturen aufweist und zum Baden in Flüssen und Seen reizt, Fort Steele — ein

Westernraum, die Kootenay-Region, faustgroße Pflaumen von den Bäumen zu pflücken. Dann die Selkirks, die Wanderschuhe werden wieder ausgepackt. Welch ein Spaß, der alten Goldgräberromantik nachzuspüren: einst blühende (Meißener Porzellan, Steinway-Flügel), jetzt vergammelte Bergwerkssiedlungen, die Vegetation überwuchert die alten Eisenbahngleise und die Schachteingänge — Geisterstädte (Sandon). Ein Lawinsturz besorgte den Rest. Im Sommer kehren Bären und Luchse zurück. Im Winter, zum Teil auch im Sommer, bringen die Hubschrauber die Tiefschneefahrer, doch sie ziehen nur ein paar Spuren und verschwinden wieder, es bleiben keine Reste irgendwelcher Infrastruktur. Danach der Mount Revelstoke National-Park: alpine Szenerie. Die Blumen sind Mitte August in voller Blütenpracht, doch schwere Wolken ziehen auf: Schneeschauer. Der Ranger warnt vor längeren Touren, ein Tagesausflug tut's ja auch. Wir sind froh, nicht in dieser Höhe (2100 m) campieren zu müssen und fahren die vielen Serpentinafen der aussichtsreichen Paßstraße (höchster Highway Kanadas) nach Revelstoke wieder zurück. Inzwischen haben wir gelernt, die nach Engelmann und Douglas benannten Nadelbäume zu unterscheiden, kennen Lodgepole Pine, Hemlock und Alpine Fir, die pädagogischen Bemühungen in den Prospekten und auf den Lehrpfaden haben ihre Früchte getragen.

Unser letztes Wanderziel, das wir durch ein sonnendurchflutetes Paradies von Obstgärten und warmen Seen (Okanagan) erreichen, ist das nördliche Kaskadengebirge: zuerst im Manning-Park, hier keine spektakuläre Gletscherszenerie wie in den Rockies, kaum alpine Matten, dafür pechschwarze Wälder, kleine Teiche, in denen die Biber ihr nächtliches Werk verrichten, dazu ein dunkel dräuender Himmel. In der Nacht hatte die Paßstraße den größten August-Schneefall dieses Jahrhunderts und das in weniger als 1500 m Höhe! Die Buntheit der Blumen ist zerstört, man kann sie unter den Schneehäubchen nur noch ahnen. Im Nature-House lassen sich zwei junge Mädchen eine viertägige Wanderung erklären und auch nicht durch ungünstigste Wetterprognosen davon abhalten, d. h. Zel-

ten bei Sturm und Minusgraden — Respekt! — von der Gefahr, den Weg zu verlieren ganz zu schweigen.

Letzte Station: Mount Baker (Höhe 3536 Meter). Wenige Kilometer südlich der kanadischen Grenze im US-Staat Washington gelegen, gehört er auch zum viel beregneten und beschneiten Küstengebirge der Cascades, aber dieser Gigant ist ein nahezu freistehender Vulkankegel, weit herunter verschneit, den man Hunderte von Kilometern weit sehen kann: von Vancouver, von Victoria, von den Golfinseln. Er erinnert mich immer wieder an die großen tropischen Vulkane wie den Kilimandscharo oder den Chimborazo, auch die üppige Vegetation in der Fußregion ist vergleichbar, trotz der so verschiedenen geographischen Breite. Neuerlich ist er wieder zum Leben erwacht, die östliche und südöstliche Region um den Baker Lake mußte wegen Erdrutschgefahr gesperrt werden. Die Skigebiete auf seiner Nordostflanke sind noch ungefährdet. Hier reizte mich zum ersten Mal der Gipfel, in einem Tag ist er zu machen von der Kulshan Cabin aus (erreichbar über die Forststraße entlang dem Glacier Creek und einem anschließenden einständigen Fußmarsch zum Ende des Coleman-Gletschers), aber das launische pazifische Wetter muß günstig sein, die Ausrüstung muß stimmen. Wir hatten ja nur vorgehabt bergzuwandern. Einen halben Tag verbrachten wir an den Quellen der kleinen Creeks, die Lachse zu beobachten, die sich mit letzter Kraft zu den Laichplätzen schleppten, oft schon eine Handbreit aus dem Wasser ragend. Man meinte, sie mit Händen fangen zu können.

Hatten wir auch unsere Bergschuhe nun genug strapaziert, ein letztes überwältigendes Naturerlebnis stand uns noch bevor. Der Flug auf der Polarroute über die nördliche Wildnis Kanadas, die mit ihren mäandrierenden Flüssen und Zehntausenden von Seen wie ein zerbrochener Spiegel heraufblinkt und die Eiswüsten und -gipfel Grönlands mit den mächtigen ins Meer kalbenden Gletschern.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Konrad-Michael Kern,

Henckestraße 3, D-8000 München 50

Bewegung im Expeditions- geschehen

MANFRED STURM

Die Jahre 1975 und 1976 brachten einige Bewegung in das Expeditions-geschehen. Vor allem der Mount Everest war Schauplatz einiger bemerkenswerter Großunternehmen. Im Vormonsun '75 gelang der Japanerin Junko Tabei im Rahmen einer japanischen Frauenexpedition als erster Frau die Besteigung des höchsten Berges der Welt über den Südsattel. Nur 11 Tage später, am 27. 5. 1975, stand die Tibeterin Phantog mit acht weiteren Bergsteigern einer chinesisch-tibetischen Expedition am Gipfel.

Im Nachmonsun fiel endlich die langumkämpfte Mount-Everest-Südwestwand. Unter der Leitung Chris Boningtons belagerten 18 Engländer und 60 Sherpa die Wand. Doug Scott, Dougal Haston, Pete Boardman und Sherpa Pertemba erreichten den Gipfel. Zur zweiten Gipfelgruppe gehörten auch Martin Boysen und Mike Burke. Nachdem Boysen umkehren mußte, ging Burke allein weiter und kam vermutlich in Gipfelnähe dabei ums Leben.

Im Mai 1975 bestiegen in drei verschiedenen Gruppen nicht weniger als neun Mitglieder — fast die komplette Mannschaft — der von Siegi Aeberli geleiteten Deutsch-Osterreichischen Himalaya-Expedition den Gipfel des 8438 m hohen Yalung Kang. Zurückblickend scheint in diesem Zusammenhang die chinesische Sisha Pangma-Expedition erwähnenswert. Das wohl größte Himalaya-Unternehmen aller Zeiten kam 1964 mit fast 200 Mitgliedern und 19 000 Kilogramm Gepäck ins Hauptlager. Der Erfolg blieb nicht aus, und es gelang immerhin zehn Bergsteigern, zur Ehre Maos den Gipfel erstmals zu betreten.

Auch den Franzosen war es bei der Erstbesteigung des Makalu 1955 gelungen, mit neun Bergsteigern den Gipfel zu erreichen. Diese Unternehmen verliefen alle nach einem wohlgedachten Plan, wobei Terrey in seinem Buch „Vor den Toren des Himmels“ sinngemäß behauptet, daß der

Erfolg kaum mehr zu verhindern sei, wenn die Maschinerie einmal in Bewegung gebracht wurde.

Eine großartige Leistung vollbrachte die 6. Jugoslawische Himalaya-Expedition, die im Nachmonsun '75 unter der Leitung von Ales Kunaver erstmals die 3000 m hohe Südwand des Makalu (8481 m) durchstieg. Zwischen 6. und 11. Oktober erreichten vier Seilschaften den Gipfel, wobei Marjan Manfreda keinen Sauerstoff benutzte.

Herausragendes Ereignis des Jahres 1975 war im Karakorum die spektakuläre Besteigung des Hidden Peak (8068 m) über die Nordwestwand durch R. Messner und P. Habeler. Einen Tag später gelang dem Grazer H. Schell mit R. Schauer und H. Zefferer über den Weg der Erstbegeher eine weitere Besteigung dieses Achttausenders.

Zur gleichen Zeit operierte eine starke polnische Gruppe am Gasherbrum II und III, wobei den Damen Wanda Rutkiewicz und Alison Onyskiewicz die Erstbesteigung des Gasherbrum III (7952 m) gelang.

Ein ähnlich kühnes Unternehmen wie Messner und Habeler am Hidden Peak, bestanden Joe Tasker und Dick Renshaw, die in 6 Tagen Kletterzeit die Südostwand des Dunagiri (7066 m) im Garhwal Himal durchstiegen. Sie verglichen die 1500 m-Wand mit der Droites-Nordwand.

Auch im Karakorum mit seinen gigantischen Granittürmen scheint der extreme Alpinismus mehr und mehr Fuß zu fassen. 1976 bezwangen Engländer den äußerst schwierigen Trango Tower (6250 m) und Italiener auf zwei verschiedenen Routen die Große Kathedrale (5870 m).

Mit einer verhältnismäßig kleinen Mannschaft kam Dr. Schlee zum Batura I (7785 m). Die Erstbesteigung gelang Hubert Bleicher und Herbert Oberhofer am 30. 6. 1976.

Einer japanisch-indischen Großexpedition dagegen glückte die erste Überschreitung der beiden Nanda-Devi-Gipfel (7816 m und 7434 m).

In Nepal kletterten im Vormonsun '76 Pit Schubert und Heinz Baumann in einer wahren Odyssee durch die Südwand der Annapurna IV (7517 m), und einer tschechoslowakischen Expedition gelang die Erstbesteigung des 2500 m hohen Südwestpfeilers am Makalu.

Dieser kurze Überblick, der längst nicht vollständig ist, zeigt, daß Mammutexpeditionen, wie die 29 Mann starke britisch-nepalesische Militärexpedition '76 am Mount Everest noch nicht der Vergangenheit angehören, andererseits aber Klein- und Kleinstexpeditionen an niedrigen Achttausendern erfolgreich sind.

Das einprägsamste Beispiel ist hier die Besteigung des Hidden Peak durch Messner und Habeler, die wir jedoch nicht als Prototyp betrachten sollen, da sie mit zu viel Risiken verbunden ist. Wesentlich beispielhafter sind meiner Meinung nach die Erfolge des Grazers Hanns Schell, der in zwei aufeinanderfolgenden Jahren mit einer kleinen Mannschaft den Hidden Peak und auf geradezu phantastische Weise den Nanga Parbat bestieg (siehe dazu die Anmerkung im Anhang zu diesem Beitrag. Red.).

Diese Entwicklung zeigte sich bereits vor über 20 Jahren an, als mit Kleinexpeditionen der Broad Peak (8047 m) und der Cho Oyu (8153 m) bezwungen wurden.

Es wird deutlich, daß die großen Probleme an den hohen Achttausendern noch nicht von kleinen Expeditionen zu lösen sind. Die Südwestwand des Mount Everest fiel erst beim siebten Versuch und dies wahrscheinlich nur dank der meisterhaften professionellen Organisation Chris Boningtons und einer äußerst starken, opferbereiten Mannschaft.

Die Erfolge an der Südwand des Makalu, am Westgipfel des Kantsch und sämtliche Besteigungen des Mount Everest waren letztendlich von einem hohen Einsatz von Mensch und Material abhängig.

Ohne Zweifel wird dadurch das Risiko verringert und der Erfolg scheint bei einem entsprechenden Zeitaufwand greifbarer zu sein. Verschiedene Großexpeditionen sind allerdings ihrer eigenen Schwerfälligkeit zum Opfer gefallen.

Eine Tendenzwende ist bei den konventionellen Expeditionen immerhin zu beobachten. Es gibt kaum noch Wasserträger, wie auch an der diesjährigen deutschen Lhotse-Expedition zu sehen, vielmehr hat das Gros der Mannschaft reelle Chancen auf den Gipfel zu kommen. Dagegen war es z. B. 1953 nur H. Buhl gegönnt, den Gipfel des Nanga Parbat (8125 m) zu erreichen.

Insofern haben die modernen Großexpeditionen eine Berechtigung, da der gewaltige finanzielle und materielle Aufwand nicht nur dem Gipfelglück eines einzelnen dient. Eine deutliche Einstellungsänderung zeigt sich bei Auslandsbergfahrten nach Südamerika und in den Hindukusch. Dort werden heute von einzelnen Seilschaften Ziele angegangen, die früher nur im Rahmen einer Expedition möglich schienen. Diese Reisen sind ohne große Vorbereitung, offizielle Genehmigungsverfahren und mit geringstmöglichem Aufwand im Lande möglich. Die Besteigungen des Alpamayo zum Beispiel — vor rund 20 Jahren ein heißumkämpfter Gipfel — sind heute kaum mehr zu registrieren.

Selbstverständlich profitieren die Bergsteiger heute von den Erfahrungen der ersten bergsteigerischen und wissenschaftlichen Expeditionen, die wertvolle Pionierarbeit geleistet haben. Teilweise gibt es schon ausgezeichnete Karten, so daß Unternehmungen in Südamerika mehr und mehr Westalpencharakter annehmen.

Es ist zu erwarten, daß sich eines Tages dieser Stil auf die höchsten Berge der Welt übertragen wird.

An den Himalaya-Riesen werden in absehbarer Zeit alle sinnvollen Routen durchstiegen sein. Man wird deshalb neue Problemstellungen finden. Mit den Überschreitungen von Achttausendern hat man bereits begonnen, man wird sie auch im Winter versuchen. Der Stil R. Messners und P. Habelers vom Hidden Peak wird Nachahmer finden. Es werden Achttausender in einem Zug mit beweglichen Lagern bestiegen werden, die nötige Akklimatisation holt man sich vorher an verschiedenen Sechs- und Siebentausendern. Und schließlich wird wohl bald ein Einzelgänger auf einem der 14 Achttausender stehen.

Die Wahl des Expeditionsstils ist heute noch weitgehend von der Problemstellung abhängig. Es ist unzumutbar, Ziele in Südamerika oder im Hindukusch, auch wenn sie extrem schwierig sein sollten, mit einer großen Mannschaft anzugehen, da mit steigender Teilnehmerzahl sowohl die Transport- und Trägerkosten, als auch die Material-, Verpflegungs- und Organisationsprobleme ungleich ansteigen. Chris

Der Hari Parbat, 6290 m, ein noch unbestiegener Berg im Rupalatal (Pakistan) und ein lohnendes Ziel für eine Kleinstexpedition.



Foto: M. Sturm

Bonington wird sicherlich zu Hause die Funktion jedes einzelnen Bergsteigers genauestens skizziert haben, ehe er sich entschloß, mit 18 Mann die Südwestwand des Mount Everest anzugreifen.

Ziel, Aufwand, Risiko und Erfolg sollten in einem gesunden Verhältnis zueinander stehen, das heißt größtmöglicher Erfolg bei geringstem Aufwand und Risiko.

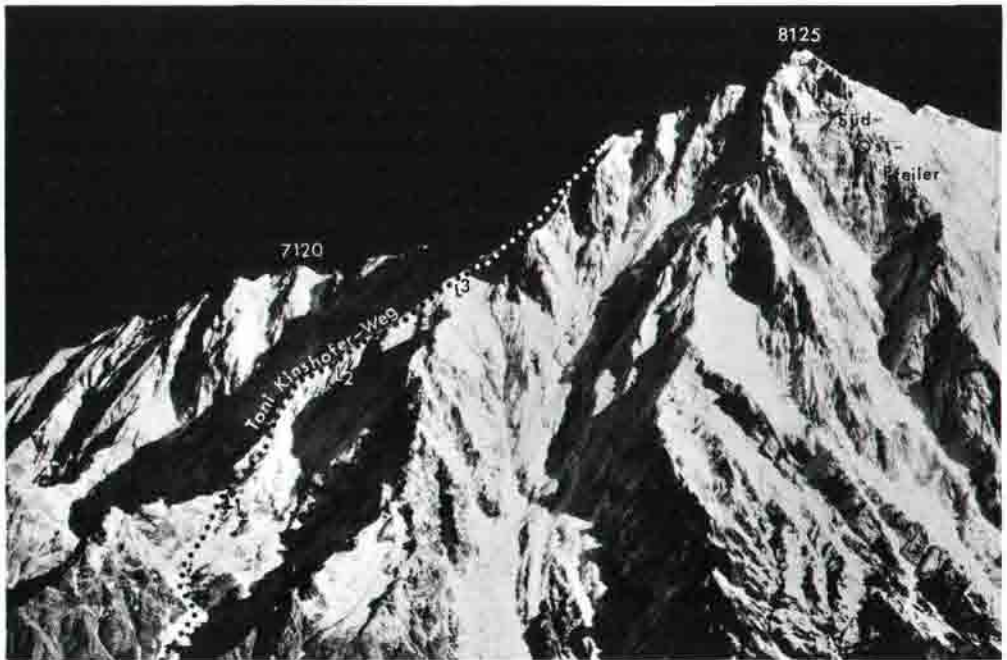
Schließlich ist die Frage ob Groß- oder Kleinstexpedition auch noch eine Frage des persönlichen Empfindens, da manch hervorragender Bergsteiger sich in einer großen Gruppe nicht wohlfühlt und so nicht zur vollen Leistungsentfaltung findet.

Andere wiederum kommen sich in einer kleinen Mannschaft der gewaltigen Bergwelt gegenüber noch kleiner und verlassen vor und werden dadurch in ihrer Leistungsfähigkeit stark beeinträchtigt.

Ferner sind Expeditionen und Auslandsbergfahrten Spielformen des 20. Jahrhunderts, die noch keinen festen Regeln unterliegen, und an denen sich zu beteiligen jeder selbst entscheiden kann.

Doch sollten wir dies mit offenen Augen tun.

Anschrift des Verfassers: Manfred Sturm, Bozener Straße 5, D-8000 München 90.



Der Nanga Parbat mit dem Südwestgrat.

Foto: Archiv Dr. Herrligkoffer

Einen sehr bemerkenswerten Aspekt zur Frage eines angemessenen Verhältnisses zwischen dem Ziel und der Größe einer Expedition bringt Dr. Hanns Schell im Bericht (erschieden im Mitteilungsblatt der Sektion Graz im OeAV) über sein erfolgreiches Unternehmen am Nanga Parbat. Ein Aspekt, dem besonderes Gewicht sicher auch im Hinblick darauf beizumessen ist, daß eine Großexpedition gegenüber einer leistungsstarken kleinen immerhin den Nachteil hat, schwerfällig zu sein, somit leichter Gefahr läuft, sich selber „aufzufressen“.

Dr. Schell schreibt: „... verglich ich in Gedanken meine beiden Achttausender. Dort der relativ unbekannte Hidden Peak, den wir „nur“ über den Weg der Erstersteiger als dritte erreichten, hier der berühmte Nanga Parbat, dessen sechste Besteigung uns gelang, noch dazu über einen neuen Weg durch die Rupalflanke. Gewiß könnten wir nun in Superlativen schwärmen, hatte doch erstmals eine ganze Mannschaft in kurzer Zeit mit geringsten Mitteln diesen Berg bestiegen; war Siegi, zwei Tage nach seinem 20. Geburtstag, der jüngste Bergsteiger, der je einen Achttausender erreichte, und Robert mit 22 Jahren der Jüngste, der zwei Acht-

tausender bestiegen hatte. Außerdem verwendete kein Teilnehmer Sauerstoffgeräte. Obwohl der Vergleich zwischen Hidden Peak und Nanga Parbat hinkt, finde ich gar keinen so großen Unterschied. Hier wie dort hatten wir im unteren Teil den Anstieg zu versichern und im Gipfelgelände Felsschwierigkeiten zu überwinden. Hier am Nanga Parbat war der Anstieg steiler und gewiß schwieriger, am Hidden Peak hatten wir aber enorme Entfernungen zu überwinden. Das größte Kriterium, die Höhe, ist überall gleich.

Ich neige heute eher dazu, Bergsteigern, die einen steilen Anstieg wählen, mehr Gipfelchancen einzuräumen als jenen, die auf oft lawinengefährlichen und sehr langen, sogenannten Normalanstiegen einem Weltberggipfel zustreben. Ich bin mir gewiß, daß wir in dieser kurzen Zeit und mit diesem geringen Aufwand den Nanga Parbat über den Buhlweg nicht erreicht hätten, abgesehen davon, daß er insgesamt technisch sicher schwieriger ist. Wenn man das Steinschlagrisiko zwischen 5100 und 6100 m in Kauf nimmt und keine Angst vor dem ‚Monsoon‘ hat, bietet der Südwestgrat oder Kinshoferweg wohl die größten Chancen.“ (Red.)

Kundfahrten und Expeditionen 1976

Folgende Dokumentation, vorwiegend über Kundfahrten und Expeditionen, die der Deutsche und der Österreichische Alpenverein 1976 unterstützt haben, soll einen ersten Überblick über Ziele, Verlauf und Ergebnisse dieser Unternehmungen vermitteln. Umfangreiches Informationsmaterial, das zu veröffentlichten den Rahmen dieses Jahrbuchs sprengte, liegt dem DAV vor und kann eingesehen werden. Darüber hinaus enthält die Dokumentation die Adressen der jeweiligen Expeditionsleiter, die sicher ihrerseits gerne bereit sind, Auskunft zu geben.

Österreichische Himalaya-Expedition 76 — Nanga Parbat, 8125 m

Teilnehmer: Hanns Schell, Rettenbacher Str. 38, A-8044 Graz, (Leiter), Robert Schauer, Hilmar Sturm, Siegi Gimpel (alle OeAV-S. Graz), Dr. Gerhardt Mayer (Akad. S. Graz).

Zeit: Anfang Juli — Ende August.

Arbeitsgebiet: Nanga Parbat (8125 m).

Besteigungen: Am 11. 8. 1976, auf den Tag ein Jahr nach der Besteigung des Hidden Peak (8068 m) — damals u. a. durch Hanns Schell und Robert Schauer — erreichen Hanns Schell, Hilmar Sturm, Robert Schauer und Siegi Gimpel über den Südwestgrat („Kinshoferweg“) im Westalpenstil den Gipfel des Nanga Parbat.

Göpplinger Himalaya-Karakorum- Expedition 1976 zum Batura I

Teilnehmer: Dr. med. Alexander Schlee, Metzinger Straße 81, D-7417 Dettingen/Erms (Leiter), Martin Albanus, Fred Bässler, Hubert Bleicher, Georg Frey, Hans Jud, Herbert Oberhofer.

Zeit: 15. 4. bis 14. 8. 1976 (vom 21. 5. bis 4. 7. im Basislager).

Expeditionsziel: Batura I, 7785 m, im Nordwest-Karakorum. Erster Besteigungsversuch am Batura I und wissenschaftliche Erschließung des Batura-Mustagh (dabei tödlicher Absturz des Kartographen Karl Heckler in der Hunzaschlucht) 1954 durch eine deutsch-österreichische Expedition. Abbruch des Unternehmens, nachdem die Eisbrücke in der Batura-Nordflanke bereits überwunden waren, wegen eines Wettersturzes. 1959 setzte die Deutsche Karakorum-Expedition die Arbeiten in diesem Gebiet fort, aber auch diesmal konnten keine Hochgipfel erstiegen werden.

Eine englisch-deutsche Gruppe versuchte im gleichen Jahr auf dem Weg von 1954 die Besteigung des Batura I. Dabei kam es zur Katastrophe: ein furchtbares Unwetter überraschte 5 Mann in den oberen Lagern. Wahrscheinlich hat eine Neuschneelawine die Bergsteiger in den Tod gerissen. Die deutschen Teilnehmer waren Martin

Günzel und Albert Hirschbichler. (Anders Bolinder vom Himalayan Club schließt nicht aus, daß einige Teilnehmer, darunter die beiden Deutschen, vor dem Unwetter den Gipfel erreicht haben könnten.)

In den folgenden Jahren wurde keine Genehmigung für diesen Berg mehr ausgegeben (aus politischen Gründen). Der Batura I wurde aus diesem Grund allmählich zu einem der höchsten noch unbestiegenen Berge der Welt und zu einem der unworbenen Bergsteigerziele.

Anreise/Anmarsch: Mit 3 VW-Bussen und 1,5 Tonnen Gepäck 8000 km Fahrt bis Islamabad, der Hauptstadt Pakistans. Per Flugzeug nach Gilgit. Weiter mit 5 Jeeps über die alte Hunzastraße nach Chalt und anschließend nach Bar. Am 21./22. 5. Errichtung des Basislagers am Beginn des östlichen Baigtargletschers auf der rechten Seitenmoräne in 4230 m Höhe.

Besteigung: 23. 5. Erstersteigung des Ya-ehhish („Bärenberg“), 5130 m (der Baturamauer vorgelegter und mit ihr verbundener Berg), durch Bässler und Schlee.

24.—29. 5. Erkundungsvorstöße. 30. 5. alle 6 Teilnehmer errichten Lager I, 5180 m, im Eisfall des „Palü“-Gletschers. Am 31. 5. errichten 4 Teilnehmer Lager II, 5830 m, in der Scharte südlich der Sattelspitze. Bleicher und Oberhofer steigen auf zur Sattelspitze (6050 m) und versichern einen Teil der vereisten Südflanke (Erstbesteigung).

1. 6.—15. 6. Materialtransporte und schlechtes Wetter.

16. 6. Überschreitung der Sattelspitze mit Abstieg in den Batura-Sattel (5900 m). Errichtung von Lager III A (6260 m) in der Batura-Südflanke. 17. 6. Aufstellung eines Depots in 6340 m (später Lager III B).

19. 6. Wegen starker Kälte (— 26°) und schlechten Wetters scheidet Vorstoß zur Errichtung von Lager IV. Alle Teilnehmer steigen ab ins Basislager.

28. 6. Vorstoß in der Gipfelwand bis 7000 m. Abstieg bis 6790 m am östlichen Rand der Batura-Südwand, wo Lager IV errichtet wird.

29. 6. Errichtung von Lager V (7160 m).

30. 6. Vorstoß zum Gipfel bei schlechtem Wetter durch Bleicher, Oberhofer und Schlee. Bässler bleibt wegen gefrorener Innenschuhe im Lager V zurück. Schlee kehrt um bei 7540 m wegen Erfrierungen an Händen und Füßen. Bleicher und Oberhofer stehen um 16.30 Uhr auf dem Gipfel des Batura I und steigen anschließend nach Lager V ab, das sie gegen 18.30 Uhr erreichen.

Am 4. 7. sind alle Teilnehmer wieder im Basislager.

Ein ausführlicher Bericht liegt im DAV-Expeditionsarchiv.

Besteigung des Nordostgipfels der Chogolisa/Karakorum 1976

Teilnehmer: Jörg und Helga Vogt, Heinz Köbrich.

Anreise: Start Mitte Mai mit VW-Bus bis Rawalpindi; per Flugzeug nach Skardu — von dort mit Jeep noch 48 Meilen bis Dasu. Anmarsch in 13 Tagen mit 9 Trägern durch die Schluchten des Braldo-Flusses und über den Baltoro-Gletscher zum 4600 m hohen Basislager am Konkordiaplatz (150 km). Ankunft im Basislager am 18. 6. 1976.

Besteigung: Nach mehreren Versuchen gelang Jörg Vogt am 16. 7. die Ersteigung des Nordostgipfels der Chogolisa (7640 m) über die bisher noch nicht begangene Westseite. Seine Frau Helga begleitete ihn beim ersten Versuch bis zu einer Höhe von 7150 m. (Siehe den Bericht auf Seite 88.)

Kölner Karakorum-Expedition 1976

Anlässlich des 100jährigen Bestehens der Sektion Rheinland Köln des Deutschen Alpenvereins. Die Expedition bestand aus zwei Gruppen zu je sieben Teilnehmern, die Genehmigungen erhalten hatten für den Canchen Peak (6462 m) und den Haramosh II (6217 m).

Expeditionsleiter: Robert Wagner, Am Mittelberg 4, D-5062 Hoffnungsthal.

Nach außergewöhnlicher Wartezeit in Pakistans Hauptstadt Rawalpindi von dreieinhalb Wochen — bedingt durch unerwartet starke Monsuneinflüsse sowie durch mangelhafte Verkehrsverbindungen ins Gebirge — erreichten beide Gruppen erst am 7. August Skardu, den Ausgangsort für den Weg zu den Basislagern.

Wegen des langen Anmarsches zum Haramosh II hatte die eine Gruppe zwischenzeitlich aus terminlichen Gründen eine Genehmigung für den nähergelegenen Sosbun Brakk (6413 m) eingeholt. So erreichten beide Gruppen nach viertägigem Anmarsch mit je 30 Trägern ihre Basislager im gemeinsamen Zielgebiet, das seit 1939 erstmals wieder von Ausländern betreten wurde.

Der anfänglich rasch vorangetriebene Lageraufbau wurde nach einer Woche durch eine lang anhaltende Schlechtwetterperiode gestoppt: Gruppe I ließ im Aufstieg zum Canchen Peak Lager II in 5390 m Höhe zurück; Gruppe II kam über 5500 m Höhe am Sosbun-Brakk-Westgrat (V—VI) nicht hinaus. Unter winterlichen Bedingungen wurde der Rückzug angetreten. Durch zweiwöchiges Warten in Skardu auf den Rückflug überstieg die gesamte Wartezeit die Hälfte der für das Unternehmen zur Verfügung stehenden Zeit.

Hamburger Himalaya-Expedition 1976 zum Saltoro Kangri II

Teilnehmer: Günter Schulz, Kathenkoppel 39, D-2000 Hamburg 72 (Leiter), Bernd Brügge, Friedrich Clauss, Claus Dittmers, Heiko Irmisch, Martin Roeder, Bernd Schaarschmidt.

Zeit: 3. 4. bis 23. 7. 1976.

Arbeitsgebiet: Der doppelgipflige Saltoro Kangri (7742 m, 7706 m) liegt im südöstlichen Karakorum (35°, 30' nördlicher Breite, 76°, 50' östlicher Länge). Der Gipfel des Saltoro Kangri I wurde 1962 erstmals durch eine japanische Großexpedition erstiegen. 1975 scheiterte eine große japanische Expedition beim Versuch, den Saltoro Kangri II zu besteigen, an Versorgungsschwierigkeiten und akuter Lawinengefahr.

Anreise/Anmarsch: Mit 3 VW-Kastenwagen auf dem Landweg nach Islamabad/Rawalpindi. Flug nach Skardu — Jeepfahrt nach Khapsalu. Bei der Anwerbung von Trägern erhebliche Schwierigkeiten — neue Verordnungen der Regierung, die Trägerstreiks verhindern sollen, dafür eine Erhöhung der Löhne um über 70% fordern! Die Streiks blieben dennoch nicht aus; aufgrund der ständigen finanziellen Nachforderungen mußte der ursprünglich vorgesehene Anmarschweg über den Loloifond- und Siachengletscher aufgegeben und dafür ein kürzerer, aber schwieriger Übergang auf den Peak-36-Gletscher gesucht werden.

Besteigung: Errichtung des Basislagers „Ali Brangsa“ in 4900 m Höhe — Aufstieg zum Bilafond La, 5550 m — und „Saltoro La“, 5900 m. Von diesem (von der Expedition so benannten) Paß senkt sich eine im Durchschnitt 50—55° steile Eiswand (oben wesentlich steiler) 300 m zum oberen Peak-36-Gletscher. Zeitraubender und anstrengender Lastentransport. Querung des 2 km breiten Gletschers und Errichtung einer Lagerkette bis 6150 m. Vorstoß bis etwa 6500 m.

Sehr schlechtes Wetter, der objektiv äußerst gefährliche Anstiegsweg (Eislawinen), Lebensmittelknappheit und Zeitmangel zwangen Mitte Juni zum Abbruch des Unternehmens.



Blick vom „Saltoro La“ auf Saltoro Kangri I und II (rechter Gipfel). Der höchste erreichte Punkt, etwa 6500 m Höhe, befindet sich oberhalb der Eisbrüche in Bildmitte, am Beginn der spaltendurchsetzten Schneehänge, die zum linken Gipfel hinaufziehen. Das höchste Lager, Camp 4 (6150 m) stand rechts unterhalb auf der Firnterrasse. Ein ausführlicher Bericht über diese Expedition kann im DAV-Auslandsbergfahrtenarchiv eingesehen werden.

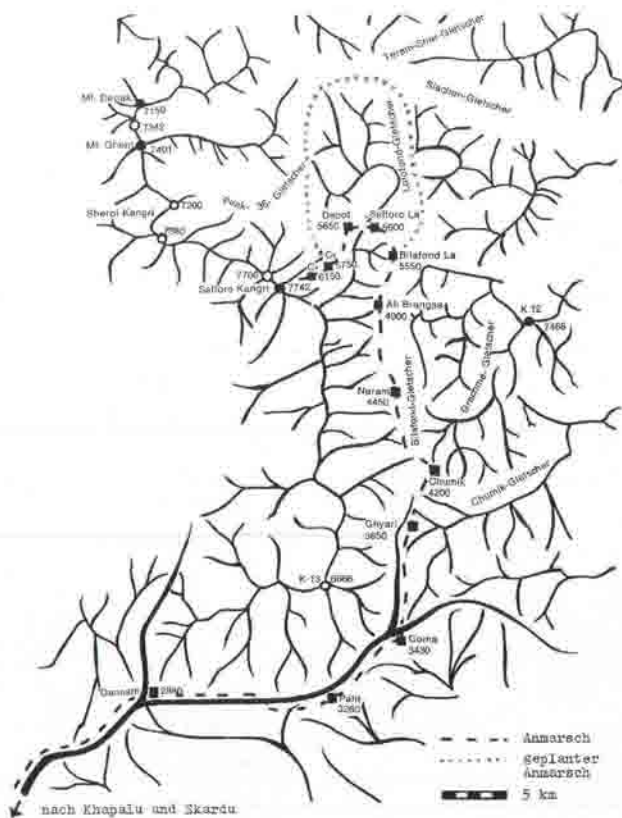


Foto: G. Schulz



Das Hob Lungma-Gletscherbecken, in einem nördlichen Seitental an der großen Expeditionsrouten zum Baltoro-Gletscher gelegen, war das Arbeitsgebiet der Kölner Karakorum-Expedition 1976. Links der Sosbun Brakke (6413 m) von Süden mit dem Westgrat (links), der extreme Schwierigkeiten aufweist. Unten: Chanchen Peak (6462 m) links und Himkul rechts. Ganz rechts der Himkul-Paß (5390 m), in dem Lager II zurückgelassen wurde. Ein ausführlicher Expeditionsbericht befindet sich im Auslands-Archiv des DAV. Fotos: Kölner Karakorum-Expedition



Annapurna-IV-Expedition der Sektion Berggelist

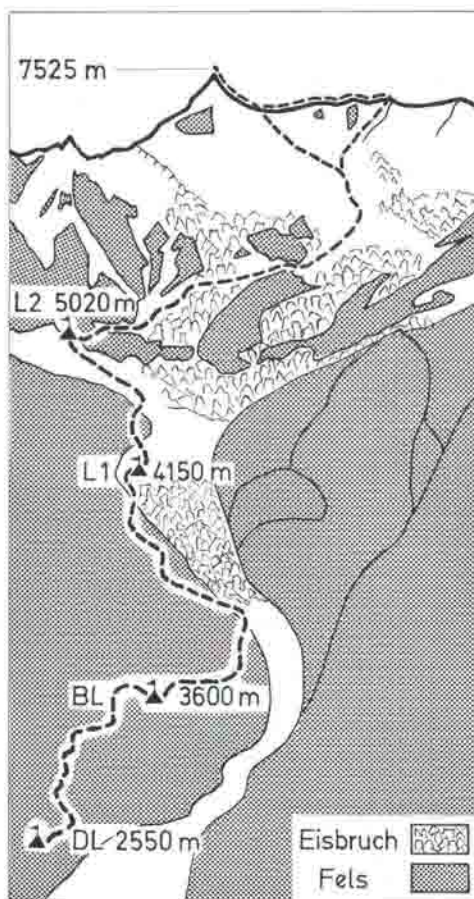
Teilnehmer: Pit Schubert, Jägerweg 14, D-8152 Feldkirchen (Leiter), Heinz Baumann, Dr. Werner Goltzsche, Ernst Mahner, Udo Pohlke, Dr. Karel van Sambeek, Rüdiger Steuer.

Zeit: 16. 4. bis 30. 5. 1976.

Anreise/Anmarsch: Per Flugzeug nach Kathmandu, mit Lkw von dort nach Pokhara; Anmarsch von Pokhara bis ins sogenannte Dschungellager (2550 m), der größte Teil der Träger muß hier entlassen werden. Freischlagen und Versichern eines Weges durch eine auffallend steile, mit Dschungel bedeckte Felswand. Errichtung des Basislagers in 3600 m Höhe am 1. 5.

Besteigung: Lager 1 wird in 4150 m, Lager 2 in 5020 m errichtet. Während der ganzen Zeit in dieser Höhenlage nahezu andauernd schlechtes Wetter und starke Lawinentätigkeit. Lager 2 ist durch den Luftdruck von Staublawinen gefährdet, die Zelte werden zweimal eingeknickt. Der Weiterweg von L 2 erfordert die Querung einer nach Neuschnee stark von Lawinen bestrichenen Flanke, die den meisten Teilnehmern als zu gefährlich erscheint. Die Möglichkeit, einen ursprünglich mit ins Auge gefaßten teilweise anderen Routenverlauf zu verfolgen, kann aufgrund der noch verbleibenden 10 Tage, die bis zum Rückmarsch noch zur Verfügung stehen, nicht realisiert werden. Baumann und Schubert starten am 10. 5.; letzte Chance, mit einem Versuch im Westalpenstil die letzten 2500 m bis zum Gipfel zu bewältigen. Sie rechnen mit 4 Tagen bis zum Gipfel und mit 2 Tagen für den Abstieg. Lebensmittel und Gas nehmen sie für 6 Tage mit. Ein Zelt, ein Funkgerät und die notwendige Daunenkleidung bilden die Ausrüstung. Der vereinbarte Funkkontakt kommt nicht zustande, da, wie sich später herausstellte, das Funkgerät in Lager 1 defekt war. Auch mit Leuchtraketen kommt aufgrund der Unübersichtlichkeit des Geländes und wegen des schlechten Wetters kein Kontakt zustande. Schubert und Baumann deponieren das vermeintlich defekte Funkgerät sowie einen Teil der Verpflegung und Ausrüstung aus Gewichtsgründen in 5650 m Höhe. Am 11. 5. werden Baumann und Schubert von einem Aussichtspunkt oberhalb Lager 1 von Goltzsche durch ein starkes Fernglas zum letzten Mal gesehen. An diesem Tag errichten sie ihr Zelt in 6150 m Höhe. 12. 5. Lagerplatz in 6650 m. 13. 5. letzter Zeltplatz vor dem Gipfelangriff in 6800 m Höhe.

14. 5. Gipfelangriff. Schubert löst in etwa 7000 m noch während der Nacht ein Schneebrett aus und wird verschüttet. Baumann gräbt ihn aus.



Südflanke der Annapurna IV (rechts außerhalb der Skizze Annapurna II). DL = Dschungellager, BL = Basislager. Zeichnung: P. Schubert.

Der Gipfelangriff wird für diesen Tag aufgegeben. 15. 5. erneuter Gipfelangriff noch vor Mitternacht. Gegen 10 Uhr sind beide auf dem Gipfel — doch auf dem falschen, wie sich nach Rundschau herausstellt. Vom 7gipfeligen Hauptkamm ist nicht der mittlere Gipfel die Annapurna IV — wie vom letzten Zeltplatz angenommen — sondern der linke Gipfel des Hauptkammes, etwa 1500 m westlich und 150 m höher. In aller Eile hasten beide über den Grat mit mehreren Steilaufschwüngen, erreichen gegen 14 Uhr die Scharte vor der Annapurna IV. Da fällt jedoch Nebel ein, es beginnt ein Schneesturm, der beide zur Umkehr ins Zelt in 6800 m Höhe zwingt. 16. 5. starker Höhensturm, Baumann und Schubert bleiben im Zelt. 17. 5. erneuter Gipfelversuch trotz zu Ende gehender

Lebensmittel- und Gasvorräte. Am späten Nachmittag graben sich beide noch unterhalb des Grates im aufkommenden Schneesturm ein Schneeloch in 7150 m Höhe.

Am 18. 5. betreten sie um 13.15 Uhr den Gipfel. Wetter und Sicht sind gut. Am frühen Abend erreichen sie wieder das Zelt in 6800 m Höhe. Im Basislager läßt sich währenddessen der Verbindungsoffizier nicht mehr davon abhalten, den Postläufer mit der Vermisstenmeldung nach Kathmandu abzusenden.

19. 5. Abstieg nach Lager 3. 20. 5. Bei der Querung nach Lager 2 entkommen Baumann und Schubert nur knapp einer Naßschneelawine; ein Spaltensturz beider verzögert weiter den Abstieg. Im Lager 2 finden sie ein von Lawinen stark mitgenommenes Zelt und genügend Lebensmittel vor. Es wird ihnen klar, daß sie einen Tag in Verzug geraten sind und das Basislager erst am Abend des nächsten Tages erreichen werden können, während die Expedition dieses bereits am Morgen verlassen haben wird.

21. 5. Die Hoffnung der anderen Expeditionsteilnehmer, Baumann und Schubert seien eventuell nach Norden (da kürzer) abgestiegen, bestätigt sich nach einem durch Postläufer eingeleiteten Funkspruch der Polizeistelle von Pokhara nach Pisang (nördlich der Annapurna IV) nicht. Durch den Abbruch jeden Kontaktes zur Spitzengruppe, durch die zwischenzeitlich weiter anhaltende starke Lawinentätigkeit im gesamten Expeditionsgebiet und durch die fünftägige Überfälligkeit von Baumann und Schubert halten sowohl die übrigen Kameraden als auch der Sirdar (Sherpaobmann) und die Sherpas die beiden für endgültig vermißt. Sie rechnen mit einem Lawinenunglück. Die Expedition räumt, wie mit Schubert und Baumann vor deren Start zum Gipfel vereinbart, das Basis- und das tiefer gelegene Dschungellager. Die letzten Träger verlassen mit den letzten Lasten mittags das Basislager.

Baumann und Schubert bewältigen den Abstieg von Lager 2 über Lager 1, wo sie noch Lebensmittel finden, aber aus Gewichtsgründen nichts mitnehmen, und erreichen das Basislager um 17 Uhr. Sie verfehlen damit die letzten Träger um etwa 4 bis 6 Stunden.

Der Abstieg gestaltete sich langwierig und schwierig, da alle Versicherungen zwischen Lager 1 und Dschungellager ohne Wissen der Expeditionsteilnehmer entfernt worden sind. Baumann und Schubert finden — wie beim Rückmarsch aller Expeditionen üblich — keine Verpflegung mehr vor. Die erfrorenen Füße beider beginnen in der tieferen Region „aufzurauen“, die Schmerzen nehmen beträchtlich zu. Schubert hat starke Erfrierungen. Das Gehen

ist für ihn nur mit Hilfe zweier Skistöcke mühsam möglich.

22.—26. 5.: Unter unsäglichen Strapazen (teilweise auf den Knien kriechend) steigen Schubert und Baumann über die Dschungelwand und durch den tiefergelegenen Dschungel ab. Am Abend des 23. 5. erreichen sie das Dorf Siklis, wo sie von der einheimischen Bevölkerung freundlich aufgenommen und mit Nahrung versorgt werden. Von einem einheimischen Jäger begleitet erreichen sie mehr hinkend und humpelnd als laufend Pokhara am Nachmittag des 25. 5. Am 26. 5. treffen beide mit den übrigen Expeditionskameraden in Kathmandu wieder zusammen.

Langtang- und Ganesh-Himal-Kundfahrt 1975

Teilnehmer: Dr. Hans Mack, Ebert-Anlage 57, D-6900 Heidelberg, Heinz Oberrauch, Walter Mayer (beide Starnberg), Manfred Socher (Steingaden).

Zeit: 6 Wochen, 9. April bis 22. Mai 1975.

Anreise/Anmarsch: 9.—12. 4. 1975: Flug Frankfurt — Delhi — Kathmandu.

13.—22. 4. 1975: 9-tägiger Anmarsch mit 27 Trägern und 4 Sherpas über Betrawati-Dhunde-Seen von Gosainkund-Langtang nach Langshisa, wo in einer Höhe von 4050 m am Zungenende des Trupaiku-Gletschers ein Basislager errichtet wurde.

Ausgeführte Bergfahrten und Besteigungen:

Besteigung eines Gipfels von 5470 m Höhe nordwestlich von Langshisa (östlich des Shalbadum-Gletschers) durch Heinz Oberrauch, Walter Mayer und Manfred Socher am 25. 4. 75 („Langshisa-Peak“, II—III). Besteigung eines etwa 5900 m hohen Gipfels im Bereich eines südlichen Seitenarms des Trupaiku-Gletschers am 28. und 29. 4. 75 durch alle Teilnehmer und 2 Sherpas, („Tashi-Kang“ benannt). Dazu wurden 2 Hochlager errichtet: Lager I auf 4600 m Höhe auf dem Trupaiku-Gletscher, Lager 2 auf einem Gletscherplateau auf 5200 m Höhe.

Erkundung des 6400 m hohen Urkimmang durch Heinz Oberrauch und Walter Mayer bis etwa 6000 m Höhe am 29. 4. 75 von Lager 2 aus. (Stille Eiscouloirs bis 50°, Eisgrat, hoher Gletscherbruch bei 6000 m Höhe, 45°-Eisflanke, Gipfeleisgrat.)

Als weiteres Arbeitsgebiet war noch das innere Ganeshbecken vorgesehen: Anmarsch (2. 5. bis 8. 5. 75) in 7 Tagen vom Langtang-Tal über Syarubensi — Thanjet — Phargong — Sangien (3900 m).

Von dort Besteigung eines etwa 5300 m hohen Gipfels durch Heinz Oberrauch und Walter Mayer am 9. 5. 75 („Forbidden-Peak“ benannt). Ein weiteres Lager wurde an der südlichen Sei-



Der 6400 m hohe Urkimmang vom Hochlager II
Anstiegsroute über linksseitige Rinne und Grat.
Foto: H. Mack

tenmoräne des Sangien-Gletschers auf 4500 m Höhe (Lagerplatz der ehemaligen Lambert-Expedition) am 9. 5. 75 durch H. Mack und M. Socher errichtet. Ein Besteigungsversuch auf einen südlich davon gelegenen etwa 5500 m hohen Gipfel am 10. 5. durch Manfred Socher und Hans Mack mißlang zunächst infolge Zerklüftung der Gletscher. Weitere Besteigungsversuche konnten nicht erfolgen, da infolge akuten Mangels an Trägerversorgung ein vorzeitiger Rückmarsch angetreten werden mußte.

Rückmarsch vom 11. 5.—17. 5. 75 über Phargong — Thanjet — Syabrubensi — Dhunche — Trisuli-Bazar. Rückflug nach München am 20. 5. 1975.

Deutsch-Nepalische Hongu-Kundfahrt 1976

Leitung: Urkien Sardar, Dr. Hermann Warth (c/o German Volunteer Service, P.O.B. 442, Kathmandu, Nepal).

Teilnehmer: Josef Knoll, Engelbert Neumair, Walter Schmid, Helmut Steinherr, Dietlinde Warth, Sonam, Nga Temba, Dasangei, Schewang.
Zeit: 14. 4. bis 26. 5. 1976.

Zugang: Flug von Kathmandu nach Tumlingtar (Ostnepal). 9tägiger Marsch mit 28 Trägern von Tumlingtar den Arun, später den Shankuwa-Khola aufwärts; von Shishwatar Aufstieg über Yamdang, Chitre, Bagang zum Kemba La (Paß 4400 m); Abstieg zum Hongu-Khola (3200 m), den Fluß entlang bis zum Basislager (4600 m). Laut Auskunft der Einheimischen waren wir die ersten Ausländer, die diesen Weg benützten.

Schwierigkeiten: Für die Überquerung des Paßgeländes (Kemba La, Kal Pokhari Danda, 3900 bis 4400 m) müssen drei Tage eingeplant werden. Die Orientierung im weitläufigen, weglosen Gelände wird zusätzlich erschwert durch ungünstige Wetterverhältnisse. Eine Überschreitung vor Mitte April ist nicht ratsam, mit Nebel und Schneefall muß immer gerechnet werden.

Der Abstieg zum Hongu-Khola ist teilweise ausgesetzt, im unteren Abschnitt (Urwald) sehr steil.

Besteigungen:

28./29. 4.: P. 6057. Nga Temba, H. Warth (wahrscheinlich Erstbesteigung, sehr schwierige Eistour über die Westflanke).

3./4. 5.: Mera, 6476. Knoll, Neumair, Schmid, Steinherr, Urkien, H. Warth (lange, leichte Gletschertour).

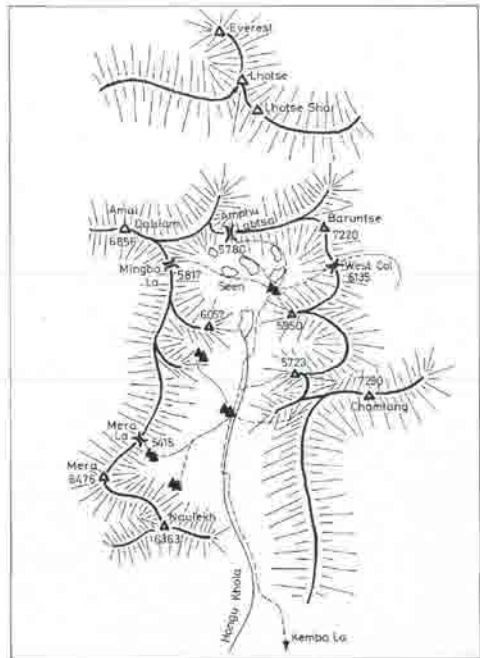
8. 5.: Mingbo La, 5817. Sonam, H. Warth (Paß, leichte Gletschertour).

9. 5.: P. 5950. Knoll, Neumair, Schmid, Steinherr (Fels unschwierig).

9./10. 5.: Amphu Labtsa, 5780. D. und H. Warth, Knoll, Neumair, Schmid, Steinherr (Paß, Geröll, unschwierig).

10. 5.: West Col, 6135. Sonam, H. Warth (schwierige Eistour, ca. 45°, 5 Seillängen).

14./15. 5.: Naulekh, 6363. Schmid, Nga Temba, H. Warth (lange, komplizierte Gletschertour). Einige unschwierige Graterhebungen im Laufe von Erkundungen.





Blick auf den Langar (7050 m).
Foto: H. Seebauer



Der lange Grat zum Koh-e-Benam (6170 m).
Foto: H. Seebauer

Regensburger Hindukusch-Expedition 1976

Teilnehmer: Anton Putz, Alfons-Auer-Straße 30, D-8400 Regensburg (Leiter), Sepp Freilinger, Rudi Klausner, Heinz Klügl, Ria Putz, Thomas Remold, Horst Seebauer, Erhard Unger.

Zeit: 5. 7. bis 2. 10. 1976 (vom 9. 8. bis 31. 8. im Basislager).

Arbeitsgebiet: Das Langar- oder Skhawr-Tal liegt im Hohen Hindukusch, Wakhankorridor, Provinz Badakhshan, Afghanistan. Es ist ein nach Süden abzweigendes Nebental des Darya-i-Panj-(Ab-i-Panja-)Tales. Ausgangspunkt sind die Ortschaften Langar und Sar-Skhawr, 2657 m hoch. Der Langar wurde 1964 erstmals durch die Deutsche Wakhankorridor-Expedition über den Westsporn des Koh-e-Benam erstiegen; weitere Besteigungen dieses Gipfels 1973 und 1976.

Anreise/Anmarsch: 4 Teilnehmer per Lkw mit 2 t Gepäck, 4 Teilnehmer per Flugzeug über Moskau — Taschkent nach Kabul; von dort gemeinsame Weiterfahrt mit eigenem Lkw über Pul-i-Chumry — Salangpaß — Kunduz bis Talonquan. Ab hier mit gemietetem Lkw weiter über Faizabad — Quazi-Deh bis Langar (320 km ab Talonquan). Aufstieg im Langartal, Errichtung des Basislagers am 9. 8. in 4000 m Höhe.

Bergsteigerische Aktivitäten:

Hochlager 1 wurde in 5050 m Höhe am Fuß des Steilaufschwungs zum Galatipaß errichtet. Eisschlaggefahr! 9 Stunden vom Basislager. Die Steilflanke zum Galatipaß (ca. 40° Neigung) wird von einer riesigen Spalte durchzogen. Hoher Büßerschnee.

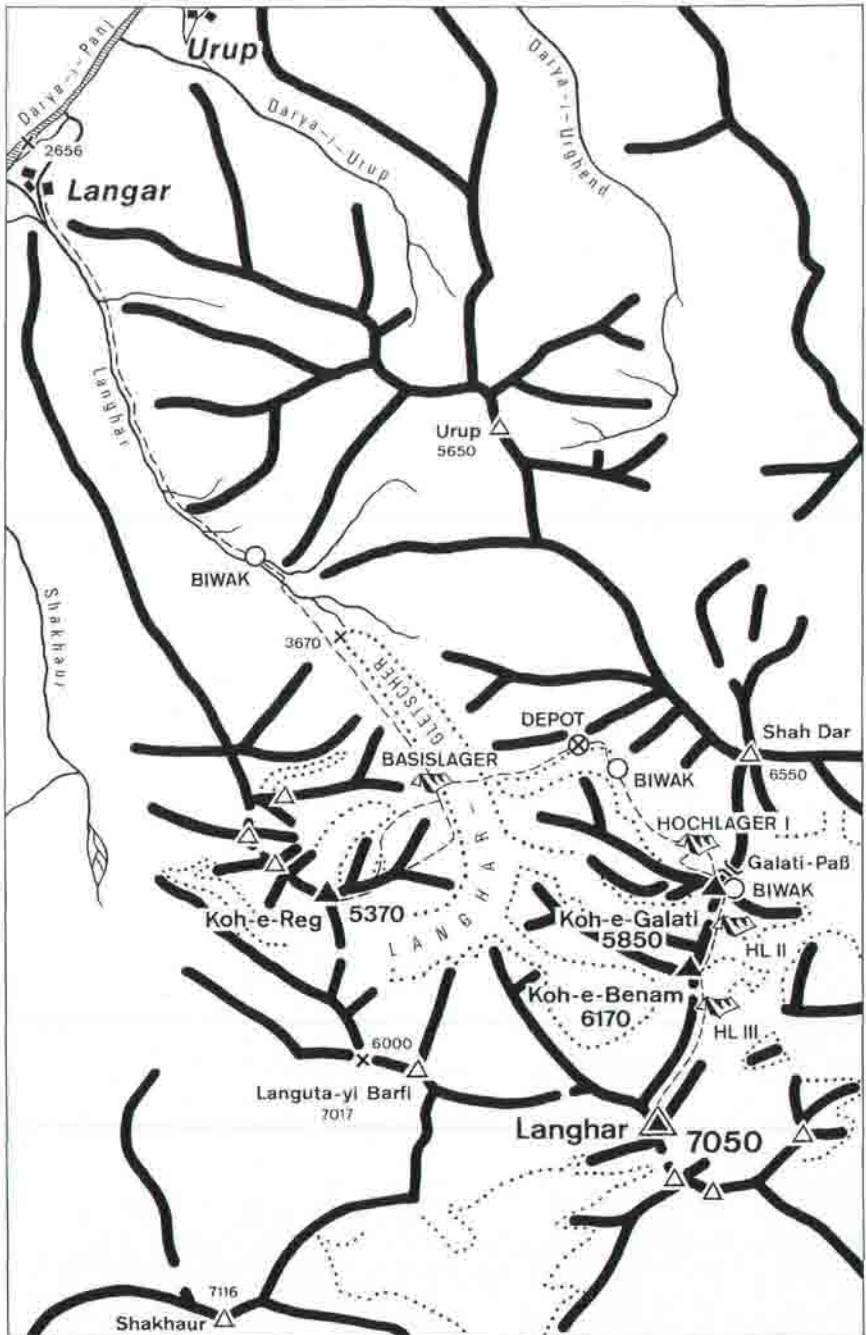
Durchsteigung der *Nordwestwand des Koh-e-Galati (5800 m)*. 1. Begehung am 21. 8. 1976. Höhe der Eiswand ca. 600 m, Steilheit 45°, teilweise 60—65°, Gefahr durch Eisschlag, Eisverhältnisse gut. Zeit ca. 8 Stunden. Abstieg vom Koh-e-Galati zum Galatigletscher: zunächst über den Westgrat, Firn, teilweise brüchiger Fels, dann in die steile Nordflanke, große Gletscherspalten, Abseilen notwendig, Eisschlaggefahr.

Hochlager 2, 5700 m, im Sattel zwischen Koh-e-Galati und Koh-e-Benam. Vom Koh-e-Galati zunächst über einen Blockgrat nach Süden und dann durch eine Flanke mit hohem Büßerschnee zum Sattel hinunter.

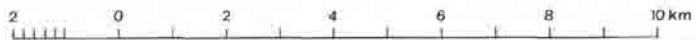
Besteigung des *Koh-e-Benam (6170 m) über den Nordgrat*. 1. Begehung am 23. 8. 1976. Durchwegs Firn, kurze Abschnitte Blankeis, ziemlich steil, die ersten 300 Höhenmeter sehr schmaler, ausgesetzter, nach Osten überwächter Grat, teilweise hoher Büßerschnee. Zeit ca. 4 Stunden vom HL 2.

Hochlager 3, 6250 m. Vom Koh-e-Benam über die steile Südflanke mit hohem Büßerschnee in einen schmalen Sattel (6000 m). Durch große

Hoher Hindukusch – Wakhan Langhar



Zeichnung:
J. Schießl





Auf dem Koh-e-Galati (5800 m) mit Blick auf Koh-e-Benam und Langar.

Foto: H. Seebauer

Gletscherbrüche und pulverigen Tiefschnee auf die Langarhochfläche. Vom Koh-e-Benam ca. 4 Stunden.

Langar: Der Langar besitzt vier Gipfel. Der Nordgipfel wird in der Karte von Wala mit 7050 m, in einer englischen mit 7100 m angegeben. Die Höhenmesser der Regensburger Expedition zeigten 7090 m und 7120 m. Der Nordgipfel sendet einen markanten Grat nach Nordosten, der von der Langarhochfläche eine breite Firnterrasse abtrennt. Auf dieser Anstieg zur Nordflanke des Langar. Keine technischen Schwierigkeiten, aber wadentiefer Pulverschnee. Die Nordflanke des Langar-Nordgipfels ist ca. 40—45° steil, ca. 400 m hoch und wird von einer riesigen Spalte durchzogen. Der Gipfel, eine felsige Kuppe, bricht nach Osten und Süden steil ab. Wächten nach Osten.

4. Besteigung des Langar, erste Begehung des gesamten Nordgrates am 24. 8. 1976 durch Ria und Anton Putz, Klausner, Seebauer und Ungerer. **Koh-e-Reg, 5370 m**, Erstbesteigung am 28. 8. 1976 über den Ostgrat mit zwei Anstiegsvarianten: a) Über den ostseitigen Geröllrücken auf den Grat und über diesen, abwechselnd Firn und

Fels, zum Gipfel. Unschwierig, einige Stellen I und II, Fels sehr brüchig, Zeit 8—10 Stunden. b) Durch die erste nordseitige Eisrinne auf den Grat und weiter, wie oben zum Gipfel, Neigung der Eisrinne 45—65°, Höhe 300 m, 10 Seillängen, Zeit für die Eisrinne: 6 Stunden. Sehr schlechte Verhältnisse, brüchiges Wassereis. 31. 8. Abstieg vom Basislager nach Langar. Über die Expedition liegt ein ausführlicher Bericht im Archiv des DAV.

Niederländische Hindukusch-Expedition 1976

Niederländischer Bergsportverein, Zweigverein des Oe.A.V., Laan van Meerdervoort 503, Den Haag, Niederlande.

Teilnehmer: Rudolf van Maastricht (Leiter), Fred Bongers, Gee van Enst (Arzt), Jan Hendriks, Peter Lombaers, Ronald Naar, Bernard Tellegen, Robert Weijdert, Wouter Lange, Mannes Mesken und Dirk Mastenbroek. Letztere drei Mitarbeiter der Stiftung für Pflanzenzüchtung in Wageningen, hatten sich zwecks landwirtschaftlicher Forschungsarbeiten der Expedition angeschlossen.

Zeit: 1. 7. bis 27. 8. 1976.

Anreise: Flug Amsterdam — Rawalpindi; Jeep und Lastwagen bis Chitral (über den Lowari- paß); Jeep bis Mushgul und weiter zu Fuß ins Basislager (4850 m) am Noshaq/Tirichgletscher (Babul Camp).

Besteigungen: Zwecks Akklimatisierung wurde nach zwei Zwischenlagern der Ghulast-zom (6611 m) von sechs Mann bestiegen. Für die Besteigung des Istor-o-Nal (7373 m) wurde die Lapuchroute über den spaltenreichen Nobaisom-gletscher gewählt. Drei Zwischenlager auf 5500 m, 6100 m und 6600 m. Mit einigen fixen Seilen wurde die Route gesichert. Am 6., 7. und 8. August erreichten vier Mann den Nordgipfel. Die Mitarbeiter der Stiftung für Pflanzenzüchtung sammelten in den Provinzen Swat und Chitral Wildarten und Primitivformen von Weizen, Gerste, Mais und Hülsenfrüchten. Von den Alpinisten wurde diese Sammlung mit Grasso-arten ergänzt, die auf dem Weg zum Basislager gefunden wurden. Dadurch hofft man, die eventu- ell bestehende Frost-, Kälte- und Krankheits- resistenz dieser Pflanzen in das Züchtungspro- gramm einzubeziehen und in unsere kultivierten Sorten einzukreuzen.

Der Expeditionsarzt führte Forschungen über die Anpassung des Herzens und der Lunge in größeren Höhen durch. Hierzu waren 300 kg Gepäck extra erforderlich.

Anden extrem 78

Teilnehmer: Georg Bachler, Markt 110, A-5441 Abtenau (Leiter), Alois Furtner, Sepp Porten- kirchner.

Zeit: Ende Mai — Anfang Juli.

Arbeitsgebiet: Huandoy-Gruppe, Chopicalqui.

Besteigungen: Wegen dauernden Schlechtwetters mußte der Plan, die Ostwand des Huandoy (6435 m) zu durchsteigen, aufgegeben werden. Trotz Neuschnees gelang die Besteigung des Nevado Pisco (5830 m), des Nevado Yanganuco (5136 m) und schließlich des Chopicalqui (6400 m).

Österreichische Carstensz-Expedition 1976

Teilnehmer: Dr. Ludwig Hansen, A-4966 Unter- ach 10, Wilhelm Rossi, Saarplatz 20/12, A-1190 Wien.

Zeit: 10. 8. bis 7. 9. 1976.

Anreise: Erfolgte von Papua Neu Guinea aus, wo beide Teilnehmer beruflich tätig sind. Linien- flug Wewak — Jayapura; Charter mit AMA Jayapura — Bidogai.

Anmarsch: 5 Tage auf Jagdstegen der Dani und Moni (erste Begehung durch Nicht-Papuas!); 15 Träger mit je 20—25 kg Gepäck; Basislager im oberen Merental (4250 m).

Besteigungen: Gemeinsam: Ngga Pulu (4862 m),

Ost-Carstensz (4810 m). W. Rossi solo: Merlon- Pfeiler (4690 m); erste Besteigung durch die Wand. Einstieg: Nordwand III; Ausstieg: West- wand III—IV.

Der Versuch, im Alleingang auf modifiziertem Harrerweg die Carstenszpyramide zu ersteigen, scheiterte 80 m unter dem Gipfel an den weiten Querspalten des Südwandgletschers.

Wissenschaftliche Arbeiten: Dr. L. Hansen sam- melte für Laboruntersuchungen verschiedenste Wasser-, Regen- und Schneeproben und führte eine erstmalige morphologische Kartierung des zentralen Carstenszgebietes durch.

Rückmarsch: Über das westliche Carstenszplateau auf Route R. Mittons (1974).

Mount McKinley (6193 m), Südwestwand — Alaska

Erstbegehung am 12. 6. 1976 durch Reinhold Messner und Dr. Oswald Ölz.

Die beiden trafen sich am 2. 6. 1976 in Ancho- rage, reisten nach Talkeetna und flogen nach zwei Tagen organisatorischer Vorbereitung im Lande am Abend des 4. 6. zum südwestlichen Kahiltna-Gletscher. Dort blieben sie zwei Tage lang auf Grund von Schneestürmen und schlech- tem Wetter am üblichen Basislagerplatz im Zelt. In den darauffolgenden vier Tagen stiegen sie, all ihr Gepäck auf zwei Plastikschlitten mit- ziehend, über den Kahiltnagletscher und die West Buttress bis an den Fuß des Wandabbruchs in 4200 m Höhe auf. Die neue Route der beiden benützt die gleichmäßig steile, konkave Wand zwischen der Cassin-Route in der Südwand (rechts) und dem Westgrat (links), der heute als Normalweg benützt wird. Die Wandhöhe be- trägt etwa 1800 m. Über dieselbe Route stiegen Messner und Ölz wieder ab. Da sie den Gipfel ungefähr um Mitternacht erreicht hatten, tauf- ten sie ihre Route „Wand der Mitternachts- sonne“.

Wie uns Dr. Gerhard Haberl, München, in einem Brief mitteilt, besuchte im Mai 1975 eine Gruppe von sechs Münchnern den Mount McKinley. Von Windy Corner (4200 m) wählten vier Teilnehmer den Normalweg, während Georg Gruber und Dr. G. Haberl einen direkten Anstieg versuch- ten: Bivak auf 4900 m am Beginn der Südwest- wand; Durchstieg durch die Südwestwand am fol- genden Tag (Schnee, Eis, max. 50° Neigung), Weiterweg zum Gipfel, Abstieg über dieselbe Route, Rückkehr um Mitternacht.

Wie Dr. Haberl vermutet, haben Gruber und er einen sehr ähnlichen Anstieg benutzt wie Messner und Ölz. (Red.)



Spitzbergen: auf dem Kongsvegengletscher, Blick nach Westen.

Foto: J. Müller

Osterreichische Grönland-Expedition 1976

Teilnehmer: Dr. Helmut Seerainer (Leiter), Thumersbach-Erlberg, A-5700 Zell am See; Sepp Jeblinger, Peter Scheibner, Dr. Gerhard Offer, Rudolf Estmeister, Peter Konzert.

Zeit: Mitte Juli — Mitte September.

Arbeitsgebiet: Ostküste Grönlands, zwischen 70. und 72. Breitengrad.

Besteigungen: Carsbjerg-Nordpfeiler, mehrere Erstbegehungen im Gebiet der Twillinger.

Unternehmen Spitzbergen

durchgeführt von Mitgliedern der DAV-Sektion Krefeld.

Teilnehmer: Johannes Müller, Seyffardtstraße 12, D-4150 Krefeld, Reimund Greischel, Heinz und Helmut Schulz.

Zeit: 16. 7. bis 27. 8. 1976; Aufenthalt im Land 4 Wochen, Hin- und Rückreise nach Spitzbergen jeweils 1 Woche.

Anreise: Mit zwei Pkw bis Tromsø, weiter mit Schiff bzw. Flugzeug nach Logyearbyen und gemeinsam per Schiff zum 80. Breitengrad und zurück nach Ny Alesund (Ausgangspunkt).

Ziel der Kundfahrt: Durquerung des James-I-Land zum Wijdefjord (bzw. Vestfjord), was vermutlich noch wenig — wenn überhaupt — gemacht wurde.

Basislager am Ende des Kongsfjordes, vor der Moräne des Kongsvegengletschers.

Ausrüstung: Zwei Schlitten, Ski, etwa 280 kg Marschgepäck.

Start zur Durchquerung am 27. 7.; Schwierigkeiten auf dem aperaturen, völlig unebenen Gletscher (Schlitten brechen). Zwischenlager auf der Seitenmoräne, in dem ein Schlitten, die Ski und ein Großteil der Verpflegung zurückgelassen werden.

Am 29. 7. Dronningpaß (etwa 750 m). Der Vorstoß am nächsten Tag bleibt in einem Gletschersumpf stecken. Deshalb zurück zum Zwischenlager, um die Ski zu holen. Weiter vom Dronningpaß (nach zwei Tagen Zeitverlust) zum Diadempaß (etwa 900 m), ein Tag (Sturm, Neuschnee). Unter diesem Paß, im Osten, liegt die Høltedahlfonna, das große Inlandeis und dahinter ein breites Gebirge, durch das der Weg zum Fjord gesucht werden muß. Nach zwei Tagen Suche bei schlechtem Wetter endlich auf dem richtigen Paß (unbenannt, ca. 650 m) — jenseits hinunter auf den Battyebreen. Am folgenden Tag noch ein letzter Paß — Abstieg zum Ende des Lisbetbreens. Über fast 5 km Endmoränen und schließlich 10 km durch ein breites Tal wird am 7. 8. um Mitternacht der Vestfjord erreicht, das Ziel des Unternehmens. Sechs Tage dauert der strapaziöse Rückmarsch auf derselben Route bei widrigsten Wetterverhältnissen.

Auf die zeitgeschichtliche Bedingtheit des bergsteigerischen und damit des Vereinsgeschehens ist in diesem Jahrbuch mehrfach verwiesen.

In Rosenheim, wo die Delegierten der DAV-Hauptversammlung 1977 das Grundsatzprogramm zum Schutze des Alpenraumes verabschiedeten, wurde dieser Beschluß weitgehend von der Überzeugung getragen, daß damit ein Schritt von nicht nur vereinsgeschichtlicher Bedeutung getan werde.

Es wäre wünschenswert, wenn dieser Schritt sich einmal von ähnlicher Tragweite erwies, wie die Vereinsgründung vor mehr als hundert Jahren. Damals war es die erklärte Absicht der Vereinsgründer, die Bergwelt für die Mitmenschen zu erschließen.

Wenn der Verein heute alle Anstrengungen unternimmt, die Bergwelt vor den Übergriffen einer Domestizierung, die sich nach wie vor harmlos Erschließung nennt, für die Mitmenschen zu bewahren, so ist darin keine Abkehr von den Zielen der Gründer zu sehen. Es ist vielmehr ein folgerichtiger Schritt, das Erbe der letzteren, nämlich eine zwar erschlossene, das heißt zugängliche, aber in ihrer Eigenart unverfälschte Landschaft, zu wahren — so weit das heute noch möglich ist.

Von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt wären diese Anstrengungen, würde der Alpenverein darin nicht von der Unterstützung aller Mitglieder und Sektionen getragen. Ein hoffnungserweckendes Beispiel in dieser Hinsicht hat — unter anderen — indessen die Sektion Rosenheim mit ihrer Begründungsaktion an der Hochries gegeben, von der Josef Thaler auf Seite 145 berichtet. (Red.)

Das Grundsatzprogramm des Deutschen Alpenvereins zum Schutz des Alpenraumes

WALTER DANZ

Es hat lange gedauert — zu lange, wie manche meinen. Doch nun ist es soweit: Der DAV erhebt seine Stimme, um in das Konzert der Institutionen und Verbände zum Thema „Alpenraum“ mit einzustimmen. Er tut das mit dem ganzen Gewicht seiner Größe (mit mehr als 300 000 Mitgliedern der größte alpine Verein) und seiner Fachkenntnis (mit dem Ausschuß zum Schutz der Bergwelt als beratendem Expertengremium).

Im „Grundsatzprogramm des Deutschen Alpenvereins zum Schutz des Alpenraumes“ hat der DAV seine Ziele für eine aktive umweltverträgliche alpenländische Raumordnungspolitik formuliert. Das 22 Seiten umfassende Programm enthält

- eine Präambel, in der der Alpenverein als Schrittmacher der Erschließung in den Alpen sich die Verpflichtung auferlegt, dafür zu sorgen, daß sich die vor mehr als 100 Jahren eingeleitete Entwicklung nicht künftig zum Schaden der einheimischen Bevölkerung und der gesamten Menschheit in ihr Gegenteil verkehrt
- den Anspruch des DAV, als Träger öffentlicher Belange bei allen raumbedeutsamen Planungen und Maßnahmen im deutschen Alpen- und Voralpengebiet beteiligt zu werden
- einen Thesenkatalog zum Schutz des Alpenraumes mit Aussagen zu folgenden Problemkreisen: Hütten und Wege, Bergbahnen und Erholungsverkehr, Straßen und Wirtschaftswege, Kraftwerke und Wasserwirtschaft, Land- und Forstwirtschaft, Jagd, Landeskultur und Schutzgebiete, Raumordnung und Siedlungswesen, Entwicklungsleitbild und Prüfung der Umweltverträglichkeit.

Der im Programm wissenschaftlich und emotionslos formulierte Thesenkatalog läßt sich in bewußt überspitzter Form in den folgenden „10 Geboten“ zusammenfassen:

1. Keine neuen Hütten mehr!
2. Neue Seilbahnen nur noch in erschlossenen Gebieten!
3. Keine weiteren Zweitwohnungen in den Alpen!
4. Keine Asphaltierung des Alpenraumes!
5. Berglandwirtschaft besonders fördern!
6. Den Schalenwildbestand regulieren!
7. Mehr Schutzgebiete schaffen!
8. Keine Kernkraftwerke in den Alpen!
9. Gleichwertiger Lebensstandard für die alpenländische Bevölkerung!
10. Kein Raubbau im Interesse künftiger Generationen!

Der Alpenverein meldet sich zu Wort

Gut Ding will Weile haben, sagte sich der DAV und beobachtete erst einmal mit Interesse die Aktivitäten der anderen in Sachen Alpenregion. Rufen wir uns ins Gedächtnis zurück:

- 1971 rückte der Werkbund Bayern mit seiner Aktion „Die Zukunft der Alpenregion?“ die bis dato nur sehr wenigen Fachleuten bekannte Problematik des Alpenraumes mit einem Schlag in den Blickpunkt der Öffentlichkeit.¹⁾
- 1972 hat sich in Mösern/Tirol auf Initiative des Tiroler Landeshauptmannes Eduard Wallnöfer die „Arbeitsgemeinschaft Alpenländer“ (ARGE ALP) konstituiert. Die Regierungschefs der acht Länder / Kantone / Provinzen / Regionen des mittleren Alpenbogens (Bayern, Tirol, Salzburg, Vorarlberg, Graubünden, Bozen, Trient und Lombardei) kamen überein, in regelmäßigen Zeitabständen wichtige regionalpolitische Entscheidungen untereinander abzustimmen.²⁾
- 1973 wurde in München das „Alpeninstitut für Umweltforschung und Entwicklungsplanung“ gegründet mit dem Ziel, die Entscheidungsträger im Alpenraum bei der Erarbeitung von Problemlösungen fachlich zu unterstützen.³⁾
- 1974 veranstalteten der Italienische Alpenclub und die Internationale Union zur Erhaltung der Natur und der natürlichen Hilfsquellen (IUCN) in Trient das Internationale Symposium „Die Zukunft der Alpen“. ⁴⁾

- 1975 stellte sich in Garmisch-Partenkirchen die reorganisierte „Internationale Alpenkommission“ (CIPRA = Commission Internationale pour la Région Alpine“) der Öffentlichkeit vor. Sie will vor allem die Naturschutzaktivitäten in den Alpenländern koordinieren.⁵⁾
- Parallel zu diesen Meilensteinen der jüngsten alpenländischen Initiativen haben zahlreiche Symposien, Tagungen, Presseartikel, Funk- und Fernsehsendungen sowie eine kaum noch zu überschauende Fachliteratur auf die vielfältigen Probleme des Alpenraums aufmerksam gemacht.
- Auch manche Verbände haben sich in vielen, den Schutz des Alpenraums betreffenden Einzelfragen zu Wort gemeldet, allen voran der Werkbund Bayern, die Gruppe Ökologie, der Bund Naturschutz und nicht zuletzt auch der Deutsche Alpenverein.⁶⁾

¹⁾ Die Ergebnisse sind in dem Buch „Die Zukunft der Alpenregion?“, herausgegeben von Hans Wichmann, Hanser Verlag, München 1972, niedergelegt.

²⁾ Die Ergebnisse dieser Konferenzen sind in Beschlußprotokollen und in den Arbeitsunterlagen der drei Kommissionen „Verkehr“, „Berglandwirtschaft“ und „Kultur“ niedergelegt.

³⁾ Die bisherigen Ergebnisse sind in 10 Gutachten niedergelegt, die im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer, der Bayerischen Staatsregierung, der Deutschen Bundesregierung sowie von Gemeinden und Verbänden erstellt und teilweise in der Schriftenreihe des Alpeninstituts veröffentlicht wurden.

⁴⁾ Die Ergebnisse sind in einem detaillierten Aktionsplan niedergelegt, der zusammen mit den Fachreferaten und dem Teilnehmerverzeichnis in den Heften 4 und 5 der Schriftenreihe des Alpeninstituts veröffentlicht wurde.

⁵⁾ Resolutionen wurden u. a. zu folgenden Vorhaben gefaßt: Kraftwerk Osttirol, Nationalpark Hohe Tauern, Nationalpark Berchtesgaden, pflegliche Nutzung des Alpenraumes und ökologische Ausbildung.

⁶⁾ Hier sei erinnert an die DAV-Lehrschrift „Umweltschutz — show, spleen, chance?“, an den Richtplan „Estergebirge“ sowie an zahlreiche Stellungnahmen zu Raumordnungsverfahren für raumbedeutsame Planungen im bayerischen Alpengebiet.

Der wachsende Stellenwert des Natur- und Umweltschutzes in Politik, Verwaltung und Wissenschaft ging auch am DAV nicht spurlos vorüber. Aus dem Naturschutzbeauftragten wurde der Naturschutzreferent, Herr Hintermeier, aus einem zunächst für den Ausschuß zum Schutz der Bergwelt gedachten Arbeitsrahmenpapier das DAV-Grundsatzprogramm zum Schutz des Alpenraumes. Seine Aufstellung wurde im November 1975 auf einer Klausurtagung am Lautersee bei Mittenwald unter maßgeblicher Mitwirkung des damals gerade erst ein halbes Jahr amtierenden neuen 1. Vorsitzenden des DAV, Verbandsdirektor Reinhard Sander, beschlossen. Auf der Hauptversammlung 1976 in Würzburg ist der Programmentwurf der Öffentlichkeit vorgestellt worden, die endgültige Verabschiedung erfolgte durch die Hauptversammlung im Juni 1977 in Rosenheim.

Ein ganzes Jahr also hatten die verschiedenen Gremien und Mitglieder in den Sektionen Zeit für ihre Stellungnahmen. Jede Stellungnahme wurde geprüft und nach Möglichkeit bei der Endfassung des Programms berücksichtigt. Die Einarbeitung der Stellungnahmen erfolgte durch den Ausschuß zum Schutz der Bergwelt, die vorläufige Endfassung mußte dann vom Verwaltungs- und vom Hauptausschuß gebilligt werden, die den Entwurf der Schlußfassung der Hauptversammlung zur endgültigen Beschlußfassung vorlegten.

Mit diesem Verfahren hat es sich der DAV nicht eben leicht gemacht. Andererseits liegt in dem breiten demokratischen Meinungsbildungsprozeß die besondere Stärke des Alpenvereins. Damit das neue Grundsatzprogramm schließlich von jedem Mitglied verstanden und vertreten werden kann, hat der Hauptverein eine Tonbildschau herstellen lassen, um die Textdarstellung durch Bild und Ton zu illustrieren. Wie jedes andere Programm mit aktuellem Bezug bedarf auch das DAV-Grundsatzprogramm der Fortschreibung. Die raschen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen und die damit verbundene Umwertung bestehender Wertvorstellungen macht eine ständige Überprüfung der formulierten Ziele erforderlich. So sind denn die folgenden Thesen ein erster Versuch, Akzente

im Bemühen um die geordnete Entwicklung und Sicherung des Alpenraumes zu setzen. Jeder ist aufgerufen, sich an den Diskussionen dieser Akzente zu beteiligen und damit zu einer ausgewogenen Meinungsbildung beizutragen.

10 Thesen zum Programminhalt

1. These: Keine neuen Hütten mehr!

Begründung: Die Erschließung der Alpen ist für den DAV weitgehend abgeschlossen. Er kann sich nicht zum Wortführer der Erhaltung großflächiger unerschlossener Ruhezone machen, wenn er gleichzeitig für sich das Privileg der weiteren Erschließung reservieren will. Deshalb muß der Alpenverein mit dem Bau neuer Hütten und Wege als Erster aufhören. Nur wer mit gutem Beispiel vorangeht, wird als glaubwürdig akzeptiert.

Die seit über 100 Jahren vom Alpenverein gebauten und unterhaltenen Schutzhütten, Weg- und Steiganlagen schaffen die Voraussetzung, daß Millionen Menschen jährlich das Hochgebirge erleben können. Die Alpenvereinsgehütten sind bekanntlich allen Bergsteigern und Bergwanderern zugänglich. Sie müssen jedoch auf deren einfache Bedürfnisse abgestellt sein und dürfen keinesfalls den Anschein erwecken, als würde es sich hier nur um eine besondere Art von Berghotel oder Zweitwohnsitz handeln. Auch bei Erweiterungsbauten von Hütten ist ausschließlich von den bergsteigerischen Bedürfnissen auszugehen. Dabei sind strengste Maßstäbe anzulegen.

Alle Sektionen des DAV haben sich ohne Gegenstimme zur „Aktion Saubere Berge“ bekannt. Es wird deshalb auch von den Sektionen erwartet, daß sie ihre Hütten und Wege in vorbildlichem Zustand unterhalten. Das gilt vor allem für den Müll, der unbedingt einwandfrei beseitigt werden muß, ebenso wie alte Ablagerungen. Wenn schon Versorgungsgüter vom Tal zu einer Hütte transportiert werden können, muß es auch möglich sein, wenigstens die nicht verrottbaren und verbrennbaren Abfälle auf dem gleichen Wege zu einer geordneten Abfallbeseitigung im Tal zu bringen. In manchen Fällen ist es schwierig, die „Sünden der Väter“ zu beseitigen. Immer-

hin haben bereits einige Sektionen bewiesen, daß es möglich ist. Weil es dem Alpenverein ernst mit dem Schutz des Alpenraumes ist, hat er vor seinen eigenen Hütentüren mit eisernen Besen zu kehren begonnen. Kritische Betrachter mögen dabei nicht das Unmögliche verlangen, das in Jahrzehnten Entstandene gleich im ersten Anlauf zu beseitigen. Ein zweiter oder dritter Anlauf braucht eben auch hier einige Jahre Zeit.

Ein besonders schwieriges Problem stellt in vielen Fällen die Abwasserbeseitigung dar. Es kann nur mittelfristig durch den Bau von Hauskläranlagen gelöst werden, wobei die Sektionen zum Teil vor schwierige finanzielle Probleme gestellt werden. Trotzdem müssen gerade die größeren Hütten die Lösung dieses Problems vordringlich in Angriff nehmen.

Auch für die Neuanlage von Steigen und Wanderwegen besteht in den seltensten Fällen ein bergsteigerisches Bedürfnis. Vielmehr geht es darum, das über 40 000 km lange Alpenvereinswegenetz gemeinsam mit dem OAV zu betreuen und sich auf die Sicherung und den Ausbau dieses Netzes zu konzentrieren, anstatt noch weitere Neuanlagen zu schaffen. Bei der Modernisierung dieses Steig- und Wegenetzes sind stärker als bisher die Belange des Natur- und Landschaftsschutzes zu berücksichtigen. Ein Ärgernis besonderer Art ist die Benutzung von Versorgungswegen durch den allgemeinen motorisierten Verkehr. Es liegt ganz im Interesse des Alpenvereins, wenn diese Wege ausschließlich zu Versorgungszwecken benutzt werden und eine mißbräuchliche Nutzung unter Strafe gestellt wird.

2. These: Seilbahnen nur noch in erschlossenen Gebieten!

Begründung: Die Erschließung des gesamten Alpenraumes mit Seilbahnen und Skiliften in den letzten beiden Jahrzehnten hat ein Ausmaß angenommen, das der Nachfrage nach Beförderungsleistungen einfach nicht mehr entspricht. Den Beweis hierfür liefern die traurigen Bilanzen und Konkurse einer Vielzahl von Seilbahnen, gerade auch im deutschen Alpenraum. Interessant ist, daß ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der Errichtung einer

Seilbahn und der Höhe des Zuwachses an Übernachtungen in einer Gemeinde nicht festgestellt werden konnte. Dies jedenfalls ist das Ergebnis einer vom Bayerischen Wirtschaftsministerium angeregten Untersuchung.

Der Alpenverein fühlt sich durch diese Untersuchungsergebnisse in seinem Bemühen bestätigt, in bisher nicht erschlossenen Gebieten möglichst keine Seilbahnen entstehen zu lassen. Das bisher stets gebrauchte Argument, die einheimische Bevölkerung müsse auswandern, wenn man ihr den technischen Fortschritt nicht in Form einer Seilbahn oder gar eines Skizirkusses gestatte, sticht nicht mehr. Ganz im Gegenteil verfolgt der Alpenverein mit seiner Zielsetzung eine langfristig orientierte Entwicklungspolitik, die auf eine Schonung der Naturgüter und auf die Erhaltung eines ruhigen und sauberen Erholungsraumes ausgerichtet ist.

Natürlich ist der Alpenverein nicht so weltfremd, einen völligen Baustop für neue mechanische Aufstiegshilfen zu fordern. Er weiß ganz genau, daß in dem einen oder anderen belastbaren Gebiet die Abrundung des bereits vorhandenen Liftangebots sowohl aus wirtschaftlichen wie aus sporttechnischen Gründen erforderlich sein kann. Es ist in jedem Einzelfall zu prüfen, ob die beabsichtigten Liftrassen und vor allem die vorgeschenen Skiabfahrten umweltverträglich errichtet werden können.

Zur Prüfung dieser Umweltverträglichkeit ist es notwendig, daß nicht nur der jeweils gerade baureife Projektvorschlag in die Prüfung einbezogen wird, sondern daß sämtliche beabsichtigten Anlagen und Eingriffe in den Naturhaushalt im betreffenden Bergmassiv zum Gegenstand des Prüfungsverfahrens gemacht werden. Nur ein solches Gesamtkonzept läßt gesicherte Aussagen über die zu erwartenden Gesamtbelastungen des betreffenden Gebietes zu. In der Vergangenheit wurde häufig durch sogenannte „Salomitaktik“ die Genehmigung weiterer Erschließungen erreicht, die als Gesamtvorhaben kaum Genehmigungschancen gehabt hätten. Der Alpenverein geht mit seiner Forderung nach Umweltverträglichkeitsprüfungen von der Tatsache aus, daß langfristig wirtschaftliche Erfolge



Seilbahnwrack bei Chamonix; laut Statistik sollen auch in der Bundesrepublik mehr als die Hälfte aller Seilbahnen und Liftanlagen unrentabel, also nicht ausgelastet sein. Dennoch schießen ständig neue Projekte ins Kraut.

Foto: R. Karl

nur mit Projekten zu erzielen sind, die sich in die von der Natur vorgegebenen ökologischen Rahmenbedingungen einfügen. Bestandteile des Gesamtkonzeptes müssen alle beabsichtigten Eingriffe in den Naturhaushalt sein, z. B. alle geplanten Aufstiegs- hilfen, Skiabfahrten, Gebäude, Verkehrs- wege, Ver- und Entsorgungsleitungen so- wie sonstige, mit dem Projekt mittelbar oder unmittelbar zusammenhängende Vor- haben, z. B. der Ausbau von Almwegen, Almhöfen, Berggasthäusern, Forststraßen, Wildbach- und Lawinenverbauungen, Ro- dungen und Erdbewegungen.

Der Alpenverein wird seine Zustimmung zu künftigen Erschließungsvorhaben von der Vorlage solcher Gesamtkonzepte ab- hängig machen. Sie sollten deshalb auch obligatorisch den behördlichen Genehmi- gungsverfahren zugrunde gelegt werden.

Der Alpenverein strebt ferner eine räum- liche Trennung von Individual- und Breiten- tourismus an. Wegen der grundsätzlich unterschiedlichen Bedürfnisse der Bergstei- ger und Bergwanderer einerseits und des motorisierten und technisierten Breiten-

tourismus (z. B. Wintersport) andererseits ist es notwendig, diese beiden Erholungs- arten nur in den jeweils dafür geeigneten Gebieten zuzulassen und zu fördern. Es empfiehlt sich daher ein Konzept, das von der Bayerischen Staatsregierung bereits mit großem Erfolg im Rahmen des Landes- entwicklungsprogramms praktiziert wird.

Über 40% des bayerischen Alpengebietes sind zu sogenannten Ruhezeiten erklärt worden, in denen Verkehrsanlagen wie z. B. Seilbahnen, Skilifte und sonstige öffent- liche Verkehrswege und Flugplätze nicht errichtet werden dürfen. In den übrigen Gebieten ist die geplante Neuanlage von Verkehrseinrichtungen jeweils gesondert zu überprüfen. Der Alpenverein fordert je- doch, daß in den sogenannten Erschlie- ßungszonen die beabsichtigten Einrich- tungen nicht grundsätzlich zulässig sind, son- dern sich an der Belastbarkeit der Land- schaft und des Naturhaushaltes orientie- ren. Diese Belastbarkeit ist in jedem Ein- zelfall durch unabhängige Experten zu prü- fen.

3. These: Keine weiteren Zweitwohnungen in den Alpen!

Begründung: In den gut erschlossenen Alpentälern hat die rasche Zunahme der Zweitwohnsitze von ortsfremden Personen zu einer zunehmenden Fremdbestimmung der einheimischen Bevölkerung geführt. In ihrem Interesse sollen deshalb die Alpenländer grundsätzlich einen Grunderwerbsstop für Auswärtige erlassen, wie er in Teilen der Schweiz und Österreichs bereits praktiziert wird. Wo die gesetzlichen Voraussetzungen dafür noch nicht vorhanden sind, sollten sie unverzüglich geschaffen werden.

Siedlungstätigkeit bedeutet immer Verbrauch von Freiraum, Umwandlung von biologisch aktiven Flächen in biologisch tote Flächen. Es ist deshalb ein vorrangiges Ziel, zum Schutz des Alpenraumes Landschaftsteile von Siedlungen freizuhalten, die durch besondere Werte, Eigenart oder Schönheit gekennzeichnet sind. Der sparsame Umgang mit dem nicht vermehrbaren Boden sollte bei allen notwendigen Siedlungs- und Infrastrukturvorhaben oberstes Gebot sein. Die Bautätigkeit im Außenbereich ist deshalb auf Vorhaben zu beschränken, die für die Landnutzung und öffentliche Sicherheit notwendig sind. Gebirgstäler und Flußtäler im Alpengebiet dürfen auch bei vorhandener Streubebauung keinesfalls durchgehend besiedelt werden. Um die künftigen Entwicklungsmöglichkeiten der einheimischen Bevölkerung nicht über Gebühr einzuschränken, sollten deshalb Zweitwohnungen in den Alpentälern generell nicht mehr errichtet werden.

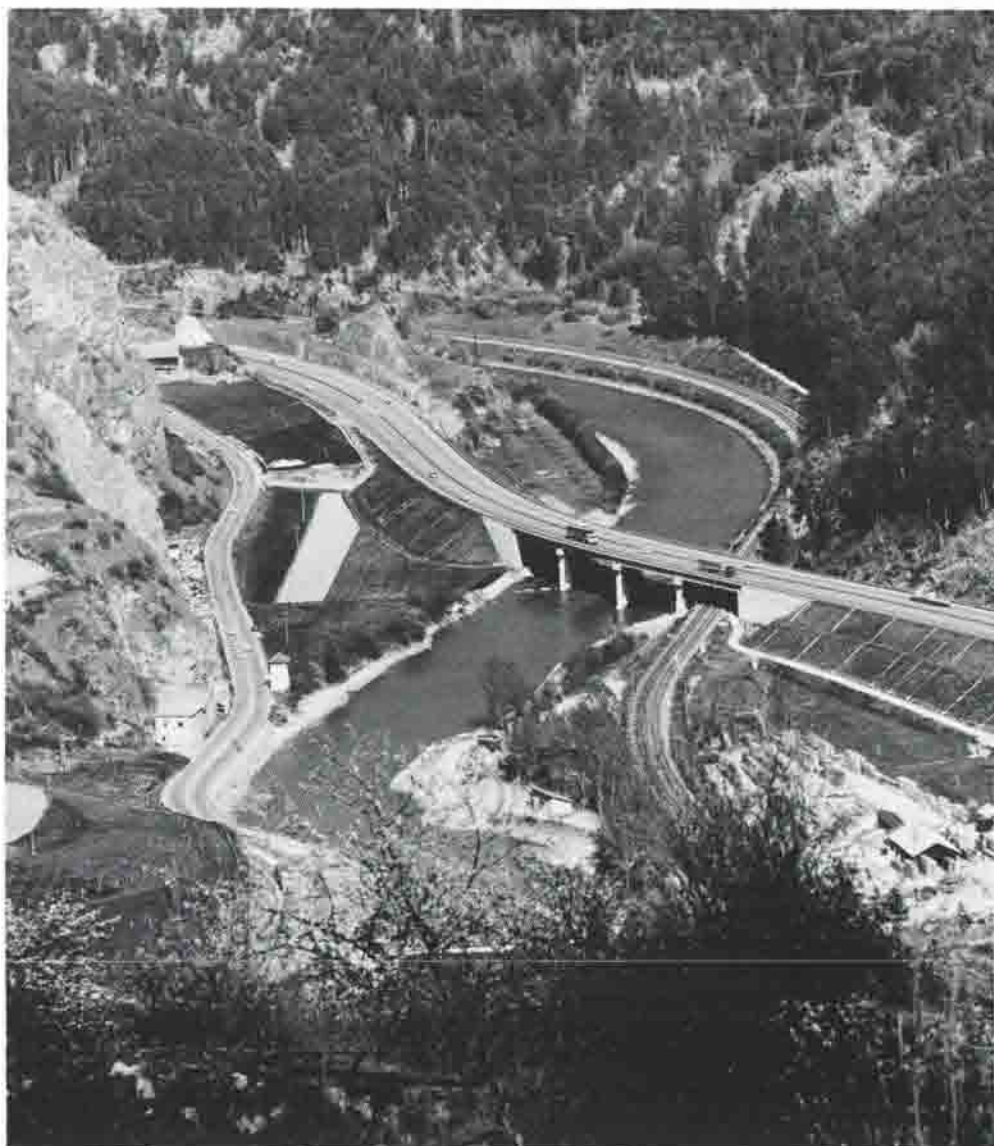
Die große Zahl von Zweitwohnungen hat nämlich in manchen Gebieten bereits zur Überalterung der Bevölkerung (wegen der Altersruhesitze), zu finanziellen Belastungen des Gemeindehaushalts (wegen der nicht kostendeckenden Umlagen für Ver- und Entsorgungsanlagen), zu finanziellen und sozialen Belastungen der Einheimischen (wegen höherer Gebührensätze, Grundstückspreise, Einzelhandelspreise und wegen des Hereintragens nicht integrierter großstädtischer Verhaltensnormen) geführt. Der Alpenverein fordert deshalb ein generelles Verbot von weiteren Zweitwoh-

nungen in den Alpen, um der Gefahr der zunehmenden Fremdbestimmung zu begegnen.

4. These: Keine Asphaltierung des Alpenraumes!

Begründung: Mehr noch als die Zweitwohnungen nehmen die vorhandenen und geplanten Fernschnellstraßen hochwertige Talgründe in Anspruch und beschleunigen die „Asphaltierung des Alpengebietes“. Der Alpenverein wendet sich gegen eine Asphaltierung durch ein allzu dichtes Netz an Fernschnellstraßen im Alpenraum, weil sie den Lebens- und Erholungsraum entwerten. Bereits heute gehört der Alpenraum mit seinen Autobahnen, den Fernstrecken der Eisenbahnen und den ihn durchquerenden Energieleitungen zu den am besten erschlossenen Großräumen Westeuropas. Eine weitere Erschließung mit einem dichten Netz transalpiner Autobahnen und Schnellstraßen ist sowohl mit den Interessen der einheimischen Bevölkerung als auch mit denen der Erholungssuchenden unvereinbar. Diese Erschließung dient heute vorwiegend den Interessen der nördlich und südlich der Alpen liegenden Verdichtungsräume, für die die Alpen lediglich eine Schleuse zur Abwicklung ihres Güter- und Personenverkehrs darstellen. Hinzu kommt der Wochenendausflugverkehr und das Aufsuchen der Zweitwohnsitze in den Alpen, wodurch der Erholungswert der erschlossenen Täler weiter reduziert wird. Die oft weit auseinanderliegenden Anschlußstellen der Fernstraßen ermöglichen nur eine eingeschränkte Nutzung für den örtlichen und regionalen Verkehr. Überdies greifen vier- bis sechsbahnige Fernstraßen in den Naturhaushalt ungleich stärker ein als zweibahnige Straßen.

Auf den Ausbau dieses zweibahnigen Straßennetzes für den örtlichen und inneralpinen regionalen Verkehr wird man auch künftig auf keinen Fall verzichten können. Die Bevölkerung in den abseits gelegenen Gebirgstälern braucht gute Verkehrsverbindungen zu den Arbeitsplätzen in den Haupttälern. Zur Sicherung der Alpen als Lebensraum ist es deshalb vordringlich, die Verkehrsverbindungen zu den peripher gelegenen Siedlungen zu verbessern. Hierzu



Die Brennerstraße, Brennerauto- und Brennerbahn im Eisacketal.

Foto: W. Bahnmüller

gehört auch häufig der technische und biologische Schutz dieser Verkehrswege.

Dem gestiegenen Verkehrsaufkommen zwischen den Verdichtungsräumen nördlich und südlich der Alpen kann durch den vorrangigen Ausbau des transalpinen Schienennetzes entsprochen werden (z. B. Flachbahnen unter dem Brenner und dem Splügen). Der Schienenverkehr beeinträchtigt die Erholungseignung des Alpenraumes

weit weniger und erfordert überdies wesentlich geringere Eingriffe in den Naturhaushalt (z. B. durch lange Tunnelbauten). Der transalpine Massen- und Güterverkehr ist deshalb künftig vorrangig durch den Ausbau des Schienenfernverkehrsnetzes sicherzustellen. Daß hierbei schwierige Fragen der Tarifgestaltung eine entscheidende Rolle spielen, sollte der Verfolgung der Priorität Schiene im alpenüberquerenden Verkehr keinen Abbruch tun.



5. These: Berglandwirtschaft besonders fördern!

Begründung: Der Alpenverein begrüßt die besondere Förderung der Berglandwirtschaft, weil sie einen wichtigen Beitrag zur Erhaltung der charakteristischen alpenländischen Kulturlandschaft leistet. Gerade in den Berggebieten steht die Landwirtschaft vor dem Zwang, die Rentabilität durch Ausschöpfung aller Rationalisierungsmöglichkeiten zu erhöhen. So vollzieht sich auch im Alpenraum immer mehr der Übergang von flächenextensiven zu flächenintensiven Bewirtschaftungsformen. Manche Naturschützer und Ökologen mögen diese Entwicklung beklagen, sie ist jedoch nicht aufzuhalten, wenn man die Entvölkerung der Berggebiete nicht bewußt in Kauf nehmen will. Nach wie vor ist es der Bauer, der unter oft kaum vorstellbaren extremen Bedingungen den Siedlungsraum erhält und sichert und damit gerade in den entlegenen Tälern wertvolle Stützpunktfunktionen erfüllt. Unter bestimmten Voraussetzungen ist seine Wirtschaftsweise zur Erhaltung des labilen ökologischen Gleichgewichts erforderlich, da es sich in den vergangenen Jahrhunderten auf diese Wirtschaftsweise eingestellt hat. So läßt sich also mit der Förderung der Berglandwirtschaft gleichzeitig Entwicklungspolitik und Landschaftspflege betreiben.

6. These: Den Schalenwildbestand regulieren!

Begründung: Der Alpenverein fordert nachdrücklich die Reduzierung des Bestandes an Hirschen, Rehen und Gemsen in allen Gebieten, wo ein überhöhter Wildbestand den schützenden Bergwald vernichtet.

Den Schutzwirkungen des Bergwaldes muß der Vorrang vor den rein ökonomischen oder prestige-beladenen Nutzungsansprüchen eingeräumt werden, wenn die Alpen als Lebensraum nachhaltig gesichert werden sollen. Eine standortgerechte Holzartenmischung muß deshalb oberstes Ziel des Waldbaus in den Alpen sein. Dabei sind vor allem auch die Voraussetzungen für eine standortgerechte natürliche Verjüngung wiederherzustellen.

Diese Forderung richtet sich vor allem an die Jägerschaft. Die meisten Jäger sind sich der negativen Auswirkungen des hohen Bestandes an Hirschen, Rehen und Gemsen auf den Bergwald bewußt und bejahen eine Wilddichte, die den Äsungsmöglichkeiten des Bergwaldes angepaßt ist. In den meisten alpinen Jagdrevieren verhindert jedoch ein viel zu hoher Wildbestand nach wie vor eine natürliche und standortgerechte Verjüngung des Bergwaldes. Andererseits ist der Lebensraum vieler Wildtiere so stark eingeengt, daß sie in den Alpen ausgestorben sind oder ihr Aussterben zu befürchten ist. Diese Tierarten sollten festgestellt und ihr Lebensraum einem strengen Schutz unterworfen werden, um das Aussterben zu verhindern oder eine Wiedereinbürgerung zu ermöglichen. Auch dafür ist ein artenreicher Bergwald Grundvoraussetzung.

7. These: Mehr Schutzgebiete schaffen!

Begründung: Der Alpenverein unterstützt die Einrichtung großflächiger Schutzgebiete in den Alpen, weil sie die natürliche Vielfalt der Tier- und Pflanzenwelt sichern helfen und damit einen wichtigen Beitrag für die Zukunft unserer Gesellschaft leisten.

So sind z. B. Nationalparke nicht nur großräumige Rückzugsgebiete für die Natur; sie haben in diesen nicht mehr vom Menschen beeinflussten Lebensgemeinschaften auch entscheidende Aufgaben der Forschung und der Information im Rahmen einer Überlebensstrategie zu erfüllen. Diese gesellschaftspolitisch wichtigen Funktionen erfordern zwangsläufig, daß in Nationalparken auf einem möglichst großen Teil der Fläche die Natur sich völlig selbst überlassen bleibt. Dieses Ziel sollte deshalb in jedem Nationalpark angestrebt werden. Weil es bei der unterschiedlichen örtlichen Ausgangslage nicht überall im selben Ausmaß erreicht werden kann, müssen Nationalparke auch von ihren Aufgaben und ihrer Verwaltung her unterschiedlich strukturiert sein. Sie sind jedoch immer als eine Sonderform der Landnutzung anzusehen, in der die Sicherung der Vielfalt von Tier-

und Pflanzenwelt zum Nutzen der künftigen Generationen im Vordergrund steht.

Da die Voraussetzungen zur Schaffung von Nationalparks in Westeuropa wegen der hohen Bevölkerungsdichten praktisch nur noch in den Berggebieten gegeben sind, sollten die Alpenländer ihrer Verpflichtung zur Einrichtung großflächiger Nationalparke vordringlich nachkommen.

8. These: Keine Kernkraftwerke in den Alpen!

Begründung: Die in den Alpen gewonnene Energie aus herkömmlichen Kraftwerken (Wasserkraftwerke und Wärmekraftwerke auf Kohle- oder Ölbasis) reicht für den Bedarf der einheimischen Bevölkerung aus. In Kenntnis des hohen Strahlenrisikos und der Gewässerbelastung durch Abwärme lehnt der Alpenverein den Bau von Kernkraftwerken in den Alpen ab. Während Wasserkraftwerke bei Verfügbarkeit anderer Energiequellen ohne größere nachteilige Folgen für den Naturhaushalt stillgelegt werden können, ist die unschädliche Stilllegung von Kernkraftwerken langfristig nicht gesichert. Auch die Lagerung von Kernbrennstoffen ist technisch bisher nicht gelöst.

Aus diesen Überlegungen heraus ist die Anlage von Wasserkraftwerken nicht generell negativ zu beurteilen. Bevor man jedoch die Anlage großer Speicherbecken in hochgelegenen Alpentälern unter Ableitung zahlreicher natürlicher Bäche ins Auge faßt, sollte dem weiteren Ausbau der Laufkraftwerke an den größeren Flüssen der Vorrang eingeräumt werden. Auch hier erhebt der Alpenverein die Forderung, die Energieproduktion auf den tatsächlichen Bedarf der einheimischen, alpenländischen Bevölkerung abzustellen und nicht, wie es derzeit in großem Umfang geschieht, Energie in das Verbundnetz der außeralpinen Verdichtungsgebiete zu liefern. Die Lieferung des Spitzenbedarfs in das außeralpine Verbundnetz sollte künftig nur in dem Umfang erfolgen, der zur Deckung des einheimischen Bedarfs an Grundlast erforderlich ist.

Die Anlage von Wasserkraftwerken ist jedoch regelmäßig dann negativ zu beurteilen, wenn

- Restwassermengen nicht in ökologisch ausreichendem Umfang zu allen Jahreszeiten sichergestellt werden können,
- ökologisch wertvolle Landschaftsteile durch bauliche Anlagen, Überstauungen oder Wassarentnahme zerstört werden oder eine Zerstörung zu erwarten ist,
- die baulichen Anlagen nicht landschaftsgerecht erstellt werden,
- keine umfassende Prüfung der Umweltverträglichkeit aller mit dem Projekt zusammenhängenden Maßnahmen erfolgt ist und somit eine gesamtökologische Beurteilung nicht zuläßt,
- sie im wirtschaftlichen oder betriebstechnischen Zusammenhang mit der Errichtung oder Erweiterung von Kernkraftwerken stehen.

Der natürliche Wasserkreislauf ist dort, wo er noch ungestört ist, unbedingt zu erhalten. Zu vermeiden sind insbesondere Eingriffe in die Vegetation, die den schädlichen Abfluß der Niederschläge vermehren und dadurch die Bodenerosion auslösen oder fördern. Deshalb ist die Entwicklung von Siedlungen, Verkehrseinrichtungen und sonstigen baulichen Objekten so zu steuern, daß zu ihrem Schutz keine zusätzlichen Gewässerausbauten notwendig werden. Zur Sicherung vorhandener Siedlungen, Verkehrswege und Bauobjekte sind beschleunigt und unter Zugrundelegung strenger Maßstäbe Gefahrenzonenpläne zu erstellen.

9. These: Gleichwertiger Lebensstandard für die alpenländische Bevölkerung!

Begründung: Dem Alpenverein ist bewußt, daß in den Alpen mehrere Millionen Menschen ihren Lebensraum haben und deshalb dort auch ihre Existenzgrundlage erwirtschaften müssen. Der DAV erkennt deshalb die existenznotwendigen wirtschaftlichen Interessen der einheimischen Bevölkerung im Alpenraum an und hält es für selbstverständlich, daß sie einen gleichwertigen Lebensstandard auch im Verhältnis zu außeralpinen Gebieten haben muß. Die Betonung liegt hier allerdings auf gleichwertig, das bedeutet nicht gleichartig. Gleichwertig heißt z. B., daß gesunde Luft, billiges reines Wasser und geringerer Streß in Beruf und Verkehr ein etwas geringeres



Bergbauern 1977 (Am Ritten bei Bozen, Südtirol).

Foto: D. Seibert

Geldeinkommen gegenüber der außeralpinen Bevölkerung wieder aufwiegen. Hinzu kommen wertvolle Vermögenswerte in Grund und Boden, die allzu oft leichtfertig veräußert werden. Im Extremfall verfügen dann die Auswärtigen über die Vermögenswerte der einheimischen Bevölkerung, der dann nur noch die Möglichkeit des Hausmeisters, Gärtners oder Portiers bleibt.

Deshalb fordert der Alpenverein, daß zur dauernden Existenzsicherung und einer angemessenen weiteren Entwicklung der einheimischen Bevölkerung deren Nutzungsansprüche an den Lebensraum Vorrang vor den Nutzungsansprüchen der außeralpinen Bevölkerung haben. Die Versorgung der außeralpinen Bevölkerung mit Trinkwasser, Energie, Freizeit- und Erholungsraum darf nur in dem Umfang stattfinden, der die existenznotwendigen Nutzungsansprüche der Einheimischen nicht beeinträchtigt.

10. These: Kein Raubbau im Interesse künftiger Generationen!

Begründung: Im Interesse der nachfolgenden Generationen verurteilt der Alpenverein jeden Raubbau an den Naturgütern. Auch die Nutzungsansprüche der einheimischen Bevölkerung müssen sich am Prinzip der Nachhaltigkeit orientieren. Dieses Prinzip besagt, daß alle Nutzungsansprüche an die natürlichen Lebensgrundlagen nur in demjenigen Ausmaß geltend gemacht werden können, daß ein Raubbau im Interesse der nachfolgenden Generationen verhindert wird. Raubbau in diesem Sinne bedeutet eine über den Eigenbedarf hinausgehende Bebauung der freien Landschaft, insbesondere auf den engen Talböden, Vernichtung gesunden Bodens durch unangemessene Wirtschaftsweise (Förderung der Bodenerosion, chemische Vergiftung des Bodens), Ausrottung zahlreicher Tier- und Pflanzenarten, Verschmutzung

des Wassers, Plünderung der Bodenschätze (z. B. Mineralien), Verpestung der Luft (z. B. durch den Verkehr), Verschlechterung des Klimas (z. B. durch städtebauliche Verdichtungen, großflächige Abholzungen, Veränderungen des Grundwasserspiegels).

Viele Alpentäler sind bereits heute zu Verdichtungsräumen geworden. In den intensiven Fremdenverkehrsgebieten der Alpen und ihres Vorlandes ist eine neue Art von Verdichtungsräumen entstanden, deren Gefahren nicht geringer sind als die der außeralpinen Großstädte. Viele Alpentäler haben Siedlungsdichten, Verkehrsdichten, Lärmbelastungen, Luftverschmutzungen, Gewässerbelastungen, Bodenpreise, Mietpreise, Verluste an Bau- und Landschaftsgestalt, Infrastrukturmängel und Überfremdungsgrade erreicht, wie wir sie aus Mailand, Zürich oder München kennen. Die höchsten Zuwachsraten in der Bevölkerungsentwicklung Westeuropas finden sich gegenwärtig in den Verdichtungsgebieten am Rand und innerhalb der Alpen. Autobahnen, Europastraßen und Fernstrecken der Eisenbahnen führen in großer Dichte auf den Alpenraum zu. Diese Nord-Süd-Verbindungen machen den Alpenraum zu einem der besterschlossenen Großräume im westlichen Europa.

In den Alpenländern vollzieht sich damit eine Entwicklung, deren Verlauf und deren Folgen man in den großen Verdichtungsräumen Europas nach 1960 bereits verfolgen kann. Die frühere Entwicklungseuphorie ist der Trostlosigkeit der unerwünschten Folgen gewichen. Viel zu spät ruft man jetzt nach einer Steuerung der Entwicklung.

Die Wirtschaftskraft und damit die öffentlichen Mittel der Kernstädte schrumpfen, doch die Probleme der vorangegangenen Wachstumsjahre bleiben. Vielfach wird erst jetzt bewußt, welche unwiederbringlichen Werte an Kultur, Bausubstanz und Landschaft geopfert wurden. Heute ziehen die Beweglichen und oft auch ökonomisch Kräftigen in andere Gebiete.

Diese Entwicklung in den außeralpinen Verdichtungsräumen sollte uns alle zum Nachdenken anregen, ob sich nicht vor unseren Augen im Alpenraum eine Entwicklung mit ähnlichen Folgen vollzieht.

Mehrere große Alpentäler sind bereits auf dem Wege, zu den Verdichtungsräumen der 80er und 90er Jahre zu werden. Hier entstehen Probleme, deren Lösung der nachfolgenden Generation noch großes Kopfzerbrechen machen wird.

Es ist deshalb ein besonderes Anliegen des Alpenvereins, möglichst viel Entwicklungsspielraum für die Entfaltung der künftigen Generationen im Alpenraum vorzuhalten.

Plädoyer für eine umweltverträgliche alpenländische Raumordnungspolitik

Der Deutsche und der Österreichische Alpenverein haben gemeinsam mit anderen alpinen Verbänden die touristische Erschließung des mittleren und Ostalpenraumes eingeleitet und es immer als ihre Aufgabe betrachtet, zur Verbesserung der Lebensverhältnisse der einheimischen Bevölkerung beizutragen. „Als Schrittmacher des Fremdenverkehrs und Kenner der in weiten Teilen nach wie vor förderungsbedürftigen Talregionen weiß er (der Alpenverein, d. V.) die wirtschaftlichen Anliegen ganz besonders zu würdigen. Er weiß zugleich, daß die Landschaft und ihr Erholungswert als größtes Kapital des Fremdenverkehrs anzusehen sind und damit die Ziele des DAV mit denen der einheimischen Bevölkerung grundsätzlich dann übereinstimmen, wenn alle wirtschaftlichen Eingriffe in ihrer Gesamtheit den Naturhaushalt langfristig nicht überfordern.“ So steht es in der vom 1. Vorsitzenden des DAV, Reinhard Sander, verfaßten Präambel des Programms.

Manches Alpenvereinsmitglied und so manchen Naturschützer mögen diese Formulierungen zunächst verwirrt haben. Angesichts der Legion von Liftmasten, Hotels und Straßen in den Alpen regt sich da und dort auch ernsthafter Widerspruch, vor allem auch gegen die Feststellung, es sei dem DAV bewußt, „daß es in erster Linie Sache der einheimischen Bevölkerung und der politischen Verantwortlichen ist, die Entwicklungsziele für den Alpenraum selbst zu bestimmen“ (Präambel).

Auch ein noch so umweltbewußter Staatsbürger wird gegen diese Feststellung kaum

etwas einwenden können, enthält sie doch nichts anderes als die schlichte Bejahung unseres föderativen demokratischen Staatsverständnisses. So wie ein Tiroler kaum auf die Idee käme, die Stadtentwicklung von München oder Mailand bestimmen zu wollen, so sollten auch die Bürger von München und Mailand die Landesentwicklung von Tirol den Tirolern überlassen. Sie sind es nämlich, die nicht nur heute, sondern auch in Zukunft in Tirol wohnen, arbeiten, sich versorgen, sich aus- und fortbilden und auch sich erholen wollen. Es liegt deshalb im ureigenen Interesse der Tiroler, ihren Lebensraum so zu gestalten und zu erhalten, daß auch die nachfolgenden Generationen ein angemessenes Auskommen in ihrer angestammten Heimat haben.

Weil der Alpenverein die Erschließung vor mehr als 100 Jahren eingeleitet hat, trifft ihn heute die erhöhte Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß sich die verfolgten Absichten nicht zum Schaden der einheimischen Bevölkerung und der gesamten Menschheit in ihr Gegenteil verkehren.

Der Deutsche Alpenverein betrachtet sich insoweit auch als Träger öffentlicher Belange im Sinne der deutschen Raumordnungs- und Städtebaugesetzgebung. Die Aufforderung des DAV an die zuständigen Behörden und Dienststellen, ihn bei ihren raumbedeutsamen Planungen und Maßnahmen im Alpen- und Voralpengebiet zu beteiligen, ist deshalb berechtigt. Bei einer ganzen Reihe von Raumordnungsverfahren hat der DAV bereits bewiesen, wie er sich im konkreten Einzelfall die Abstimmung zwischen Raumordnung und städtebaulicher Entwicklung einerseits und Natur- und Landschaftsschutz andererseits vorstellt.

Der Alpenverein richtet deshalb an alle für den Alpen- und Voralpenraum zuständigen Behörden die Bitte, die Thesen des Grundsatzprogramms bei der Aufstellung und Realisierung ihrer Programme und Pläne weitestmöglich zu berücksichtigen. Der Alpenverein will sein Grundsatzprogramm zum Schutz des Alpenraums nicht als ein fachliches Naturschutzprogramm, sondern als ein Plädoyer für eine aktive umweltverträgliche alpenländische Raumordnungspolitik verstanden wissen.

Aus diesem Grund hält der DAV ein gemeinsames Leitbild zur Entwicklung und Sicherung des Alpenraumes für dringend erforderlich. So existieren heute eine Vielzahl von Programmen und Plänen, in denen Grundsätze und Ziele niedergelegt sind, die sich insbesondere in den Grenzgebieten oft nicht in Übereinstimmung bringen lassen, ja sich sogar manchmal widersprechen. Diese Ziele sind deshalb so bald wie möglich aufeinander abzustimmen, weil besonders im Hochgebirge der „Untertlioger“ unmittelbar von den Maßnahmen betroffen wird, die der „Obertlioger“ durchführt. Alle Bemühungen in Richtung eines gemeinsamen Entwicklungsleitbildes werden deshalb vom Alpenverein begrüßt. Der Alpenverein ist auch bereit, in Gremien mitzuarbeiten, die sich die Ausarbeitung gemeinsamer Entwicklungsziele als Aufgabe gestellt haben. Der Alpenverein verweist in diesem Zusammenhang auf seine vielfältigen internationalen Kontakte und Erfahrungen.

Ein gemeinsames Entwicklungsleitbild für den gesamten Alpenraum zwischen Nizza und Wien ist allerdings unrealistisch. Sowohl die natürlichen Voraussetzungen wie die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Strukturen sind in den Westalpen und Ostalpen zu unterschiedlich, als daß sich je gemeinsame Entwicklungsleitbilder formulieren ließen. Es ist deshalb zweckmäßig, sich auf räumlich überschaubare und von gleichen Interessen getragene Raumeinheiten zu beschränken und für diese Raumeinheiten dann hinreichend konkrete Entwicklungsvorstellungen auszuarbeiten.

Als Modell einer gut funktionierenden alpenländischen Raumordnungspolitik kann die Arbeitsgemeinschaft Alpenländer gelten. In dieser Arbeitsgemeinschaft haben sich die Regierungschefs folgender acht Alpenländer zur Koordinierung ihrer Entwicklungsziele in regelmäßigen Abstimmungsgesprächen zusammengefunden: der Freistaat Bayern, die österreichischen Bundesländer Tirol, Salzburg und Vorarlberg, der Schweizer Kanton Graubünden, die italienischen autonomen Provinzen Bozen und Trient sowie die italienische Region Lombardei. In drei Kommissionen werden Entscheidungsgrundlagen zu den Bereichen



„... und zwar möglichst ohne die negativen Begleiterscheinungen, die wir alle aus den großstädtischen Verdichtungsräumen außerhalb der Alpen kennenlernen mußten.“
(Parkplatz am Spitzingsattel).

Foto: J. Ritz

Verkehr, Berglandwirtschaft und Kultur erarbeitet. Die Kommission für Berglandwirtschaft ist von den Regierungschefs auch mit der Ausarbeitung eines gemeinsamen Leitbildes zur Entwicklung und Sicherung des Alpengebietes beauftragt worden. Die Konturen dieses Leitbildes zeichnen sich bereits in einigen Arbeitsunterlagen ab, und es ist zu erwarten, daß die Akzente in der Raumordnungspolitik der einzelnen Mitgliedsländer künftig auch hinsichtlich einer umweltverträglichen weiteren Entwicklung gesetzt werden.

Als übergeordnetes, alle Fachbereichsgrenzen überschreitendes Raumordnungsziel hat der Alpenverein in seinem Grundsatzprogramm die nachhaltige Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen im Alpenraum vor zerstörenden Einflüssen aller Art gefordert. Diesem Ziel sollen alle öffentlichen Planungen und Maßnahmen Rechnung tragen.

Zur Realisierung dieses Ziels ist jedoch das bisherige Raumordnungsinstrumentarium zu ergänzen. Die bisherigen Gesetze und Ausführungsbestimmungen im Bereich der Raumordnung entstammen der Zeit und dem Geist des starken quantitativen wirtschaftlichen Wachstum. Zwar haben viele Alpenländer in den letzten Jahren versucht, durch neue Naturschutzgesetze den Umweltbelangen Rechnung zu tragen. Die Integration in die allgemeine Raumordnungspolitik ist bisher jedoch weder *de iure* noch *de facto*

bei allen Alpenländern befriedigend gelöst. Der Grund hierfür dürfte im wesentlichen im Fehlen von Landesentwicklungsprogrammen liegen, in denen sowohl die übergeordneten wie die einzelnen fachlichen Ziele aufeinander abgestimmt sind. Lediglich Bayern hat bisher ein Landesentwicklungsprogramm rechtsverbindlich verabschiedet und es soll deshalb am Beispiel Bayerns gezeigt werden, wie eine Integration von Umwelt- und Raumordnungszielen erreicht werden kann.

Auf Landesebene sind die umweltrelevanten Ziele im sogenannten Landschaftsrahmenprogramm niedergelegt. In diesem Landschaftsrahmenprogramm sind die Ziele zur nachhaltigen Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen festgehalten, ferner die Ziele für Naturschutz und Landschaftspflege, für den Schutz von Flächen und Einzelbestandteilen der Landschaft, schließlich für die Landschaftsentwicklung. Instrument der Landschaftsentwicklung ist die Landschaftsplanung. „Zur nachhaltigen Sicherung und Entwicklung des Naturhaushalts, der Vielfalt, Eigenart und Schönheit der Landschaft und der pfleglichen Flächennutzung einschließlich der Erholungsnutzung sind überörtliche Ziele und Maßnahmen in Landschaftsrahmenplänen, örtliche Ziele in Landschafts- oder Grünordnungsplänen darzustellen“ (Landesentwicklungsprogramm Bayern Teil B, I 4.1.1.).

Im Rahmen der Regionalplanung ist für jede Region ein Landschaftsrahmenplan

aufzustellen. Diese Landschaftsrahmenpläne konkretisieren und ergänzen die im Landschaftsrahmenprogramm aufgestellten Ziele für die Region. Dabei sind auch die Gebiete zu benennen, in denen die Gemeinden aus Gründen des Naturschutzes und der Landschaftspflege Landschafts- oder Grünordnungspläne zu erstellen haben.

Soweit Darstellungen und Festsetzungen zur Landschaftspflege und Grünordnung in Bauleitplänen erforderlich sind, sollen diese nach Möglichkeit in einem Landschaftsplan als Bestandteil des Flächennutzungsplans oder in einem Grünordnungsplan als Bestandteil des Bebauungsplans verdeutlicht werden.

Wegen des labilen ökologischen Gleichgewichts und der hohen Attraktivität der Landschaft im Alpenraum fordert der Deutsche Alpenverein die flächendeckende Ausarbeitung von Landschaftsplänen im Alpen- und Voralpengebiet.

Da es mit Ausnahme Bayerns rechtsverbindliche Instrumentarien zur Landschaftsentwicklung bisher in keinem anderen Alpenland gibt, begrüßt der Alpenverein alle Bestrebungen, die Aufstellung von Landschaftsrahmenplänen, Landschafts- und Grünordnungsplänen bzw. sonstigen fachlichen Plänen zum Schutz des Alpenraumes zur gesetzlichen Verpflichtung zu erheben. Der Alpenverein empfiehlt also eine Ergänzung der bisher auf einseitiges wirtschaftliches Wachstum ausgerichteten Entwicklungspolitik durch eine den Lebensraum erhaltende und sichernde Umweltpolitik zu einer ganzheitlichen Raumordnungs- und Regionalpolitik, die dem Lebensraum Alpen eine eigenständige Zukunft sichern soll und zwar möglichst ohne die negativen Begleiterscheinungen, die wir alle aus den großstädtischen Verdichtungsräumen außerhalb der Alpen kennenlernen mußten.

Literaturhinweis

ALPENINSTITUT: Gemeinsames Leitbild zur Entwicklung und Sicherung des Alpengebietes — Teilleitbild Natur- und Landschaftsschutz einschließlich Landschaftspflege (unveröffentlichtes Manuskript, München und Salzburg 1976).

— Ermittlung von belasteten oder stark belasteten Regionen durch intensive Freizeitnutzung (unveröffentlichtes Manuskript, München und Salzburg 1977).

AULIG, G.: Landschaftsplanung Alpenpark. Zs. „Bergland“, Salzburg 1977.

AULITZKY, H.: Endangered alpine Regions and Disaster Prevention Measures. Nature and Environment Series 6, Europarat Straßburg 1974.

BEZZEL, E.: Vogelarten der Alpen als Weiser naturnaher Lebensgemeinschaften. Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Alpenpflanzen und -tiere 1976.

DANZ, W.: Aspekte einer Raumordnung in den Alpen. WGI-Berichte zur Regionalforschung 1, München 1970.

— Die Integriermelioration als Raumordnungsmaßnahme gegen hochwasserbegünstigende Wirtschaftseingriffe im Alpenbereich. Wasser und Boden 9/1970.

— Der Regelkreis „Alpenlandschaft“ und das Problem der integralen Umweltplanung. Symposium Interpraevent, Villach 1971.

— Die Alpenstadt — Utopie oder Realität? Beilage „Zeitgemäße Form“ der Süddeutschen Zeitung vom 10.11.1971.

— In den Alpen leben zu viele Rothirsche. Das Tier 1/1972.

— Landschaftsplanung als Überlebensstrategie. Schriftenreihe des Alpeninstituts 2/1975.

— Planung oder Verplanung der Alpenregion? Der Architekt 10/1975.

— Vorschlag für einen einheitlichen Kriterienkatalog zur Bestimmung von Umweltbelastungen in grenznahen Erholungsgebieten. Internationaler Fachkongress Project Life 2000 Band 1, Salzburg 1976.

— Forschung und Methodik im interdisziplinären Bereich — zur Konfliktanalyse zwischen Sozioökonomie und Landschaftsökologie im Alpenraum. Interpraevent 1975, Band 2, Klagenfurt 1977.

— Fremdenverkehr und Landschaft. Zs. „Bergland“, Salzburg 1977.

DANZ, W., und HERINGER, J.: Ökologische Modellanalyse zur Planung von Wintersportgebieten. Garten und Landschaft 11/1973.

DANZ, W., und RUHL, G.: Zur Bestimmung von stark belasteten Fremdenverkehrsgebieten — ein nutzwertanalytisches Modell. Berichte zur Raumforschung und Raumplanung 3/4/1976.

aufzustellen. Diese Landschaftsrahmenpläne konkretisieren und ergänzen die im Landschaftsrahmenprogramm aufgestellten Ziele für die Region. Dabei sind auch die Gebiete zu benennen, in denen die Gemeinden aus Gründen des Naturschutzes und der Landschaftspflege Landschafts- oder Grünordnungspläne zu erstellen haben.

Soweit Darstellungen und Festsetzungen zur Landschaftspflege und Grünordnung in Bauleitplänen erforderlich sind, sollen diese nach Möglichkeit in einem Landschaftsplan als Bestandteil des Flächennutzungsplans oder in einem Grünordnungsplan als Bestandteil des Bebauungsplans verdeutlicht werden.

Wegen des labilen ökologischen Gleichgewichts und der hohen Attraktivität der Landschaft im Alpenraum fordert der Deutsche Alpenverein die flächendeckende Ausarbeitung von Landschaftsplänen im Alpen- und Voralpengebiet.

Da es mit Ausnahme Bayerns rechtsverbindliche Instrumentarien zur Landschaftsentwicklung bisher in keinem anderen Alpenland gibt, begrüßt der Alpenverein alle Bestrebungen, die Aufstellung von Landschaftsrahmenplänen, Landschafts- und Grünordnungsplänen bzw. sonstigen fachlichen Plänen zum Schutz des Alpenraumes zur gesetzlichen Verpflichtung zu erheben. Der Alpenverein empfiehlt also eine Ergänzung der bisher auf einseitiges wirtschaftliches Wachstum ausgerichteten Entwicklungspolitik durch eine den Lebensraum erhaltende und sichernde Umweltpolitik zu einer ganzheitlichen Raumordnungs- und Regionalpolitik, die dem Lebensraum Alpen eine eigenständige Zukunft sichern soll und zwar möglichst ohne die negativen Begleiterscheinungen, die wir alle aus den großstädtischen Verdichtungsräumen außerhalb der Alpen kennenlernen mußten.

Literaturhinweis

ALPENINSTITUT: Gemeinsames Leitbild zur Entwicklung und Sicherung des Alpengebietes — Teilleitbild Natur- und Landschaftsschutz einschließlich Landschaftspflege (unveröffentlichtes Manuskript, München und Salzburg 1976).

— Ermittlung von belasteten oder stark belasteten Regionen durch intensive Freizeitnutzung (unveröffentlichtes Manuskript, München und Salzburg 1977).

AULIG, G.: Landschaftsplanung Alpenpark. Zs. „Bergland“, Salzburg 1977.

AULITZKY, H.: Endangered alpine Regions and Disaster Prevention Measures. Nature and Environment Series 6, Europarat Straßburg 1974.

BEZZEL, E.: Vogelarten der Alpen als Weiser naturnaher Lebensgemeinschaften. Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Alpenpflanzen und -tiere 1976.

DANZ, W.: Aspekte einer Raumordnung in den Alpen. WGI-Berichte zur Regionalforschung 1, München 1970.

— Die Integralmelioration als Raumordnungsmaßnahme gegen hochwasserbegünstigende Wirtschaftseingriffe im Alpenbereich. Wasser und Boden 9/1970.

— Der Regelkreis „Alpenlandschaft“ und das Problem der integralen Umweltpolitik. Symposium Interpraevent, Villach 1971.

— Die Alpenstadt — Utopie oder Realität? Beilage „Zeitgemäße Form“ der Süddeutschen Zeitung vom 10.11.1971.

— In den Alpen leben zu viele Rothirsche. Das Tier 1/1972.

— Landschaftsplanung als Überlebensstrategie. Schriftenreihe des Alpeninstituts 2/1975.

— Planung oder Verplanung der Alpenregion? Der Architekt 10/1975.

— Vorschlag für einen einheitlichen Kriterienkatalog zur Bestimmung von Umweltbelastungen in grenznahen Erholungsgebieten. Internationaler Fachkongreß Project Life 2000 Band 1, Salzburg 1976.

— Forschung und Methodik im interdisziplinären Bereich — zur Konfliktanalyse zwischen Sozioökonomie und Landschaftsökologie im Alpenraum. Interpraevent 1975, Band 2, Klagenfurt 1977.

— Fremdenverkehr und Landschaft. Zs. „Bergland“, Salzburg 1977.

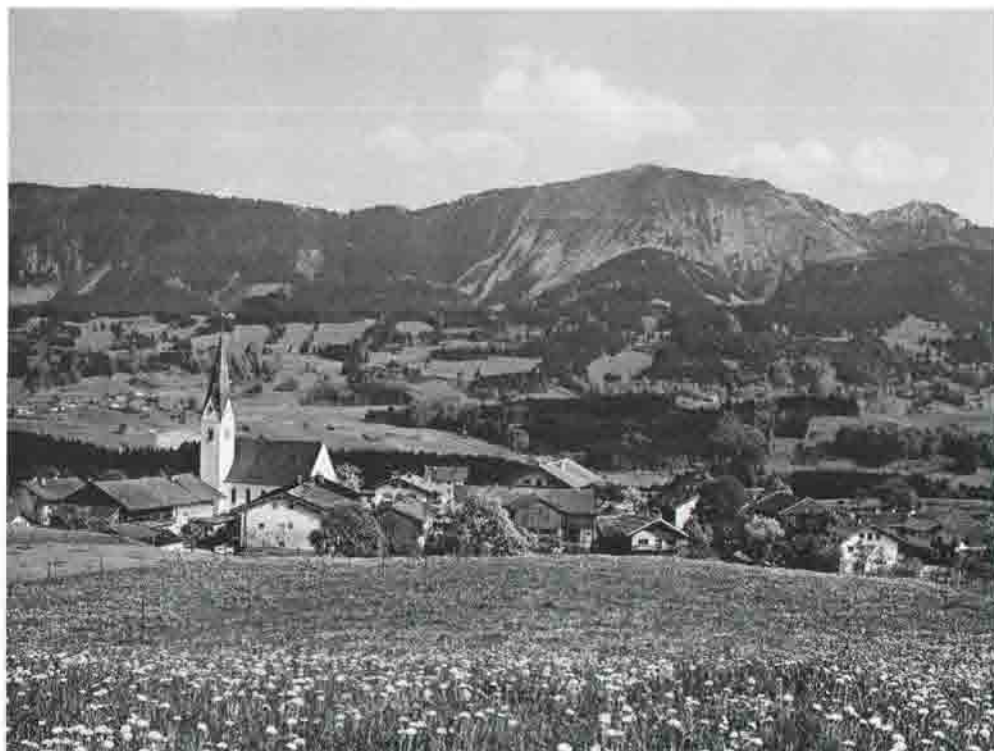
DANZ, W., und HERINGER, J.: Ökologische Modellanalyse zur Planung von Wintersportgebieten. Garten und Landschaft 11/1973.

DANZ, W., und RUHL, G.: Zur Bestimmung von stark belasteten Fremdenverkehrsgebieten — ein nutzwertanalytisches Modell. Berichte zur Raumforschung und Raumplanung 3/4/1976.

- DEIXLER, W.: Landschaftsplanung in Bayern — Grundlagen und Organisation. Schriftenreihe des Alpeninstituts 2/1975.
- DEUTSCHER ALPENVEREIN: Richtplan zum Schutz der Bergwelt — Studie Estergebirge einschließlich Herzogstand-Heimgartengebiet. DAV-Ausschuß zum Schutz der Bergwelt, München o. J.
- EHRHARDT, F.: Naturschutz und Bergsteiger. DAV-Lehrschriftenreihe Umweltschutz, München 1972.
- ENGLMAIER, A.: Vorrangfunktion der Berglandwirtschaft. Zs. „Bergland“, Salzburg 1977.
- FRANZ, H.: Die Alpen als Modell der Hochgebirge der Erde. Schriftenreihe des Alpeninstituts 3/1975.
- JOBST, E.: Naturschutz — zeitgemäß? DAV-Lehrschriftenreihe Umweltschutz, München 1972.
- Über die Beziehung zwischen Land- und Forstwirtschaft im oberbayerischen Bergbauerngebiet. Mitt. aus der Staatsforstverwaltung Bayerns, München 1962.
- KARL, J.: Naturschutz und Wasserwirtschaft. DAV-Lehrschriftenreihe Umweltschutz, München 1972.
- KARL, J., und DANZ, W.: Der Einfluß des Menschen auf die Erosion im Bergland. Schriftenreihe der Bayerischen Landesstelle für Gewässerkunde 1/1969.
- KASTNER, S.: Probleme der Bauentwicklung. 3. Europäischer Kurs über angewandte Ökologie als Grundlage der Nutzung und des Schutzes der Alpenregionen, Innsbruck 1975. (Unveröffentlichtes Manuskript.)
- KRIPPENDORF, J.: Fremdenverkehrsentwicklung heute: Neue Ziele der Fremdenverkehrspolitik. Schriftenreihe des Alpeninstituts 6/1976.
- Zukunftschancen des Fremdenverkehrs. Zs. „Bergland“, Salzburg 1977.
- MAYER, H.: Die Tanne — ein unentbehrlicher Stabilisator im Gebirgswald. Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen und -tiere 1975.
- MEISTER, G.: Ziele und Ergebnisse forstlicher Planung im oberbayerischen Hochgebirge. Forstwissenschaftliches Centralblatt 88/1969.
- Überlegungen zur künftigen Betriebsgestaltung im oberbayerischen Hochgebirge. Forstwissenschaftliches Centralblatt 88/1969.
- Der Wald in Oberbayern als sozialpolitische Aufgabe. Allgemeine Forstzeitschrift 25/1970.
- Forstwirtschaft — Teil des Umweltschutzes im Hochgebirge. Unser Wald 3/1972.
- Wald und Wild, Konflikt: Forstwirt — Jäger. In: „Die Zukunft der Alpenregion?“, München 1972.
- Nationalpark Berchtesgaden. Kindler Verlag, München 1976.
- MOSER, W.: Einige Beispiele zum Tourismus in den Alpen — Das Ökosystem Obergurgl. Schriftenreihe des Alpeninstituts 3/1975.
- PARTL, A.: Die Arbeitsgemeinschaft Alpenländer — Ein Weg zur gemeinsamen Gestaltung des alpinen Lebens- und Erholungsraumes. In: „Der Alpenraum als europäische Aufgabe und Herausforderung“, Symposium der Österreichischen Gesellschaft für Land- und Forstwirtschaftspolitik, 1974.
- RINGLER, A.: Seilbahnerschließung in den Bayerischen Alpen: Kriterien zur Umweltverträglichkeit. Schriftenreihe des Alpeninstituts 6/1976.
- RUHL, G.: Kommunale Fremdenverkehrsentwicklung: Ziele und Realisierungschancen aus der Sicht des Planers. Schriftenreihe des Alpeninstituts 6/1976.
- Leitbilder der Fremdenverkehrsplanung. Zs. „Bergland“, Salzburg 1977.
- RUHL, G., DANZ, W., HOFMANN, G., RINGLER, A.: Zweitwohnungen in Bayern. Schriftenreihe des Alpeninstituts 7/1977.
- SANDER, R.: „Für den Menschen dazusein ... DAV-Mitteilungen 2/1976 (Referat anlässlich der Alpinismus-Tagung 1975 in Tutzing).
- SCHAUER, T.: Einfluß des Schalenwildes auf den Gebirgswald und seine Bodenvegetation. Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen und -tiere 1976.
- SCHEMEL, H. J.: Ökologische Belastungen durch intensive Freizeitnutzung: Die Nutzwertanalyse als Entscheidungsvorbereitung. Schriftenreihe des Alpeninstituts 6/1976.
- Wie weit kann die Natur belastet werden? Zs. „Bergland“, Salzburg 1977.
- SCHEMEL, H. J., und DANZ, W.: Die Umweltverträglichkeitsprüfung — ein neuer Ansatz zur Einbeziehung ökologischer Aspekte bei raumrelevanten Vorhaben. Berichte zur Raumforschung und Raumplanung 1/1977.
- STERN, H.: Alpenfilm 1974.
- WICHMANN, H. (Hrsg.): Die Zukunft der Alpenregion: Hanser Verlag, München 1972.
- HUNDERT FORSTWISSENSCHAFTLER: Aufruf zur Reduzierung überhöhter Schalenwildbestände, in: Stern, H. „Mut zum Widerspruch“, München 1974.

Anschrift des Verfassers:

*Dipl.-Geogr. Dr. Walter Danz,
Leiter des Alpeninstituts für Umwelt-
forschung und Entwicklungsplanung,
Schieggstraße 21, D-8000 München 71*



Die Hochries mit ihrem Nordhang oberhalb Törwang.

Foto: W. Bahnmüller

Wiederbegrünung im Gebirge

*Praktische Naturschutzarbeit
auf der Hochries*

JOSEF THALER

„Zweck der Sektion ist ... die Schönheit und Ursprünglichkeit der Bergwelt zu erhalten und dadurch die Liebe zur Heimat zu stärken ... Mittel, dies zu erreichen, sind insbesondere: ... , Eintreten für die Belange des Natur- und Landschaftsschutzes, Pflege der Heimat- und Naturkunde, ...“ Dies waren Zitate des Naturschutzreferenten aus der damals neu verabschiedeten Satzung der Sektion Rosenheim in seinem ersten Rechenschaftsbericht 1973. Weiter stand zu lesen: „Wir werden also unsere Aufgabe nicht nur darin zu sehen haben, Alpenpflanzen und -tiere zu schützen, sondern unsere Aufgabe besteht auch in handfestem Natur- und Landschaftsschutz! ... Dieser fordert ... die aktive Mitarbeit bei der Gestaltung des Berg-

landes durch bauliche und landschaftspflegerische Maßnahmen ...“

Dafür, daß diese damalige Äußerung eine ernsthafte Ansicht des Deutschen Alpenvereins ist, gerade in dem Jahr der Verabschiedung des Grundsatzprogramms zum Schutz des Alpenraums und gerade bei der Jahreshauptversammlung in Rosenheim, dafür mag die Wiederbegrünungsaktion der Sektion Rosenheim auf der Hochries stehen.

Worum handelt es sich? Zur Lösung des seit Bestehens des Hochrieshauses leidigen Trinkwasserproblems — vor allem im Winter — ließ die Sektion vom Tal aus eine Wasserleitung bauen. In dem aufgeschütteten Graben wurde auch noch ein Stromkabel für die Hochries-Seilbahngesellschaft verlegt.

In den Mittel- und Hochlagen der Bayerischen Alpen werden des öfteren derartige Baumaßnahmen ausgeführt. Meistens sind dies wie hier Versorgungsanlagen von Hütten, wie Strom- und Wasserleitungen, Kläranlagen, sowie Ausbau von Straßen und

Wegen, Erschließungen, wie Neubau von Straßen und Wegen, Schutzhütten und Unterkunftshäusern, Bahnen, Lifte und Abfahrten. Alle diese Maßnahmen stellen mehr oder weniger schwere Eingriffe in die Natur dar, sind sie doch alle mit Erdarbeiten verbunden.

Gerade wegen der extremen klimatischen Bedingungen, mit hohen Niederschlägen, bedeutet ein solches Aufreißen der geschlossenen Vegetationsschicht eine Erosionsgefahr erster Ordnung. Abgesehen von äußerst negativen Auswirkungen auf den Wasserhaushalt und die Land- und Forstwirtschaft, ergibt sich als Folgeerscheinung eine Störung des ökologischen Gleichgewichts, eine Verschandelung des Landschaftsbildes und eine Minderung des Erholungswertes. Aus Gründen der Landschaftspflege ist also eine sofortige Sicherung dieser Flächen, eine Rekultivierung mit Grasansaat und/oder Aufforstung notwendig.

Der ausführenden Baufirma wurde deshalb die Wiederbegrünung abverlangt. Diese wurde jedoch von ihr zu einem ungünstigen Zeitpunkt (Herbst 1973) mit uns unbekannter Grassamenmischung und unbekanntem Verfahren durchgeführt. Die Hoffnung, daß sich die etwa 5000 qm große Fläche 1974 begrünt, erfüllte sich nur an wenigen sehr geschützten Stellen. Die DAV-Sektion Rosenheim entschloß sich deshalb, zu einem günstigen Zeitpunkt 1975 eine neue Begrünung in eigener Regie durchzuführen. Die Seilbahn-Gesellschaft sagte ihre Hilfe zu. Mit der fachlichen und organisatorischen Gesamtleitung wurde der Naturschutzreferent betraut.

Als erstes galt es eine Fülle von Informationen zu beschaffen und diese dann abschließend auszuwerten, damit die Lage, die Maßnahmen und die Entscheidungen beurteilt und gefällt werden konnten. Rat wurde bei den Fachleuten des Landratsamtes, des Wasserwirtschaftsamtes, des Amtes für Landwirtschaft und Bodenkultur und des Forstamtes eingeholt. Praktiker von Firmen, die Begrünungen durchführten, gaben Tips dazu und halfen bei der Auswahl der verwendeten Materialien.

Welche Ergebnisse brachten nun die Recherchen?

1. Klima

Die Temperaturen haben ein jährliches Mittel von weniger als 4–5° C, während der Vegetationsperiode von 10–11° C. Niederschlagsmengen von 2000 bis 2500 mm/a und 800 mm/Vegetationsperiode, sowie die hohe Anzahl von Eistagen 50 d/a und von Frosttagen 140–160 d/a zeigen das rauhe Klima.

2. Untergrund

Der geologische Untergrund besteht hauptsächlich aus Hauptdolomit, weiters Wettersteinkalken und Raiblerschichten, damit auch Schutt dieser Formationen.

3. Boden

Eine eingehende Begehung der Trasse macht deutlich, daß nahezu auf der gesamten Länge über dem Rohrgraben selbst Schuttmaterial mit reichlich Erde vorhanden war (teils Rohhumus, teils Rohboden — lehmig). Dies führte an einigen Stellen, besonders im unteren Teil (nach der Abknickung) dazu, daß sich sowohl aus der 73er-Aussaart, als auch aus Graswasenresten spärlicher Grasbewuchs gebildet hatte.

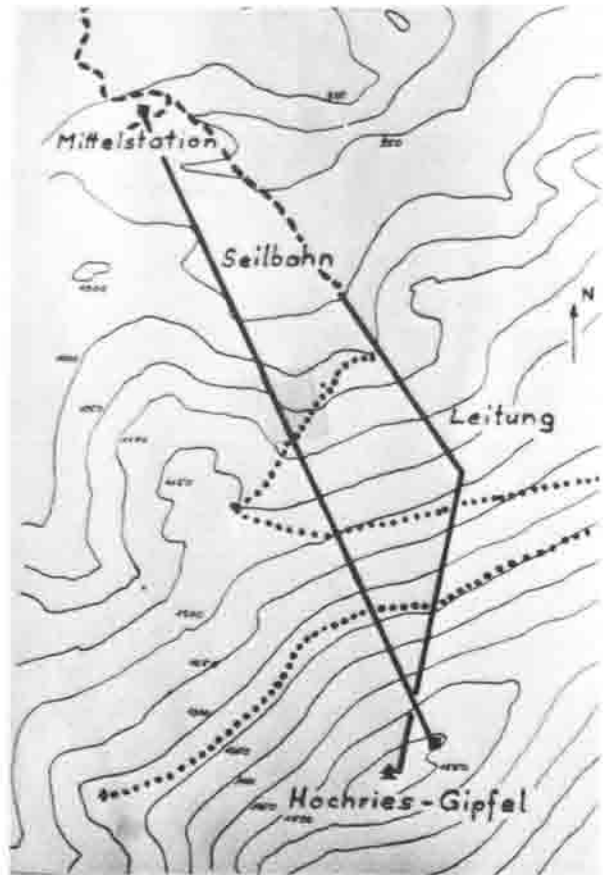
Im oberen Teil war dies nicht der Fall, doch zeigte das Vorhandensein von Erde, daß die Erosion nicht in dem befürchteten Ausmaß gewirkt hatte. Gerade dieser vom Tal her gut sichtbare Schrägeil der Trasse, der auch die größte Breite aufwies, hatte neben dem eigentlichen Rohrgraben breite Flächen von absolut humuslosem Aushubgesteinsmaterial.

4. Die Trasse

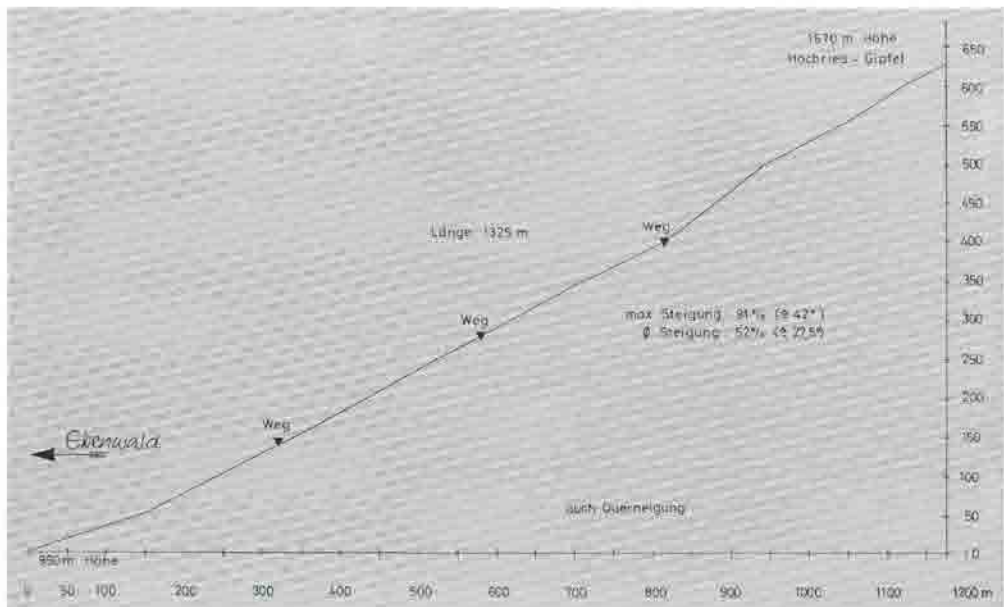
selbst hatte eine Länge von 1200 m bei einer durchschnittlichen Steigung von 52° \pm 27,5°. Dazwischen sind Steilstücke mit ca. 91° \pm 42° Steigung. Diese relativ steile Führung verläuft im Nordhang der Hochries mit geringer Abweichung gegenüber der Nordrichtung (oberer Teil: 800 m 10° östlich; unterer Teil: 600 m 40° westlich). Hieraus erklärt sich die jahreszeitlich geringe Besonnung dieser Trasse.

Bei einer Trassenkrone von einem bis mehreren Metern ergibt sich somit eine zu begrünende Fläche von ca. 5000 qm.

Rechts:
Die Trassenführung der Wasserleitung.



Unten:
Das Höhenprofil der
Wasserleitung.



5. Grassamenmischung

Ziel der Grassamenmischung sollte es an sich sein, eine standortgemäße Grasnarbe aufzuziehen. Einerseits gehören hierzu Sauer- und Riedgräser, deren Samen schlecht bzw. überhaupt nicht zu erhalten sind. Andererseits sind viele der angebotenen Süßgräser und Kräuter eben nicht standortgemäß. Deshalb achteten wir bei unserem Vorhaben auch stark auf die Zweckmäßigkeit der Samenzusammensetzungen. Annähernd standortgemäße Gräser erhielten den Vorrang, die tiefwurzelnd, anspruchslos, gut keimfähig und im Handel leicht erhältlich waren, und denen auch stickstoffbindende Pflanzen beigemischt waren, weil ständige Nachdüngungen entfallen sollten. Die Möglichkeit auch Bäume, wie Weißerle, Vogelbeere, Bergahorn, Lärche und Strobe zu pflanzen, schied wegen eventueller Reparaturen an der Wasserleitung aus. Eine weitere Alternative bot sich noch in der Zumischung von Samen für die Wildäsung. Dies aber konnte nicht Ziel der Sektion sein.

6. Zusätze: Bakterien

Wegen der biologischen Armut des Rohbodens bzw. Gesteinsschuttes empfahl es sich, besonders für die ausgebrachten Leguminosen, dem Samen Bodenverbesserungsmittel mit Bakterienkulturen beizugeben. Erst hierdurch werden die Leguminosen in die Lage versetzt, ihre Aufgabe als Stickstoffsammler zu wirken, schon von Anfang an zu erfüllen.

7. Bodenstrukturverbesserung

Damit die Mikroorganismen die an sie gestellten Aufgaben erfüllen konnten, mußte ihnen das nötige Mikroklima zur Verfügung gestellt werden. Dies galt insbesondere bei extrem sterilen Flächen. Hierzu wurden auch verschiedene synthetische Mittel angeboten, die gleichzeitig Bodenstruktur, Wasserhaushalt und Ionentausch verbessern sollten.

8. Düngung

Um den keimenden Graspflanzen auf armem Boden das Weiterwachsen gut zu ermöglichen, ist Düngung nötig. Aus verschiedenen Veröffentlichungen geht her-

vor, daß das Nährstoffverhältnis für Gräser 1:0, 3:0, 3 bis 1:0, 3:0,5 Stickstoff:Phosphor:Kali betragen soll. Die jährlich benötigte Gesamtstickstoffmenge beträgt 20—30 g/qm, manchmal bis 60 g/qm. Die Düngemittelmenge sollte sinnvollerweise in zwei Gaben pro Jahr verabreicht werden. Der Boden sollte einen pH-Wert von 6 haben.

Der relativ hohe Stickstoffverbrauch kann durch die gleichzeitige Aussaat von Leguminosen für spätere Zeiten gesichert werden. Allerdings empfehlen nahezu alle Stellen wenigstens eine Nachdüngung. Speziell für unser Unternehmen war deshalb ein Dünger notwendig, der bei hoher Konzentration (wegen des Gewichtes) schon annähernd die benötigte Nährstoffmischung enthält. Beim Ausbringen des Düngers war darauf zu achten, daß einerseits die jungen Pflanzen nicht durch zu hohe Konzentrationen geschädigt wurden, andererseits der Dünger nicht nutzlos abgeschwemmt wurde (Kostengründe). Demnach sollte genügend Dünger vorhanden sein, damit er seiner Aufgabe gerecht werden konnte und nur eine einzige Nachdüngung notwendig werden sollte.

9. Befestigung

Wegen der erwarteten Niederschläge und Starkregen schien es zweckmäßig, Saatgut und Düngemittel vor dem Abschwemmen zu schützen. Einerseits sollte die Wirkung der Starkregen auf Saat und Erdreich gemindert werden, darüber hinaus wollte man ein günstiges Mikroklima schaffen, andererseits durfte aber die Abdeckung das Wachstum nicht behindern. Ein vorteilhaftes Abdeckungsmaterial mußte verrottbar sein. Dies stellt eine langfristige und umweltgemäße Düngung dar. Die empfohlenen Materialien reichten von Plastikmatten bis zur bitumenbefestigten Strohmulchdecke. Da gerade diese Befestigungsmethoden hohen Arbeitsaufwand erforderten und schwer zu transportierende Materialien (Flüssigkeiten) erforderten, ging die Diskussion quer durch alle Stellen von der zwingenden Empfehlung bis zur Aufnahme des Risikos, keine Befestigung auszubringen und eventuelle Nacharbeiten in Kauf zu nehmen. Beachtenswert waren

auch die hohen Kosten der aufwendigen Verfahren.

Wie sollte man sich also den Erfolg sichern? Nach Abwägung der fachlichen Kriterien auf die realen Verhältnisse und unter der Berücksichtigung der Durchführungsmöglichkeit, entschloß man sich zu folgender Behandlung der Flächen:

Zur *Aussaat* wurde eine Skipistenmischung verwendet, die sich insbesondere in Hochlagen bei kargen Böden und extremen klimatischen Bedingungen bewährt hatte. Diese hochwertige und teure Mischung hätte eventuell auch gegen eine einfachere Zusammensetzung ausgetauscht werden können.

Der Samen wurde mit den von der gleichen Firma angebotenen *Bakterienkulturen* vermischt, damit die aufgehenden Leguminosen eher voll wirksam werden konnten.

Als *Dünger* wurde der Voldünger „Weidevollkorn“ verwendet, der zwar nicht ganz die ideale Zusammensetzung enthielt. Entscheidend für seine Verwendung war der Gehalt an weiteren Mineralien und Spurenelementen.

Zur *Bodenverbesserung* wurden Torfprodukte eingesetzt. Diese fördern die Bodenstruktur und das Mikroklima für Samen und Mikroorganismen.

Zur *Abdeckung* der Aussaat wurden in den schwierigen Hochlagen Heublumen verwendet, die neben Samen und Staub auch Heuhäckseln enthielten. Hierdurch war neben der Schutzwirkung auch eine Vermehrung der Aussaat gewährleistet. Darüber hinaus bildete das relativ schnell verrottbare Material eine Unterstützung der Düngegaben.

Die *Befestigung* der Aussaat gegen Witterungseinflüsse sollte in den steilen Hochlagen durch Aufspritzen eines Kunststofffilms durch eine Curasol-AH-Emulsion erfolgen. In den tieferen humusreicheren Lagen, die dazu noch längere Transportwege hatten und die auch noch klimatisch begünstigt waren, wurde keine besondere Befestigung ausgebracht.

Wie sollte man dieses Vorhaben durchführen? Eine ins Detail gehende Organisation war notwendig. Nach der Berechnung der Materialmenge und des Personalbedarfs, war man sich klar, daß mindestens 50 Helfer etwa zwei Tonnen Material und Werkzeuge (etwa 40 kg/Helfer) über z. T. weg-

loses Berggelände auf der Trasse zu verteilen hatten. Bei einer geringeren Zahl von Helfern hätte man, vom Gipfel aus talwärts arbeitend, zuerst die Hochlagen begrünt und die restlichen Teile zunächst ausgespart.

Das gesamte Material lagerte man zunächst am Hauptdepot bei der Talstation der Kabinenbahn zur Hochries. Alle Werkzeuge, wie auch Rucksack-Tragespritzen zum Ausbringen der Curasol-Emulsion, wurden uns vom Technischen Hilfswerk Rosenheim unentgeltlich zur Verfügung gestellt und ebenfalls beim Hauptdepot gelagert.

Arbeitsgruppen: Die gesamte Trasse wurde in 10 Abschnitte aufgeteilt. Die Markierung dieser Abschnitte erleichterte uns das Elektroversorgungsunternehmen, das in dem Rohrgraben gleichzeitig das Stromkabel verlegte und dieses durch gut sichtbare, in unregelmäßigen Abständen eingegrabene gelbe „Pilz“-Pfosten, gekennzeichnet hatte, die dann von uns durchnummeriert wurden.

Bei der Einteilung der 10 Abschnitte wurden die Steilheit des Geländes, die Transportwege und der geplante Arbeitsaufwand berücksichtigt.

Jeder Abteilung wurde ein Abteilungsleiter vorangestellt, dem in einer Anweisung genau die Aufgaben und Verhaltensweisen, Werkzeuganzahl, Materiallager und Arbeitsabfolgen beschrieben wurden.

Depots: Damit die Transportwege für die einzelnen Abteilungen nicht zu weit wurden, legte man neben dem Hauptdepot an der Gipfelstation ein Material- und Wasserdepot am oberen Seitenweg an. Hierzu mußten die Materialsäcke und -tonnen sowie die Wasserkannister aus der Kabine der Seilbahn abgeseilt werden. Werkzeuge lagerten ausschließlich beim Haupt- und Gipfeldepot.

Personal: Da man sich klar darüber war, daß mindestens 50 Helfer für den reibungslosen Ablauf der Aktion benötigt wurden, ging man schon rechtzeitig daran, in Veröffentlichungen unseres Sektionsblattes und durch Mundwerbung bei Sektionsabenden, Helfer zu aktivieren. Ein ausführlicher Bericht im Heft 21/Juni 75 sollte die letzten Wankelmütigen anfeuern und den Wartenden entsprechende Infor-

mationen liefern. Um auch Nichtmitglieder anzusprechen und den Aktiven den genauen Einsatzpunkt anzuzeigen, wurden ein Artikel und eine Ankündigung in der Lokalpresse veröffentlicht.

Überlegungen und Recherchen, wie die freiwilligen Helfer vor Schaden und Unfällen bewahrt und ob sie Versicherungsschutz genießen konnten, wurden angestellt. Auch machte man sich Gedanken, wie die Helfer entlohnt werden könnten.

Alle wichtigen Hinweise wurden auf einem Merkblatt zusammengefaßt und den Helfern bei der Anlaufstation (Parkplatz der Seilbahnstation) übergeben. Es wurden damit gleichzeitig die Helfer in die Abteilungen eingeteilt. Dabei wurde darauf geachtet, daß immer jeweils eine Arbeitsgruppe mit wenigstens fünf Helfern belegt wurde, ehe die nächste Gruppe zur Auffüllung anstand.

Mit der Kenntnis ihrer Abteilungsnummer und ihres Abteilungsleiters, konnten sich die Helfer bei ihren Abteilungsleitern melden, die sie an der Gipfel- bzw. Mittelstation erwarteten.

Nach getaner Arbeit wurde jedem Helfer von seinem Abteilungsleiter je ein Gutschein für eine Freifahrt mit der Seilbahn, für ein Bergsteigeressen und eine Maß Bier als Dank und Anerkennung für seinen Einsatz gegeben.

Es wurde noch in Erwägung gezogen, einen Omnibus von Rosenheim zur Talstation einzusetzen, um die Helfer zu fahren. Absprachen ermöglichten es aber, alle Helfer mit Privatwagen zu transportieren.

Bergwacht: Zur sofortigen Hilfe bei Unfällen konnte eine Gruppe der Bergwacht gewonnen werden, sich an Ort und Stelle bereit zu halten. Die Bergwachtmänner übernahmen darüber hinaus mit ihrem zweckentfremdeten Sommerakia wichtige Materialtransportaufgaben.

Zeitpunkt: In der Vorplanung erschien ein Termin für die Aktion Ende Mai — Anfang Juni von der Witterung her günstig zu sein. Eine lang dauernde Schneeschmelze in unserem Arbeitsgebiet, dem Hochries-Nordhang und die Berücksichtigung der Feiertage um Pfingsten des Jahres, zwang uns auszuweichen. Darüber hinaus mußte die Aktion an einem Samstag durchgeführt

werden, da nur an einem solchen Tag zu erwarten war, daß genügend freiwillige Helfer kommen.

Wir entschieden uns dann für den 21. Juni 1975, damit als Anreiz für die Helfer eine nächtliche, stimmungsfrohe Sonnwendfeier auf der Gipfelhütte geboten werden konnte. Bei ungünstiger Witterung, an die man allerdings nicht zu denken wagte, sollte die Aktion eine Woche später gestartet werden.

21. Juni 1975

Am Vorabend des Einsatztages waren in einer speziellen Ausschußsitzung mit den Abteilungsleitern auf dem Hochries-Gipfelhaus noch einmal alle Einzelheiten durchgesprochen worden. Zweifelhafte Hochrechnungen über zu erwartende Helferkolonnen hatten eher zur Verwirrung beigetragen.

Der 21. Juni, der längste Tag, wollte an diesem Morgen der Sonne nicht so recht den Vortritt lassen. Nebelschwaden zogen mit einem kühlen Wind um die Wipfel. Manche Nebeltropfen wurden voreilig pessimistisch als Regentropfen gedeutet. Der Count-Down war abgelaufen. Nun konnte man nur noch am Gipfel warten.

Währenddessen trafen sich um 6.45 Uhr in Rosenheim, Brixstraße, beherzte Frauen und Männer, verteilten sich auf die Privatwagen und rollten zur Talstation. Dort wurden sie den verschiedenen Abteilungen zugeteilt.

Die erste mit Helfern vollgestopfte Gondel, die auf der Bergstation um 8.30 Uhr einfuhr, brachte uns die ersehnte Erleichterung. Von jetzt an konnte das Uhrwerk laufen. Und es lief! Eine Bäckerei hatte noch einen Sack voll Semmeln und Brezen mitgeschickt, die gleich verteilt wurden.

Der nebelige Tag mit seiner etwas kühlen Witterung und der leicht feuchte Boden bildeten die ideale Grundlage für unser Vorhaben. Wie bei einer Ameisenkarawane arbeiteten die Helfer eifrig und zielbewußt. Träger, mit Kraxen und Skistöcken ausgerüstet, schleppten Material. Die anderen bereiteten in der Zwischenzeit den Boden für die Aussaat vor. Sie sammelten die groben Steine und legten Wasserausleiter an. Sie rauhten den Boden auf. Torf wurde



Die Sonne hatte an diesem Morgen um ihren Vortritt zu kämpfen.

Foto: F. Steitmayer

gestreut und eingearbeitet, der Dünger verteilt. Der Gruppenleiter übernahm meist selbst die Ansaat. Mittlerweile holten andere das Curasol-Wasser-Gemisch, während die Zurückgebliebenen die Heublumen als Abdeckung verteilten.

Unsere Pressereferentin machte Fotoaufnahmen. Ebenso ein Fotoreporter der Presse.

Ein kleiner Zwischenfall, gegen den auch eine gute Organisation nicht gefeit ist: Eine übereifrige Gruppe nahm sich einen Sack zuviel mit zu ihrem Einsatzort und die Gruppe 4 suchte vergeblich ihren Samen. Erst unserer Pressereferentin gelang es, den verschwundenen Sack wieder aufzutreiben.

Eine andere Gruppe hielt sich nicht an den vorgeschriebenen Einsatz- und Arbeitsplan. Hier traten deshalb Schwierigkeiten auf, die nur durch vermehrte Arbeitsleistung anderer Gruppen wieder wettgemacht werden konnten. Ansonsten lief alles wie am Schnürchen. Gegen 15 Uhr trafen bereits die ersten Abteilungen nach getaner Arbeit am Gipfelhaus ein, um die wohlverdiente Mahlzeit einzunehmen. Manch einer blieb anschließend oben, um die Sonnwendfeier mit zu erleben.

Negativ muß vermerkt werden, daß einige nicht zu identifizierende Abteilungen ihre leeren Plastik- und Torfsäcke liegen ließen oder gar unter Latschen versteckten. Hätten nicht nachfolgende Gruppen auch diese Säcke zu den Leergutsammelstellen gebracht, wäre der Sinn der Aktion gefährdet gewesen.

Die Witterung war dem Vorhaben günstig, obgleich in dieser Zeit einige Gewitter auf der Hochries niedergingen, denen jedoch die Aussaat wegen ihrer Befestigung standhielt. Die warme Witterung trug zu einem Treibhausklima bei. Schon nach 14 Tagen konnte die erste Erfolgsmeldung gegeben werden. Einige Wochen später konnte die Aktion als für 1975 geglückt betrachtet werden.

Trotz unserer Hinweisschilder, die die Bergwanderer darauf hinwiesen, daß es sich um eine frisch begrünte Rohrtrasse handelt, mißachteten viele die Aufforderung, diese Trasse nicht zu betreten, sondern nutzten sie als zweifelhaft bequemen Auf- und Abstieg. Hierdurch wurde erheblicher Schaden angerichtet. Erst nach einer unschönen Absperrung mit rot-weißen Baustellenschnüren, konnte sich die Aussaat erholen.

Ein Bubenstück erlaubten sich Bergrowdies, die ein am Seitenweg zurückgebliebenes volles Curasolfaß, das später wieder mit der Seilbahn aufgeseilt werden sollte, mutwillig den Hang hinunter warfen. Durch die heftigen Stöße platzte der Deckel auf und der zwar unschädliche Inhalt ergoß sich über die Latschen. Der wochenlang sichtbare Fleck kostete uns über 400,— DM.

Bei einer Behördenbegehung am 5. 8. 1975, an der Vertreter des Landratsamtes und des Wasserwirtschaftsamtes, des Architekturbüros der Baufirma und der Sektion teilnahmen, zeigten sich die Behördenvertreter überrascht von dem in ihren Augen



Tragen als „natürliche Rasenmäher“ zum Erfolg bei.

Foto: A. Kaiser

unerwartet guten Gelingen der Begrünnungsaktion.

Im Folgenden wurden Überlegungen angestellt, wie die Weiterbehandlung der Flächen durchgeführt werden konnte. Zur Sicherung der erfolgreichen Aussaat für die Zukunft, entschloß man sich, das junge Gras im Herbst zur besseren Stockung und als Schutz vor Wassererosion zu mähen und im darauffolgenden Frühjahr zu düngen. Die Tatsache jedoch, daß die von uns angesäten Süßgräser und Kleesorten für bestimmte Tiere wesentlich wohlschmeckender als die benachbarten Sauergräser waren, enthob uns dieser Sorge. Reh- und Rotwild hielt durch ständige Äsung unseren „Rasen“ als lebendiger „Rasenmäher“ immer auf 5 cm kurz, was zu einer guten Stockung des Bewuchses führte.

Zu Pfingsten des folgenden Jahres, also 1976, wurde in einem Arbeitseinsatz von

verschiedenen Gruppen an verschiedenen Tagen die gesamte Arbeitsfläche noch einmal gedüngt.

Von der Sektion wurde schließlich der Vorschlag erarbeitet, wonach die Pflege der Trasse zwischen ihr und der Seilbahngesellschaft aufgeteilt wurde. Die Sektion übernahm die „alpinere“, die obere Hälfte der Trasse.

Letztlich muß neben diesem beispielhaften und erfolgreichen Einsatz für die Landschaft auch von Kosten gesprochen werden, die bei aller Berücksichtigung bei etwa 1,50 DM/qm lagen. Beachtenswert ist dabei allerdings noch, daß alle Aufwendungen von der Sektion und der Seilbahngesellschaft getragen wurden und öffentliche Mittel nicht einmal zu erwarten waren.

*Anschrift des Verfassers: Josef Thaler,
Breitensteinstraße 2, D-8200 Rosenheim*

Ausbildung oder Unterhaltung

ALFRED SIEGERT

Ausbildung im DAV, eine zentrale Aufgabe oder eine Randerscheinung im Vereinsleben? Welche Bedeutung sollte der größte alpine Verband der Ausbildung seiner Mitglieder heute beimessen?

Angesichts der Vielfalt im Vereinsleben der Sektionen kann nur eine differenzierte Antwort gegeben werden. Die Notwendigkeit der Ausbildungsmaßnahmen ist dabei unbestritten, die Frage stellt sich vielmehr nach dem „Was“ und dem „Wie“. Einflüsse der Zeit machen auch vor dem DAV nicht halt. Eine verstärkte Konsumhaltung breiter Bevölkerungsschichten erfaßt den privaten Bereich ebenso wie das traditionelle Vereinsleben. War es früher selbstverständlich, daß jeder seinen Teil am Gelingen der Gemeinschaftstour, am zünftigen Hüttenabend, am Sektionsfasching beitragen mußte, so beurteilt heute so mancher die Sektion nach dem, was „geboten“ wird, nach der Anzahl der Gelegenheiten des passiven Konsums. Will der DAV die Wünsche seiner Mitglieder nach einem breitgefächerten Angebot erfüllen, so muß er einerseits sein Angebot auf den Großteil seiner Mitglieder ausrichten, darf aber andererseits die Aufgaben der Zukunft nicht ausschließlich auf dem Dienstleistungssektor sehen.

Service in der Ausbildung für die Mitglieder des DAV sollte also in zweierlei Hinsicht zu verstehen sein: Der eine Teil muß den Ausbau des bisherigen Angebots für die Mitglieder verstärken. „DAV, mein Partner in den Bergen“ darf kein inhaltsleerer Werbespot bleiben, sondern muß mit konkreten Maßnahmen gefüllt werden. Qualitative und quantitative Verbesserung von Basiskursen, Grundkursen in Fels, Eis und Winter und Führungen bleiben nach wie vor das Bemühen der Verantwortlichen im DAV.

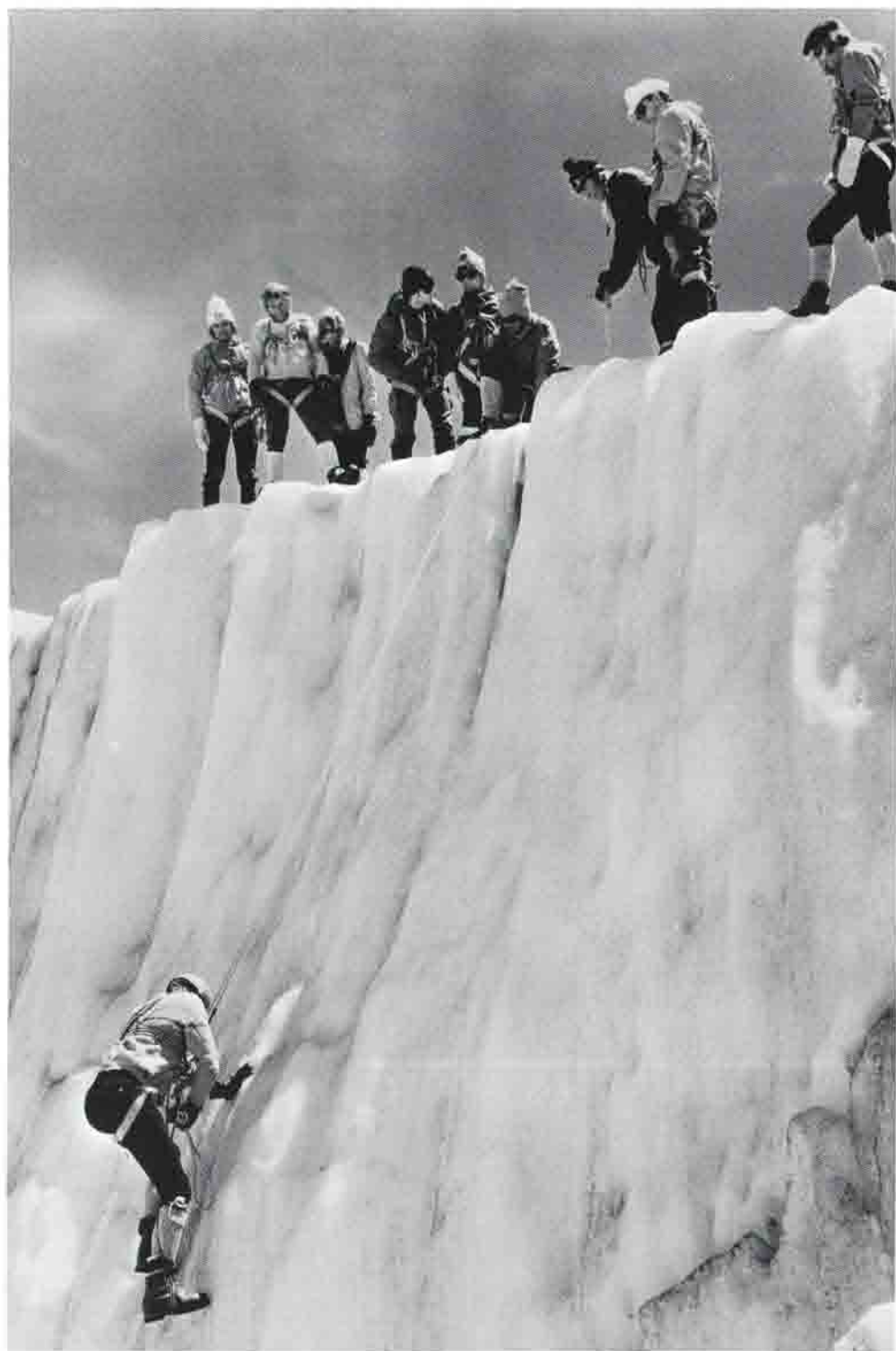
Zum anderen Teil sollten Konsumhaltung, passive Einstellung gegenüber Mitmenschen und Natur bewußt gemacht und verändert werden. Nur durch aktive Auseinanderset-

zung mit der Mitwelt haben wir die Chance, das Bergsteigen von einer technisch lös- baren Aufgabe zu einem umfassenden Erlebnis des Menschen zu machen. Dies erscheint um so wichtiger, als die Bereitschaft, sich für das Bergsteigen zu engagieren, eine Voraussetzung für ein aktives Vereinsleben darstellt.

Die Erwartung, „sich unterhalten zu lassen“, ist auch unter Bergsteigern immer häufiger anzutreffen. Viele gehen auf Hütten, weil es dort „zünftig“ zugeht, ohne selbst etwas beizutragen. Aktivität, Spontaneität des Einzelnen in eigentlich alltäglichen Situationen nehmen in solchen Fällen bereits, wenn auch ungewollt, Bühnencharakter an. Bringen wir nicht die Besucher zur Erkenntnis, daß ein schöner Hüttenabend von der eigenen Bereitschaft zu handeln abhängt, so ist es eine Frage der Zeit, wann Bergsteigen in eingezäunten Reservaten ausgeübt und von geistig und körperlich trägen, aber sensationslüsternen Zuschauern betrachtet wird.

Die klassische Form der Ausbildung im DAV setzt sich zum Ziel, allen interessierten Mitgliedern die Hilfestellung zum richtigen Verhalten im Gebirge zu geben. In Kursen vermitteln bergerfahrene und gelegentlich auch pädagogisch geschulte Bergsteiger das notwendige Wissen und Können zur Durchführung selbständiger Bergfahrten. Ergänzt werden diese Kurse mit der Organisation von Führungstouren im herkömmlichen Stil bis hin zu Sektionsausflügen mit größeren Gruppen. Zu Recht erwarten die Teilnehmer an solchen Veranstaltungen, daß hier perfekte Organisation durch den Veranstalter geleistet wird. Arbeiten des Sicherheitskreises, methodische Konzepte der Berg- und Skischule des DAV waren Voraussetzungen für solche qualitative Kursarbeit. Zufälligkeiten in der Vermittlung von alpinem Wissen und Können sind damit weitgehend ausgeschaltet.

Was bleibt, ist das Überdenken der grundsätzlichen Konzeption. Reicht es heute noch aus, technische Probleme während des Kurses in den Vordergrund zu stellen? Das Beherrschen von Sicherungstechniken, Hakenschlagen, Bergrettung ist ein (notwendiger) Teil des Bergsteigens, aber eben nicht mehr als ein Teil. Selbständiges Bergsteigen



beinhaltet, wenn es als Kursziel ernstgenommen sein soll, die aktive Auseinandersetzung der Kursteilnehmer sowohl mit der Technik, als auch der Natur und dem Mitmenschen. Gerade aber die beiden letztgenannten Bereiche werden zugunsten technischer Probleme zurückgedrängt. Gelegentlich bereiten sich Bergsteiger, privat oder in Kursen, in künstlich angelegten Klettergärten auf das Bergsteigen vor. Da an solchen Anlagen sowohl technische Inhalte des Kletterns als auch motorische Fertigkeiten gut trainiert werden können, aber die Auseinandersetzungen mit allen Erscheinungen der Natur (Wetter, Höhe, Eigenarten des Gesteins, Routen, Länge der Tour . . .) und die Beziehung zum Seil- oder Berggefährten nicht nötig sind, treibt das Klettern hier oft seltsame Blüten. Längst haben Spezialisten der Klettergärten die Fertigkeiten von Spitzalpinisten, entwickeln Bärenkräfte und meistern mit erstaunlicher Geschicklichkeit die letzten Probleme, aber nur in Klettergärten. Im Gebirge bleibt häufig ein Erfolg aus, wenn plötzlich tausend Dinge eine Rolle spielen: die Route, der brüchige Fels, Wetter oder der Seilpartner. So sind nicht selten Klettergartenspezialisten zu beobachten, die am Betonklotz Meister, aber im Gebirge Anfänger sind. Sie haben nie das Bergsteigen in der Vielfalt seiner Erscheinungsformen erlebt und akzeptiert.

Die Verwirklichung dieser Ziele bedeutet ein grundsätzliches Umdenken. Lautete die Frage des Ausbilders bisher: Was kann ich tun, um das Bergsteigen oder Klettern für den Teilnehmer sicher zu machen, so muß er sich in Zukunft überlegen: wie kann ich die Fähigkeit, das Bergsteigen als Gesamterlebnis zu begreifen, schulen und welche Lerninhalte sind dazu notwendig.

Das bedeutet, daß die Bergführer und Lehrer über die perfekte Beherrschung von Kletter- und Führungstechnik hinaus auch in der Beeinflussung zwischenmenschlicher Beziehungen ausgebildet werden müssen. Eine Ausbildung, die das Bergsteigen als Erlebnis des Menschen in den Vordergrund rückt, setzt demnach an der Person an und umfaßt auch Themen, die nicht unmittel-

bar zur Bewältigung von Touren erforderlich sind. Sie will den Kursteilnehmer in die Lage versetzen, das Bergsteigen als Zusammenwirken sowohl von Technik als auch Mensch (Leistungsfähigkeit, Motivation) und Natur zu betrachten. Diese Zielsetzung ist auch eine Herausforderung an die Methodik. So genügt es nicht mehr, den Bewegungsablauf eines Kletterers allein durch häufiges Wiederholen zu optimieren. Die geistige Mitarbeit bei der manuellen Tätigkeit Klettern gewinnt bei den stets wechselnden Bedingungen dann zunehmend an Bedeutung, wenn als Ziel eben immer wieder neue Touren in fremden Gebieten stehen.

Lernt ein Bergsteiger Methoden der Bergrettung kennen, so ist ihm wenig geholfen, wenn er sich die Verfahren gedankenlos aneignet. In der Anwendung sind vorgegebene Verfahren immer wieder nach den örtlichen Gegebenheiten zu variieren. Passen nun ein vorgegebenes „Rezept“ und örtliche Besonderheiten nicht zusammen, wird der unselbständige Wiederholer scheitern.

Dies bedeutet für die Ausbildung: kein Anbieten von Rezepten, kein stereotypes Einüben motorischer Fertigkeiten, sondern auch geistige Mitarbeit auf der Suche nach Lösungsprinzipien sowie Kennenlernen der Faktoren, die Entscheidungen beim Bergsteigen beeinflussen müssen. Der Lernende muß in einem Kurs weniger technische Fertigkeiten als seine Entscheidungsmöglichkeiten in den stets wechselnden Bedingungen des Bergsteigens trainieren. Damit ist der Mensch mit allen seinen Fähigkeiten gefordert, er versteht das Bergsteigen als aktive Auseinandersetzung mit sich selbst und seiner Umwelt. Nur so kann das Bergsteigen als Ausdruck einer aktiven Lebensform eine echte Alternative zu Konsumhaltung und passiver Lebensform sein und damit eine Ausgleichsfunktion zum täglichen Leben einnehmen.

*Anschrift des Verfassers: Alfred Siegert,
c/o Deutscher Alpenverein,
Praterinsel 5, D-8000 München 22*

Schütze Deinen Kopf — Du hast nur einen!

*Eine Untersuchung der wichtigsten
Güteeigenschaften derzeit auf dem Markt
befindlicher Helmmodelle*

PIT SCHUBERT

Der Mensch erkannte schon in grauer Vorzeit den Wert seines Kopfes. Andernfalls hätte er ihn nicht durch widerstandsfähige Kopfbedeckungen zu schützen gesucht. Schon auf uralten Kriegerdarstellungen ist solcher Kopfschutz zu erkennen. Von den Assyrern, die vor etwa 5000 Jahren lebten und denen die Geschichtsforscher die erste Hochkultur nachsagen, weiß man, daß auch sie schon Helme trugen. Anfangs war der Kopfschutz meist auch ein Kopfputz, in grauer Vorzeit aus Leder, heute aus Stahl. Als die Menschen immer wirkungsvollere Waffen entwickelten, mußte zwangsläufig auch die Qualität der Helme besser werden. Der Mensch hatte also alsbald erkannt, daß es wohl klüger sei, den Kopf vor unerwünschter Gewalteinwirkung zu schützen, als für derlei Fälle auf mutationsbedingte Stärkung der Schädeldecke zu warten. Dieser Gedankenprozeß machte nicht einmal vor den Bergsteigern (sprich Fels- und Eiskletterern) halt.

Die Natur jedenfalls, die den übrigen Knochenbau des Menschen in so genialer Weise konzipierte, hatte wohl nicht damit gerechnet, daß sich eben dieser homo sapiens einmal — der gefahrlos gewordenen Umwelt überdrüssig — in steile Fels- und Eiszonen wagen würde. Denn nur einer herabfallenden Baumfrucht ist unsere dünne Schädeldecke gewachsen. Deshalb wächst auch die gewichtige Kürbisfrucht auf dem Erdboden und nicht etwa in Baumkronen.

Historie

Der Münchner Bergsteiger Paul Hübeler entwarf schon in den 30er Jahren einen Schutzhelm für des Bergsteigers Haupt. Es blieb jedoch zwanzig Jahre lang bei dem Entwurf. Geeignete Materialien fehlten. Brauchbare Kunststoffe gab es noch nicht und Duraluminium war durch Rüstungs-

anstrengungen der damaligen Machthaber nicht verfügbar. Erst Anfang/Mitte der 50er Jahre konnte Hübeler seinen alten Entwurf wieder aufgreifen. Es entstand ein erster Helm aus Aluminium, der vom führenden Sporthaus Schuster (München) 1954 auf den Markt gebracht wurde. Zu dieser Zeit aber hatte der Siegeszug der Kunststoffe bereits begonnen. Was war naheliegender als den Kunststoff auch zum Wohle der Bergsteiger und Kletterer nutzbar zu machen. Schon ein Jahr später kam — vertrieben vom gleichen Sporthaus — der erste Helm mit Kunststoffschale auf den Markt. Der technische Durchbruch war gelungen. Doch die Bergsteiger und Kletterer waren vorerst zurückhaltend. Es dauerte noch ein gutes halbes Jahrzehnt, bevor sich breitere Bergsteigerkreise mit diesem Kopfschutz anfreundeten.

Nachdem die Industrie das Sicherheitsbedürfnis der Bergsteiger erkannt hatte, begann sie kräftig mitzumischen. Alsbald wurden die angebotenen Helmmodelle zahlreicher. Auch die UIAA (Union International des Associations d'Alpinisme = internationaler alpiner Dachverband) trat auf den Plan. Ihre Materialkommission erarbeitete bereits Mitte der 60er Jahre einen Helmnorm-Entwurf, der aber — da (laut UIAA wörtlich) „... die Hersteller nicht an einem Gütezeichen (ähnlich UIAA-geprüften Seilen, Anmerkung der Red.) interessiert sind...“ — im Oktober 1968 wieder auf Eis gelegt wurde. Die Industrie wollte keine Helme für eine vergleichende Untersuchung (Grundlage für eine Norm) zur Verfügung stellen, und die UIAA hatte kein Geld, um dies selbständig durchführen zu können. So blieb jedwede Initiative zur qualitativen Verbesserung der Helme vorerst der Industrie überlassen. Die aber läßt sich — das darf hier einmal unterstellt werden — lieber von merkantilen Gesichtspunkten leiten als von qualitativen.

Im Winter 1973/74 führte dann der Sicherheitskreis im DAV eine Qualitätsuntersuchung an zehn verschiedenen Helmtypen in- und ausländischer Hersteller mit dem Ziel durch, das Thema „Helm-Normung“ wieder einer Diskussion zuzuführen. Der Sicherheitskreis stand vor den gleichen Problemen wie seinerzeit die

UIAA, doch packte er — dank des finanziellen Rückhalts durch den DAV — die Probleme anders an. Er trat zwar auch bittend an die Industrie heran, ihre Erzeugnisse zur Verfügung zu stellen, doch dort, wo er kein Gehör fand, wurden die Helme kurzerhand im nächsten Sporthaus beschafft. Vor allem wurde das Untersuchungsergebnis veröffentlicht¹⁾, was Hersteller, Verkäufer und Käufer hellhörig werden ließ. In den folgenden Jahren wurde das Angebot dann auch noch auffallend breiter. Doch die qualitativ weniger guten Helme verschwanden nicht vom Markt. Da die Hersteller glaubten, konkurrenzfähig bleiben zu müssen, versuchten sie ihr Glück mit einem breiteren Angebot. Bezeichnend für diese Qualitätssituation auf dem Helmmarkt ist die Tatsache, daß ein Fabrikant, der mit seinem teuren Modell (Joe Brown) bei der Untersuchung 1973/74 am besten abschnitt, nun auch ein zweites qualitativ weniger gutes und deshalb billigeres Modell auf den Markt gebracht hat. Verständlich. Denn so lange billige Helme auf dem Markt angeboten werden, sinken die Absatzchancen für teure (bessere) Helme, wenn diese als solche nicht gekennzeichnet sind. Umgekehrt produzieren andere Hersteller (Boeri) neben einem billigen Helm jetzt noch ein zweites, qualitativ etwas besseres und damit teureres Helmmodell. Der unbedarfte Käufer weiß nichts von den Qualitätsunterschieden. Er kann sich nur von der vagen Vorstellung leiten lassen, der teurere Helm sei wohl auch der bessere. Das kann sich erst mit Einführung eines Gütezeichens für letztere ändern.

Im Herbst 1975 stellte der DAV deshalb in der UIAA-Sicherheitskommission den Antrag, eine Subkommission „Helme“ zu gründen, deren Aufgabe es sei, den alten Helmnorm-Entwurf wieder auszugraben und einen neuerlichen Entwurf zu erarbeiten. Der Antrag wurde angenommen. Der Subkommission gehören je ein Vertreter aus der UdSSR, CSSR, Österreich (ÖAV), Frankreich (CAF), England (BMC) und der Bundesrepublik (DAV, Sicherheitskreis) an. Letzterem obliegt die Federführung. Die Subkommission tagte inzwischen zweimal (in Wales und in Prag). Der Entwurf ist im

großen und ganzen fertiggestellt. Um die Qualitätsanforderungen auf eine solide Grundlage zu stellen — es wäre verfehlt, Normwerte zu fordern, die die Industrie nicht realisieren kann — führte der Sicherheitskreis im Sommer 1977 abermals eine vergleichende Helmuntersuchung an 18 verschiedenen Helmtypen des europäischen Marktes durch. Das Ergebnis ist nachfolgend zusammengefaßt. Durch das schleppende Genehmigungsverfahren in den Legislativgremien der UIAA ist nicht damit zu rechnen, daß die Norm vor 1980 erscheinen wird.

Bis dahin kann die vorliegende Untersuchung dem Käufer (Verbraucher) doch einige Anhaltspunkte hinsichtlich qualitativer Unterscheidungsmerkmale bieten. Dies ist kurzfristig mit diesem Beitrag auch gewollt. Die aus Sicherheitsgründen ratsame Information der AV-Mitglieder läßt die Kosten (knapp in Höhe einer fünfstelligen Zahl), die der DAV allein trug, gerechtfertigt erscheinen.

Was haften Schädel und Wirbelsäule aus?

Nicht allzu viel. Außerdem sind sich Mediziner und Techniker noch nicht ganz einig. Bisher veröffentlichte, für den menschlichen Schädel zulässige Belastungswerte schwanken zwischen 386 kp und 1000 kp, kurzzeitig natürlich²⁾. In der Kraftfahrerschutzhelm-Norm (DIN 4848) ist sogar von einem Wert in Höhe von 2000 kp zu lesen. Die Industrieschutzhelm-Norm (DIN 4840) ist hingegen nur für eine Grenzkraft von 500 kp ausgelegt. Der UIAA-Helmnorm-Entwurf sieht eine Grenzkraft von 1000 kp vor.

Auch die Wirbelsäule ist — von der Natur sonst so gut durchdacht — für energiereiche Schläge von oben nicht konzipiert. Die Druckfestigkeit der Halswirbel beträgt

¹⁾ Tätigkeitsbericht 1971/73, herausgegeben vom Sicherheitskreis im DAV, 1974 (1. Auflage); eine 2. Auflage mit einigen Ergänzungen und einer Summary-Übersetzung in sechs verschiedenen Sprachen (engl., franz., ital., span., russisch und tschechisch) erschien im Herbst 1975; zu beziehen vom DAV, Praterinsel 5, D-8000 München 22; Preis DM 10,— (so lange Vorrat reicht).

²⁾ Siehe ¹⁾, Seite 25/26.

nur etwa 300 kp, die der Brust- und Lendenwirbel mehr³⁾). Doch — die Kette ist nur so stark wie ihr schwächstes Glied.

Untersuchungsergebnis

Die vorliegenden Ergebnisse der Helmuntersuchung wurden nach den gleichen Prüfkriterien der vom Sicherheitskreis 1973/74 durchgeführten Untersuchung ermittelt. Es wurde die gleiche Fallprüfanlage⁴⁾ verwendet, ebenfalls nach den gleichen Kriterien die Randstabilität⁵⁾ ermittelt. Die Seitenstabilität⁶⁾ — von weniger Aussagekraft — wurde zwar ermittelt, auf eine Veröffentlichung der Werte aber verzichtet.

Bei der Untersuchung 1973/74 wurde das Arbeits-(Energieaufnahme-)vermögen der Helme von oben bei einer Grenzkraft von 800 kp ermittelt. Nach reiflichem Überdenken schien es ratsam, diesen Grenzkraftwert auf 1000 kp zu erhöhen. Um dem Leser einen Vergleich mit dem Ergebnis der Untersuchung 1973/74 zu ermöglichen, ist das Arbeitsvermögen der Helme sowohl für eine Grenzkraft von 1000 kp wie auch für eine solche von 800 kp angegeben (A₁₀₀₀ bzw. A₈₀₀).

Ergänzend zur Untersuchung 1973/74 wurde dieses Mal auch die Lüftung der Helme einer Prüfung unterzogen. Geprüft wurde, ob das Kaminprinzip von ausreichendem Querschnitt vorhanden ist oder ob nur einige wenige kleine Luftlöcher eine geringe Luftzirkulation zulassen.

Der Kinnbandsitz wurde analog zur Untersuchung 1973/74 ermittelt⁷⁾. Nur zwei Helme (Galibier-Standard und Boeri-Standard) ließen sich auch bei einwandfrei angelegtem Kinnband sehr leicht vom Kopf schieben. Die Art und Haltbarkeit der Kinnbandschnalle hingegen wurde nicht untersucht.

Ergänzend zur Untersuchung 1973/74 wurde je ein Helm 10 Stunden lang (= eine Biwaknacht) einer Temperatur von -22°C ausgesetzt. Die Helmschale der

italienischen Modelle Cassin, Camp, Boeri-Standard, Boeri-Super, AGV, zerbrach bei anschließendem leichten Schlag mit einem Kletterhammer meist in einzelne Stücke. Ihre Helmschale besteht aus dem Kunststoff ABS (Acrylnitril-Butadien-Styrol), der bei Minustemperatur seine Schlagzähigkeit verliert. Bei allen anderen Helmmodellen war dergleichen auch nach drei kräftigen Hammerschlägen nicht zu beobachten. Nach Aussage der Firma Römer (Neu-Ulm) wird — ungeachtet des hohen Preisniveaus anderer Materialien — dieser Werkstoff bei Römer-Produkten grundsätzlich nicht verwendet.

Der besseren Verständlichkeit wegen wurde bei der vorliegenden Untersuchung die neue Kraft-Maßeinheit „N“ (Newton) noch nicht verwendet. Der technisch versierte Leser wird sich die Werte umrechnen können, den unbedarften Leser könnte es nur verwirren.

Zur Beurteilung des Arbeitsvermögens sei für den weniger fachkundigen Leser vermerkt, daß die Qualität eines Helmes mit der Größe des Arbeitsvermögens (A₈₀₀ bzw. A₁₀₀₀, gemessen in mkp) steigt. Je höher dieser Wert, desto besser der Helm.

UIAA-Helmnorm-Entwurf

Augenblicklich fordert der Entwurf ein Arbeitsvermögen von 10 mkp bei einer Grenzkraft von 1000 kp. Da die technischen Möglichkeiten hinsichtlich einer Erhöhung des Arbeitsvermögens bei Helmen derzeit noch nicht als erschöpft gelten können, ist damit zu rechnen, daß die Hersteller ihre Produkte bis zum Erscheinen der Norm verbessern werden. Eine parallel-laufende Erhöhung des künftig zu fordernden Arbeitsvermögens ist deshalb im Bereich der Möglichkeit. Darüber hinaus kann auch die Norm bei Erscheinen für den Zeitpunkt von zwei oder drei Jahren später bereits höhere Werte fordern. So darf der derzeit zur Diskussion stehende Wert des zu fordernden Arbeitsvermögens sicher als zu erwartender Minimalwert betrachtet werden.

Eine Prüfung bei Minustemperatur (-20°C) ist in jedem Fall zu erwarten.

Legt man allein diese beiden Prüfkriterien derzeit zugrunde, können von den 18 hier

³⁾ Siehe ¹⁾, Seite 26.

⁴⁾ Siehe ¹⁾, Seite 27/28.

⁵⁾ Siehe ¹⁾, Seite 29/30, und 49 bis 57 und 58.

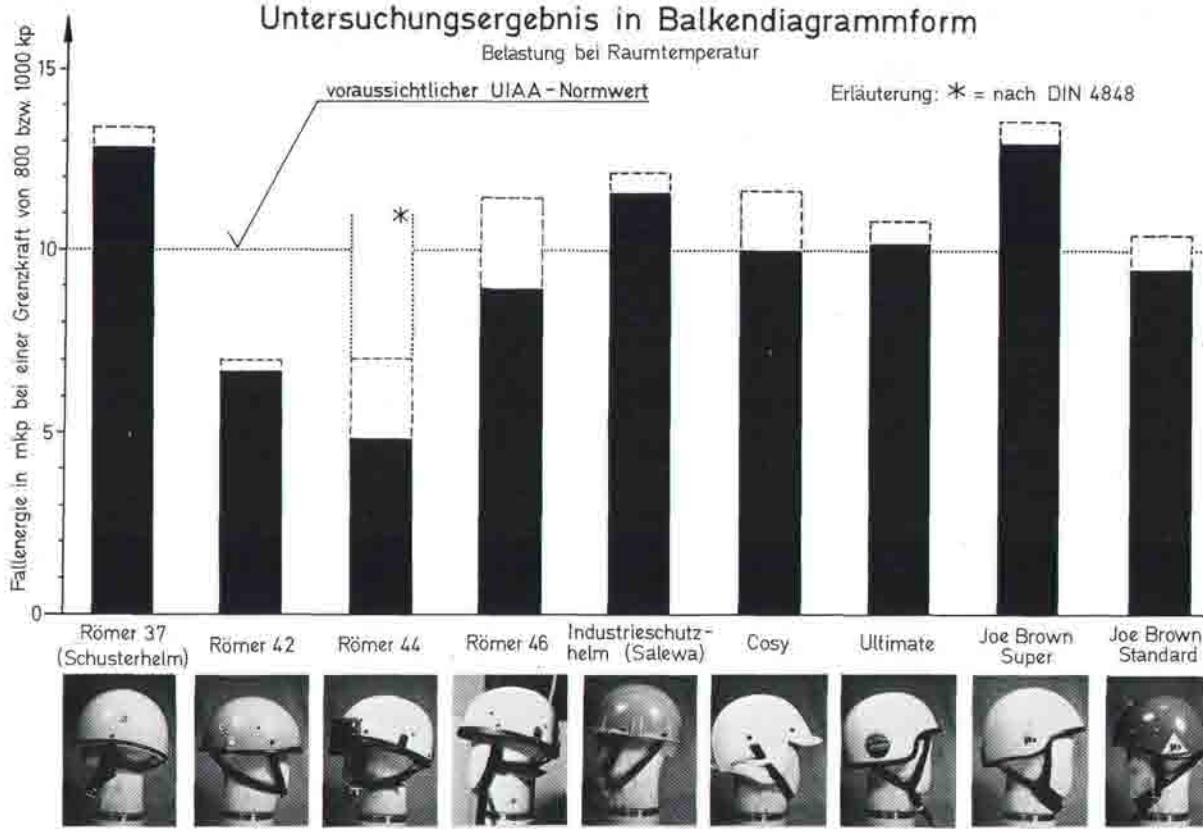
⁶⁾ Siehe ¹⁾, Seite 29, 47 und 58.

⁷⁾ Siehe ¹⁾, Seite 30 und 57.

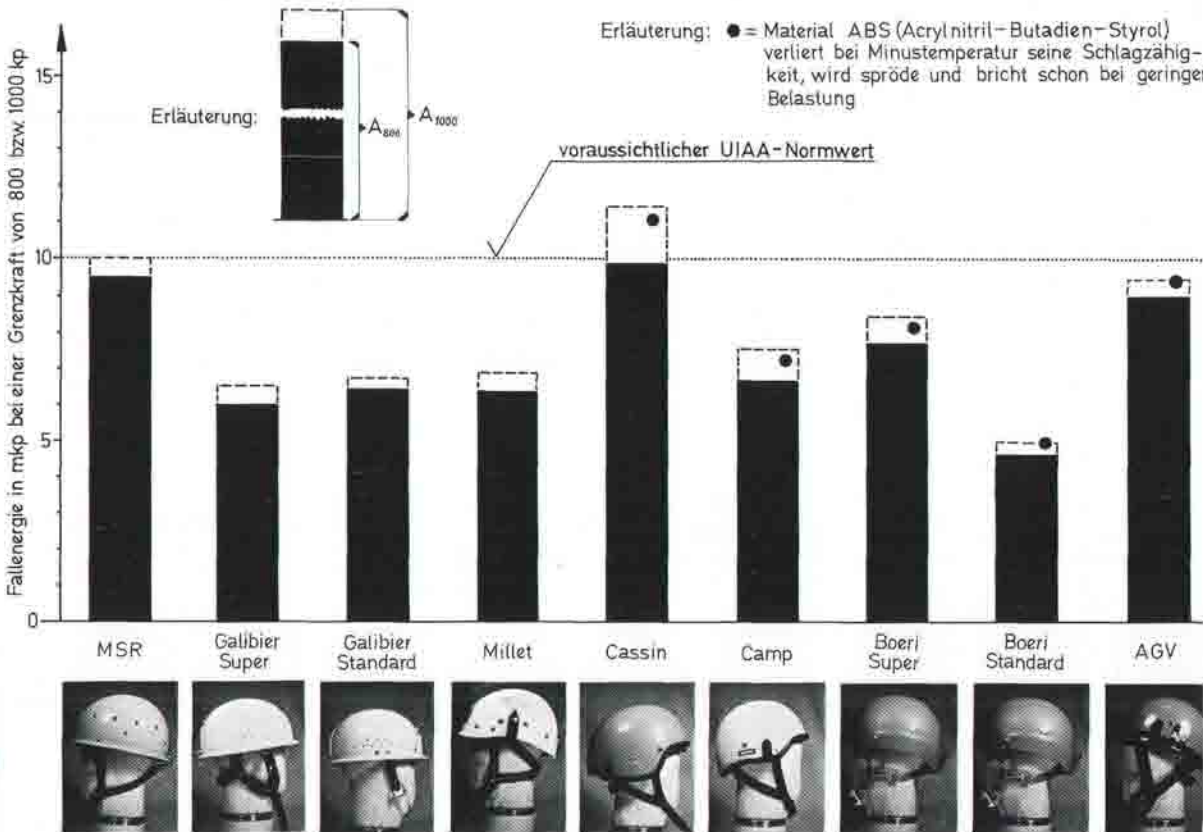
Untersuchungsergebnis in Balkendiagrammform

Belastung bei Raumtemperatur

Erläuterung: * = nach DIN 4848

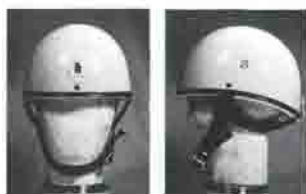


Erläuterung: ● = Material ABS (Acrylnitril-Butadien-Styrol) verliert bei Minustemperatur seine Schlagzähigkeit, wird spröde und bricht schon bei geringer Belastung



Römer 37
deutsches Erzeugnis

Gewicht
600 Gramm
A₅₀₀ = 13,0 mkp
A₁₀₀₀ = 13,5 mkp
Randstabilität: gut
Lüftung: minimal

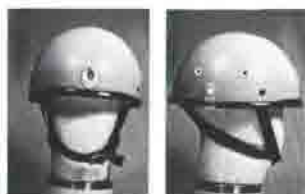


Gegenüber der Untersuchung 1973/74 erheblich verbessertes Arbeitsvermögen*. Römer 37 ist identisch mit dem Sport-Schuster-Helm (Helm von Sporthaus Schuster, München).

* Erklärung siehe Seite 162

Römer 42
deutsches Erzeugnis

Gewicht
600 Gramm
A₅₀₀ = 6,7 mkp
A₁₀₀₀ = 7,0 mkp
Randstabilität: gut
Lüftung: gut
(Kaminprinzip)



Gegenüber der Untersuchung 1973/74 mit geringer Toleranz unverändertes Arbeitsvermögen*.

Römer 44
deutsches Erzeugnis

Gewicht
690 Gramm
A₅₀₀ = 4,8 mkp
A₁₀₀₀ = 7,0 mkp
Randstabilität: gut
Lüftung: gut
(Kaminprinzip)



Da keine andere Norm existiert, nach DIN 4848 konzipiert (Kraftfahrerschutzhelm-Norm, für Bergsteigerschutzhelme weniger repräsentativ; bei höherer Grenzkraft, auffallend mehr Arbeitsvermögen*, 8). Seitliche Schläfenkissen und Visier (gegen Gesteinsstaub) können abgenommen werden.

8) siehe 1), Seite 41/43

Römer 46
deutsches Erzeugnis

Gewicht
620 Gramm
A₅₀₀ = 9,0 mkp
A₁₀₀₀ = 11,5 mkp
Randstabilität: gut
Lüftung: gut
(Kaminprinzip)

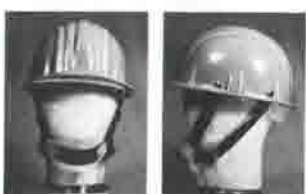


Neues Modell (Ende 1977 erhältlich); zur Untersuchung standen nur die ersten Prototypen (Muster) zur Verfügung. Die endgültige Ausführung wird eine bis etwa halb über die Ohren herabreichende Helmschale besitzen (ähnlich Joe-Brown und Ultimate).

**Industrie-
schutzhelm**
(verbessertes
Modell)
deutsches Erzeugnis
Vertrieb durch
Salewa

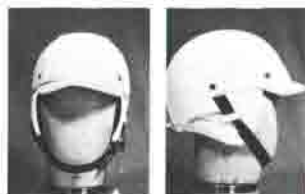
Gewicht
440 Gramm
A₅₀₀ = 11,6 mkp
A₁₀₀₀ = 12,2 mkp
Randstabilität:
minimal

Lüftung: gut. Schwierig zu handhabendes Kinnband, einstellbares Kopfband.



Cosy
deutsches Erzeugnis

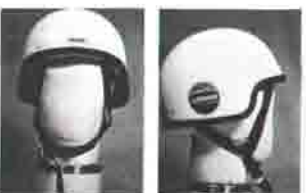
Gewicht
600 Gramm
A₅₀₀ = 10,0 mkp
A₁₀₀₀ = 11,7 mkp
Randstabilität:
minimal
Lüftung: keine



Nicht als Bergsteigerschutzhelm konzipiert. Ohrenklappen müssen entfernt werden (abschneiden), andernfalls Gehörbeeinträchtigung. Modische Form für Damen, Überzug aus Skay (verschiedene Farben) oder Stoff (schottisch-kariert).

Ultimate
engl. Erzeugnis

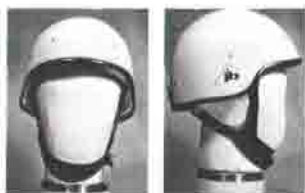
Gewicht
690 Gramm
A₅₀₀ = 10,2 mkp
A₁₀₀₀ = 10,8 mkp
Randstabilität: gut
Lüftung: gut



Gegenüber der Untersuchung 1973/74 verbessertes Arbeitsvermögen*. Ultimate ist identisch mit dem Ultimate-Salewa. Einstellbares Kopfband.

**Joe Brown –
Super**
engl. Erzeugnis

Gewicht
660 Gramm
A₅₀₀ = 13,0 mkp
A₁₀₀₀ = 13,6 mkp
Randstabilität:
brauchbar
Lüftung: gut



Gegenüber der Untersuchung 1973/74 mit geringer Toleranz unverändert hohes Arbeitsvermögen*. Frühere Bezeichnung: Joe Brown (ohne Zusatz). Einstellbares Kopfband.

Joe Brown — Standard
(Light Weight)
engl. Erzeugnis

Gewicht:
630 Gramm
A₅₀₀ = 9,5 mkp
A₁₀₀₀ = 10,5 mkp
Randstabilität:
brauchbar
Lüftung: gut
Neues Modell (etwas billiger als Joe Brown-Super). Einstellbares Kopfband.



MSR
amerikanisches
Erzeugnis

Gewicht:
510 Gramm
A₅₀₀ = 9,5 mkp
A₁₀₀₀ = 10,0 mkp
Randstabilität: gut
Lüftung: gut

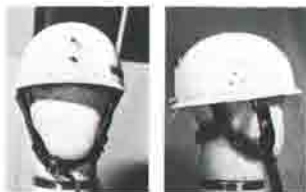


Gegenüber der Untersuchung 1973/74 mit geringer Toleranz unverändert hohes Arbeitsvermögen*.

Galibier — Super
franz. Erzeugnis

Gewicht:
370 Gramm
A₅₀₀ = 6,0 mkp
A₁₀₀₀ = 6,5 mkp
Randstabilität:
minimal

Lüftung: brauchbar (Kaminprinzip, jedoch kleiner Querschnitt); Lederinnenauskleidung (im Gegensatz zum Galibier-Standard). Auffälliger Tragekomfort.



Galibier — Standard
(Gerbiër)
franz. Erzeugnis

Gewicht:
375 Gramm
A₅₀₀ = 6,4 mkp
A₁₀₀₀ = 6,7 mkp
Randstabilität:
minimal
Lüftung: gut

Kunststoffinnenauskleidung (im Gegensatz zum Galibier-Super). Kopfband einstellbar. Schlechter Kinnbandsitz (nicht gabelförmig). Helm fällt leicht vom Kopf. Erheblich billiger als Galibier-Super.



Millet
franz. Erzeugnis

Gewicht:
520 Gramm
A₅₀₀ = 6,3 mkp
A₁₀₀₀ = 6,8 mkp
Randstabilität:
minimal
Lüftung: gut

Einstellbares Kopfband.



Cassin
ital. Erzeugnis

Gewicht:
620 Gramm
A₅₀₀ = 9,8 mkp
A₁₀₀₀ = 11,4 mkp
Randstabilität: gut
Lüftung: keine

Material ABS (Acrylnitril-Butadien-Styrol) verliert bei Minustemperatur sehr stark seine Schlagzähigkeit, d. h. das Material wird spröde und bricht schon bei geringer Belastung.



Camp
ital. Erzeugnis

Gewicht:
520 Gramm
A₅₀₀ = 6,7 mkp
A₁₀₀₀ = 7,5 mkp
Randstabilität: gut
Lüftung: keine

Material ABS (Acrylnitril-Butadien-Styrol) verliert bei Minustemperatur sehr stark seine Schlagzähigkeit, d. h. das Material wird spröde und bricht schon bei geringer Belastung.



Boeri — Super
(neue Form)
ital. Erzeugnis

Gewicht:
660 Gramm
A₅₀₀ = 7,7 mkp
A₁₀₀₀ = 8,4 mkp

Randstabilität: minimal (Verletzungsgefahr, Drahtspitzen!)
Lüftung: minimal

Material ABS (Acrylnitril-Butadien-Styrol) verliert bei Minustemperatur sehr stark seine Schlagzähigkeit, d. h. das Material wird spröde und bricht schon bei geringer Belastung.



Boeri — Standard

ital. Erzeugnis

Gewicht

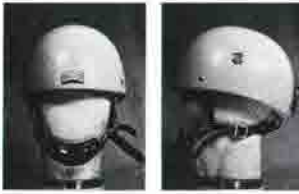
620 Gramm

$A_{500} = 4,6$ mkp

$A_{1000} = 4,9$ mkp

Randstabilität: minimal

Lüftung: minimal



Sehr geringes Arbeitsvermögen* (niedrigstes aller untersuchten Helme), da Befestigung des Kreuzbandes schon bei geringer Belastung ausreißt. Material ABS (Acrylnitril-Butadien-Styrol) verliert bei Minustemperatur sehr stark seine Schlagzähigkeit, d. h. das Material wird spröde und bricht schon bei geringer Belastung. Schlechter Kinnbandsitz (gabelförmiges Kinnband nicht fixiert), Helm fällt leicht vom Kopf.

AGV

ital. Erzeugnis

Gewicht

500 Gramm

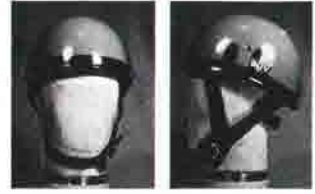
$A_{500} = 9,0$ mkp

$A_{1000} = 9,4$ mkp

Randstabilität:

minimal

Lüftung: minimal



Material ABS (Acrylnitril-Butadien-Styrol) verliert bei Minustemperatur sehr stark seine Schlagzähigkeit, d. h. das Material wird spröde und bricht schon bei geringer Belastung. Das Arbeitsvermögen* läßt sich durch Nachknoten der Stoffinnenauskleidung erhöhen.

* *Arbeitsvermögen = Vermögen des Helmes, Fallenergie aufzunehmen (Fallenergie in Verformungsarbeit umzuwandeln, quasi „stoßdämpfend“ zu wirken).*

Alle Fotos: Archiv Sicherheitskreis

untersuchten Helmmodellen nur die nachfolgend aufgeführten als für den Fels- und Eiskletterer brauchbar bezeichnet werden: Römer R 37, Römer R 46, Industrieschutzhelm (Salewa), Cosy (Damenhelm), Ultimate, Joe Brown-Super, Joe Brown-Standard, MSR.

Es ist beabsichtigt, auch die Randstabilität dynamisch zu ermitteln und einen Mindestwert zu fordern (hierzu sind weitere Untersuchungen zuvor notwendig).

Als Gewichtslimit wird der Wert von 800 Gramm diskutiert. Die Forderung eines relativ hohen Arbeitsvermögens einerseits und eine solche eines sehr niedrigen Gewichtes andererseits würden sich konträr verhalten (von nichts kommt nichts). Noch vor wenigen Jahren glaubte man das maximal zulässige Gewicht bei 550 Gramm. Inzwischen ist bekannt, daß Helme mit 700 Gramm Gewicht (Joe Brown-Super) noch toleriert werden (der Bundeswehr-Stahlhelm wiegt sogar 1,3 kg!).

Schluß

Kein Zweifel — auch der Schutz durch den besten Helm „ist notwendigerweise weniger als vollkommen“ (Snell Foundation). Doch außer Zweifel steht auch, daß der Fels- und Eiskletterer mit dem qualitativ besseren Helm mehr Überlebenschancen am Berg besitzt als der mit einem schlechteren.

Der Unfall in der Totenkirchl-Westwand zeigte dies deutlich⁹⁾. Bei diesem Unfall entsprach die Wucht des herabfallenden Steins (Gewicht \times Fallhöhe) zufällig dem Arbeitsvermögen des Helms, das bei dieser Belastung restlos aufgebraucht wurde.

Hätte der Verletzte (Hautplatzwunde am Scheitel) einen qualitativ weniger guten Helm getragen oder wäre die Wucht des herabfallenden Steins größer gewesen, hätte er mit Sicherheit ernstere Kopfverletzungen davongetragen. Oder besser: Hätte der Verletzte sein Haupt mit einem qualitativ besseren Helm zu schützen gesucht, wäre die Kopfverletzung von geringerem Ausmaß gewesen.

Der Autor darf von sich behaupten, daß er sich bereits zum dritten Mal die Radieschen hätte von unten betrachten müssen, wäre er in Fels und Eis nicht seit Anfang der 60er Jahre mit einem qualitativ brauchbaren Helm unterwegs gewesen.

⁹⁾ DAV-Mitteilungen 4/76, 28. Jahrgang, Seite 178.

*Anschrift des Verfassers: Pit Schubert,
Jägerweg 14,
D-8152 Feldkirchen b. Westerham*

Die n + einte Sportart?



Count down zum Start beim
Wettklettern.

Foto: R. Karl

Im folgenden Block von Beiträgen berichtet zunächst Sepp Gschwendtner über die ersten international ausgeschriebenen Meisterschaften der UdSSR im Schnelklettern. Seine beiden Gefährten bei diesem Treffen, Reinhard Karl und Helmut Kiene, versuchen anschließend, ausgehend von ihren Erfahrungen bei diesem Wettbewerb sowie ihrer Kenntnis der Entwicklung des sportlichen Bergsteigens in den Alpen, in den Klettergärten und vor allem auch im Yosemite ihre (Zwangs- oder Wunsch-?) Vorstellung von der Zukunft des Leistungsbergsteigens zu skizzieren. Übereinstimmend wollen offensichtlich beide einer „n + einten“ (Kiene) Sportart nach dem Vorbild des UdSSR-Wettbewerbs keinen Platz in ihrem Zukunftsbild einräumen. Während aber Reinhard Karl das Beispiel Yosemite vor Augen eine bis zur Ausschließlichkeit zunehmende rein wettkampfsportliche Motivation beim extremen Bergsteigen vermutet (oder vielleicht auch befürchtet), hofft Helmut Kiene, so sehr er das sportliche Moment bejaht, es mögen auch all die anderen Momente, die ihm am Bergsteigen alpiner Prägung teuer sind, nicht nur erhalten bleiben, sondern wenn möglich sogar neues, größeres Gewicht gewinnen (in diesem Sinn und Zusammenhang ist auch der Titel seines Beitrages von Seite 184 zu verstehen und gedanklich vielleicht zu ergänzen, „es handelt sich — unter anderem — um eine sportliche Lei-

stung“). Dies müßte nicht ausschließen, daß auch die Spitzenbergsteiger alpiner Prägung sich Trainingsmethoden zunutze machen, die sie den Yosemitekletterern oder den Fels-sprintern aus der UdSSR abgeschaut haben. Erste Ergebnisse deuten immerhin an, daß diese Methoden auch der jungen Generation unserer Kletterer neue Entfaltungsmöglichkeiten eröffnen könnten: Keine Scheinmöglichkeiten, die nur durch einen Überaufwand an technischem Hilfsmaterial erkaufte werden. Möglichkeiten vielmehr auf sportlicher Grundlage — was ja wiederum nicht schicksalhaft Abhängigkeit von den starren Normen der Organisations-, Funktionärs- und PR-Maschinerie des altherkömmlichen Wettkampfsports bedeuten muß. Warum eigentlich sollte das Bergsteigen alpiner Prägung auch auf höherem Leistungsniveau nicht wenigstens die Chance haben, sich gegenüber orthodoxen Sportarten wie etwa dem alpinen Skirennlauf als zeitgerechter, zukunftssträchtiger zu erweisen. Als Betätigungsfeld nämlich, das unter anderem auch ehrgeizigem Leistungswillen Befriedigung verschaffen kann — dies allerdings ohne notwendige Unterwerfung unter die übermächtig-komplizierten Mechanismen eines Wettkampfszirkus, und weitgehend unabhängig auch von weniger glücklichen Konkurrenten, die um eine Nasenlänge auf der Strecke geblieben sind?

(Red.)



Achtung, Fertig . . . Los

Bei den I. Internationalen Schnellklettermeisterschaften in der UdSSR

SEPP GSCHWENDNER

„Zeiten jucken nicht“ mit einem deftigen Schimpfwort dahinter, an diesen Satz, von freundlicher Hand unter den Eintrag einer Seilschaft, die wohl im Überschwang ihrer Gefühle ihre gebrauchte Zeit ins Gipfelbuch eingetragen hatte, an diesen Satz mußte ich denken, als mich die Einladung zum Schnellkletterwettbewerb in der Sowjetunion erreichte.

„Zeiten jucken nicht“, wirklich?

Wenn ich so an die Diskussionen in Bergsteigerheften denke, wo zwar die meisten großen Alpinisten, befragt zu Rekorden am Berg, das ganze als unwichtig, unbedeutend abtaten, dann aber doch nicht umhin konnten, seitenweise ihre eigenen Glanztaten anzugeben? Die Frage, wie lange habt ihr denn gebraucht, wird auch jeder von uns schon gestellt oder gehört haben, ganz gleich ob Wanderer oder Kletterer. Auch früher war's nicht gerade anders, Anfang des 20. Jahrhunderts schaffte auch schon ein großer Bergsteiger der damaligen Zeit, die Besteigung der Fünffingerspitze inklusive Abstieg in $1\frac{3}{4}$ Stunden, da waren berühmte Alpinisten stolz darauf, die Badile-Wand in acht Stunden zu durchsteigen, wo doch ihre Vorgänger einige Tage gebraucht hatten.

Immer schon davon überzeugt, daß die Zeit für eine durchgeführte Bergfahrt unter anderem ein Leistungsmaßstab ist, auch daran interessiert, einmal etwas Neues kennenzulernen, auch in Kenntnis des Sprichwortes vom Fuchs und den Trauben, gab's für mich kein langes Überlegen.

Auf ging's in die UdSSR.

Aeroflot Frankfurt—Moskau. Etwas stolz darauf, daß man im DAV gerade auf uns gekommen war, verging die Zeit nicht nur bildlich gesprochen wie im Flug. Wir hatten uns so viel zu erzählen, Helmuth, Reinhard und ich. Bergsteiger unterscheiden sich ja auch kaum von anderen Sportlern oder auch von Sofaathleten, auch wir kennen nur zwei Themen.



Oben: Aufstellung der Nationen vor Beginn der Wettkämpfe; ganz rechts unser Autor.
Seite 164: In der Endkampfroute kurz nach dem Start.

Fotos: R. Karl

Außerdem mußten wir uns ja auch unglaublich versichern, das ganze Wettklettern nicht ernst zu nehmen, nur aus Spaß mitzumachen, nur halt Letzter, das wollte keiner werden.

Ich hatte als humorvoller Mensch vor lauter Spaß die letzten Monate damit verbracht, wie ein Verrückter mit der Stoppuhr im Klettergarten umherzurrennen, es geschafft, fast einen Tag das Rauchen aufzugeben, war sogar einige Male vom Clubabend statt 3 Uhr in der Früh um 1 Uhr heimgegangen. Aber ernst, ernst nahm ich das Wettklettern natürlich nicht.

Moskau, Großstadt mit Hektik wie anderswo, erste Bekanntschaft mit der „Konkurrenz“. Ganz normale Menschen eigentlich, keiner größer als zwei Meter und auch keiner breiter als ein Küchenkasten. Einen, der Letzter werden wollte, fanden wir jedoch auch nicht. Unsere Überraschung dann, tun und lassen zu können, was wir wollten, diese dumme Voreingenommenheit.

Als man uns dann den lieben nächsten Tag noch etwas in der Luft herumkutschiert hatte, wir endlos mit dem Bus umhergekartt wurden, schon wieder ein Tag ohne Fels!, ging's tags darauf endlich los. Aber noch nicht so ernsthaft — spaßhaft?: erstmal Besichtigen der Routen. Das ganze machte zwar so einen Eindruck, daß ich mir schon überlegte, ob ich mir nicht noch schnell den Knöchel verstauchen sollte, aber dann, dann ging's los.

Probedurchgang! Die Gefühle schwankten zwischen der Angst vor der Blamage, vor sich selbst und den anderen, zwischen Freude an der Bewegung, so völlig frei und ohne Pausen eine so lange Distanz zu klettern. Das „ohne Pausen“ ist nicht so wörtlich zu nehmen, wie es schriftlich da steht. Abends waren wir dann ganz zufrieden mit uns, alle drei raufgekommen, keiner runtergefallen.

Und dann der erste Wettkampftag. Groß aufgezogen, Fernsehen, Lautsprecher, Zuschauer, Fahnen, „Einmarsch der Natio-

nen“, Ansprachen, Vorstellungen, zackig, militärisch.

Aber — wessen Brot ist es? . . .

Regen plätscherte kräftig vom Himmel, was die Sache nicht einfacher machte, die Nerven nicht gerade beruhigte, überhaupt die Nerven . . ., ganz anders als vor einer schweren Alpenwand. Und dann im Fels. Du hörst das Klicken der Sicherungswinde, weißt, so lange sie klickt, bist du schnell, wehe sie klickt nicht mehr, dann bist du durch dein Hasten eher langsamer als normal, bist schließlich glücklich, daß du oben bist, vergißt ganz, daß das Abseilen auch noch zählt, rauschst runter, daß es nach verbrannter Haut stinkt, alles nur zum Spaß, und zitterst unten auf der Bank, daß die anderen ja deine Zeit nicht unterbieten. So verbringt man seinen Tag. Zittern vorher, Zittern nachher. Zuschauen, Stoppen, Schreien, Klatschen, Ergebnislisten nachschauen, noch reicht's. Mensch, ist der schnell, der verdrängt dich von dem Platz unter den ersten 15, und dann reicht's doch. Du bist müde, körperlich und geistig, obwohl du eigentlich fast nichts getan hast. Du bist beeindruckt vom Kletterstil einiger Leute, von ihrer Beweglichkeit, ihrer Kraft, ihrer Körperbeherrschung.

Du bist fast zufrieden, aber wenn du die eine Stelle anders angepackt hättest, dann vielleicht . . . Wenn, Aber und Vielleicht.

Beim Finale bekam ich dann gezeigt, wo's lang geht. Da die sowjetischen Kletterer nicht daran dachten, jetzt, da es noch viel schwieriger wurde, langsamer zu werden, wurde das Ganze ein bißchen deprimierend. Da nutzten auch die hilfreichen Mädchenhände nichts, die sich nachher vergeblich bemühten, meine verkrampten Armmuskeln zu lockern. Ich mußte den ganzen Tag mit angewinkelten Armen umherlaufen, so steif waren sie.

Prima Reinhard und Helmut, aber welcher Unterschied. Beim Seilschaftsklettern am nächsten Tag hatten die beiden ihren großen Auftritt, mit großem Einsatz und Können rissen sie sogar die Russen von ihren Sitzen, die direkt um ihre Vorrangstellung Angst haben mußten. Ich schrie mir unten die Lunge aus dem Leib, was zwar ziemlich sinnlos war, aber ich glaubte, daß es half.

So viel gab's ansonsten noch zu erzählen. Unwichtig zwar und doch das Wichtigste.

Über die verrückten Gespräche und Diskussionen abends in der Kneipe neben dem Hotel, wo sich jeder mit jedem unterhielt, ohne seine Sprache zu verstehen und doch jeder den anderen verstand.

Über die unwahrscheinliche Wärme und Freundschaft, die uns alle entgegenbrachten.

Auch davon, daß nach drei Tagen kein Krimsekt mehr zu haben war, wir hatten die ganze Planwirtschaft über den Haufen gesoffen.

Über meine Überraschung, als mich eine der russischen Kletterdamen ins Unterholz lockte, dann aber nur einen scharfen Waldlauf mit mir machte und auch noch meinte, daß sich das günstig für mein Klettern auswirken würde.

Auch über „Sascha“, den Vorkletterer, von uns „Eintänzer“ genannt, der sich sicher sein Geld sonst im Bolschoi-Ballett verdient.

Über die „Nachtgespräche“ mit Helmut, die zum Ritual wurden, über Klettern und anderes.

Über Reinhard, der eine verblüffende Art hat, immer zu sagen, was er denkt.

Leider sehen wir uns so selten. Auch Deutschland ist groß.

Über die irren Touren, die geplant wurden, ob's wohl jemals zu ihnen kommt.

Auch darüber, wie lächerlich es ist, unseren sechsten Grad als „äußerst schwierig“ zu bezeichnen.

Allerdings auch darüber, wie schön es ist, Wochnende für Wochnende hinfahren zu können wohin man will, ohne Zwang, nur sich selbst zufriedenstellen zu müssen und nicht noch eine Menge anderer Leute.

Noch vieles gab's. Eine Woche kann so lang sein.

Ich weiß zwar immer noch nicht, ob „Zeiten nun jucken“ oder nicht, weiß aber, daß ich eine Menge gesehen, erlebt, auch gelernt habe, weiß auch, daß ich eine Menge prima Leute kennengelernt habe, wobei es mir völlig gleich ist, ob das nun Leistungssportler oder Bergsteiger waren.

Seite 167: Auch das Abseilen nach Durchkletterung der Wettkampfpiste ist in die Wertung mit einbezogen.

Foto: R. Karl





Fernsehkameras verfolgen die Wettkämpfe.

Foto: R. Karl

Fakten

I. Internationale Kletterwettbewerbe in der UdSSR

vom 13. 10. bis 20. 10. 1976.

Teilnehmer aus der UdSSR (3 Mannschaften zu je 3 Mann), DDR (3 Mann), Frankreich (2 Mann), Japan (2 Mann), Österreich (2 Mann), Polen (3 Mann), Rumänien (3 Mann) und Bundesrepublik Deutschland, vertreten durch Reinhard Karl, Helmut Kiene und Sepp Gschwendtner.

13. 10.: Flug Frankfurt — Moskau.

14. 10.: Flug Moskau — Suchini (Schwarzes Meer); Busfahrt zur Nähe der Riza-Seen am Rande des Kaukasus.

15. 10.: Besichtigung der Routen für Vorausscheidung, Finale und Seilschaftsklettern. Festlegen der Route für das Seilschaftsklettern. Einmaliges Training an der Ausscheidungsrouten. Verlosen der Startnummern.

16. 10.: *Vorausscheidung im Einzelklettern.* Aufgabenstellung: Wandhöhe 65 m, Schwierigkeit V und V+. Mit Sicherung durch ein Stahlseil von oben die vorgeschriebene Route so schnell wie möglich zu durchsteigen, abzuseilen bis etwa 10 m über den Boden an Markierungspunkt. Die 15 Schnell-

sten erreichen das Finale. Sturz führt zur Disqualifikation.

Ergebnis: Beste Zeit etwa 3.20 Minuten.

Die deutschen Teilnehmer erreichten mit Zeiten zwischen 4.30 und 5.30 Minuten alle drei das Finale. Helmut Kiene ist schnellster Nichttrusse.

17. 10.: *Finale im Einzelkletternwettbewerb.*

Aufgabenstellung: Wandhöhe 75 m, davon etwa 40 m VI—, der Rest mindestens VI. Mit Sicherung von oben so schnell wie möglich zu durchsteigen, abzuseilen bis knapp über den Boden. Sturz führt zur Disqualifikation.

Ergebnis: Die Siegerzeit eines Russen 3.38 Minuten, der „langsamste“ Russe: 6.14 Minuten. Der Rest der Finalteilnehmer zwischen 8 bis 12 Minuten, aufgegeben und heruntergefallen.

18. 10.: *Seilschaftsklettern.*

Aufgabenstellung: Zwei Kletterer, ein Betreuer. Die beiden Kletterer haben auf einer von ihnen festgelegten Route, die 30 Minuten besichtigt werden durfte und auf ein Foto eingezeichnet werden mußte, innerhalb von 30 Minuten die größtmögliche Höhe zu erreichen. Beide Kletterer sind von oben gesichert. Die Führung muß gewechselt werden. Alle vier Meter ist ein Sicherungshaken, am Stand zwei Haken zu schlagen, ein 7 kg schwerer Rucksack ist mitzunehmen.

Jede Abweichung von der festgelegten Route sowie zu große Hakenabstände, unkorrektes Sichern, ausbrechende Haken führen zu Strafpunkten. Ein Sturz des Seilersten führt zu Disqualifikation.

Ergebnis: Die beste sowjetische Seilschaft erreicht 65 Meter absolute Höhe. Die deutsche Mannschaft, Helmut Kiene und Reinhard Karl, erreicht mit 36,5 Metern den 3. Platz.

Anschließend Siegerehrung und Festbankett.

Die deutsche Mannschaft erreicht nach zwei sowjetischen Mannschaften und einer polnischen den 4. Platz in der Mannschaftswertung, bei der die Ergebnisse aller drei Disziplinen zusammengezählt werden.

19. 10.: Flug Suchini — Moskau.

20. 10.: Flug Moskau — Frankfurt.

Anschrift des Verfassers: Sepp Gschwendtner, Klessingstraße 6, D-8191 Ascholding

Das Kind muß einen Namen haben

HELMUT KIENE

„Das wichtigste ist, daß wir für diesen neuen Sport einen Namen finden“, erklärte mir der polnische Funktionär, der auch UIAA-Referent für „diesen neuen Sport“ ist, als wir auf dem Weg zum gemeinsamen Abendessen waren. „Unter ‚Felsklettern‘ versteht Ihr in Deutschland doch etwas anderes, unter ‚Schnellklettern‘ auch. Als ‚Sportkletterer‘ wiederum bezeichnen sich schon manche Bergsteiger der scharfen Richtung, die nie an einem Schnellkletterwettkampf teilnehmen würden. Nun, was für einen Namen...“

Während des Abendessens beobachtete ich die Teilnehmer des internationalen Kletterwettkampfes 1976 in der UdSSR. Polen, Rumänien, Ostdeutsche, Franzosen, Österreicher, Japaner und Westdeutsche waren hierher nach Gagra an der georgischen Schwarzmeerküste gekommen, teils, um sich miteinander und mit den sowjetischen Tempokletterern in der Fähigkeit zu messen, mit affenartiger Geschwindigkeit senkrechte Felswände hochzuspringen, teils, um die Gelegenheit beim Schopf zu packen, Land, Leute und eben auch diese Kletterwettkämpfe kennenzulernen.

Nach den ersten Wettkampftagen war die Haltung gegenüber Kletterwettkämpfen immer noch gespalten. Die Kletterer der Ostblockländer befürworteten Veranstaltungen dieser Art, wogegen die aus dem Westen eingetroffenen Mitstreiter ihre anfängliche Skepsis beibehielten.

Die Russen hätten Wettklettern am liebsten zum olympischen Sport erhoben, die Ostdeutschen versprachen sich von Sportveranstaltungen die Möglichkeit zu Auslandsaufenthalten und für die Polen und Rumänen schien ein Erfolg im Wettkampf mit staatlicher Förderung verknüpft zu sein. Während die Japaner in der Rolle der interessierten Genießer verharrten, bestanden die Skeptiker aus dem Westen auf Ablehnung.

Aber nicht nur die Sportler und Bergsteiger werden über die Zukunft des Wettkletterns entscheiden, sondern auch die

Beobachter und Funktionäre, die mitten unter ihnen beim Abendessen weilten.

Eine Name müsse für „diese neue Sportart“ gefunden werden, hatte der polnische Funktionär gesagt. Der Begriff muß erfunden werden. Mir war eigenartig zumute gewesen bei seinen Worten. Denn, so schien mir, die Existenz „dieses neuen Sportes“ beruhte auf einer Unsauberkeit im Umgang mit Begriffen. Es schien mir, daß es nicht zuletzt ein begrifflicher Irrtum bezüglich der Ausdrücke „Sport“ und „Klettern“ war, der der Entwicklung zum Wettklettern die Steigbügel hielt. Das Um-die-Wette-Klettern ist nicht nur eine mangelhafte Einsicht in den Wert des Kletterns, es ist auch ein Mißverständnis.

Es ist Zeit, daß die Behauptung „Klettern ist Sport“ ihren Verweis bekommt.

Wie hatte ich schon so oft gehört?

Klettern ist Sport. Klettern ist Sport und war schon immer Sport und sonst gar nichts. Daß Klettern „mehr als Sport“ sei, hat dieses Geschwätz. Zum Lachen. Ganz im Gegenteil: Kletterer, die sich durch diese Scheinheiligkeit vom nüchtern denkenden Sportler abheben wollen, zeichnen sich doch letztlich nur durch unehrliche Verklemmtheit aus. Obwohl unterschwellig das Konkurrenzdenken der Spitzenkletterer Blüten treibt, obwohl es um ein Schneller, Schwieriger, Höher und Besser geht und einer den anderen hämisch belauert und dessen Erfolg betrauert, sprechen die Kletterer nach außen hin dennoch von Naturliebe und Kameradschaft und sonstigem, zeigen ideellen Vergangenheitsmist vor und verkleistern und übertünchen die Konkurrenzgedanken im geheimen Hinterstübchen. Kletterer machen sich was vor. Felsklettern muß Farbe bekennen! Kletterer müssen heraustreten aus ihrer Verschrobeneheit, hinein in die Arena und in ehrbarem Streite um den Lorbeer ringen.

Jedenfalls, Klettern ist Sport!

So ungefähr klangen die Argumente den Bergsteigern in den Ohren. Was lange vorgekaut wird, man schluckt es schließlich.

Und doch, ich bin ganz sicher, gab es und gibt es einen nicht zu kleinen Kader von Uncinsichtigen, die an der behaglichen Meinung festhalten, Felsklettern sei Spazierengehen.

Was?! Klettern soll Spazierengehen sein, schlicht und einfach Spazierengehen?

Daß Felsklettern Sport sei, wie bemerkt, diesen Fehlschluß hat ja schon mancher verdaut, aber daß Klettern Spazierengehen sei, diese Meinung wird, sobald sie auf Papier niedergeschrieben ist, trotz der Erholbarkeit, die durch sie hindurchzuschimmern scheint, zu einer revolutionären These, ist unerhört, frech und eine Beleidigung für alle Steilwandassc. Denn: Es soll hier nicht von gemächlichen Wanderpfaden über die Rundungen der Gebirge die Rede sein, sondern von wirklich steilen Sachen, wo man Hand an den Fels legen muß, wo ein Fehltritt bereits jenseitige Folgen hat, wo Geschwindigkeit den Meister kürt, wo's senkrecht hergeht oder eisig, wo's um die Wette geht und um Werte.

Es geht um Sportklettern und um Spazierklettern.

Erstes Postulat: Klettern ist Sport. Zweites Postulat: Klettern ist Spazierengehen.

Aus diesen Behauptungen, Klettern gleich Sport und Klettern gleich Spazierengehen folgt für jeden Abendländer mit aristotelischer Notwendigkeit, daß Spazierengehen gleich Sport sei.

Hmh...

Moment mal? Da hapert's doch!

Das ist ja schon wieder so eine Beleidigung, diesmal für die Sportler, oder sogar für die Spaziergänger. Außerdem ist es eine Lüge wider den lauterer Geist der synthetischen Urteilslogik. Denn, wie jedermann weiß: Spazierengehen ist nicht gleich Sport! Doch als gewitzte Besucher der Spazierlandschaft des Denksports werden wir auch diese Hürde des Widerspruchs überklettern, die in der Voraussetzung gestellten Behauptungen für null und nichtig erklären, werden versuchen, uns eines differenzierteren Denkansatzes zu bemächtigen und uns, wer glaubt's denn, mit der Mengenlehre behelfen.

Es soll jetzt nicht der Blödsinn wiederholt werden: Klettern ist gleich Sport oder gleich Spazierengehen, sondern: Sport und Spazierengehen sind die Übermengen, Klettern die Teilmenge; oder: Spazierengehen und Sport sind Oberbegriffe, Klettern ein Unterbegriff; oder in einem für uns Kletterer verständlichen und denkbaren Deutsch:

die Kletterer sind entweder dem Heer der Spaziergänger zuzuordnen oder in die Reihe der Sportler einzugliedern.

Wozu gehört es nun eigentlich, dieses Klettern — zum Spazierengehen oder zum Sport?

Ein Mengenlehre-Lehrer würde die Lösung der Frage mit folgender Taktik angehen. Er würde Klettern, Spazierengehen und Sport jeweils definieren oder zumindest Kriterien aufstellen, die die Begriffe hinreichend bestimmen, und dann nachsehen, inwieweit sich die Mengen der Bestimmungskriterien decken.

Was wird der arme Mann feststellen?

Er wird herausfinden, daß sich die Charakterzüge von Sport und Klettern teilweise zur Deckung bringen lassen, jedoch, daß auch Spazierengehen und Klettern Gemeinsamkeiten tragen: Ausübung in der freien Natur, sauerstoffangereicherte Umgebungsluft, Wechsel zwischen Ortsveränderung und Beschaulichkeit, Wegsuche, ein Sich-treiben-Lassen oder zielbewusstes Voranschreiten, entspannte Geselligkeit oder verträumtes Alleinsein, Offenheit für Naturschönheiten und was noch alles.

Ja, dem geplagten Analytiker wird außerdem auffallen, daß es Bestimmungskriterien des Kletterns gibt, die sich gleichzeitig auch auf Abenteuer beziehen, auf Handwerk, auf Lebenskunst, auf Freiheit, auf freudiges Leben, auf Angst, auf Freundschaft und auf vieles mehr.

Trotzdem ist Klettern nicht identisch gleich mit Handwerk, und Klettern ist nicht Tee-trinken. Aber es ist auch nicht ausschließlich Spazierengehen, und es ist nicht ausschließlich Sport.

Sondern Teilaspekte des vielschichtig aufgebauten Phänomens Klettern gleichen gewissen Erscheinungen anderer Lebensbereiche.

Wer bisher behauptete, Klettern sei Sport, bewies seine beschränkte Sicht von Klettern und übersah alle weiteren Aspekte. Begrifflich sauber, ohne Mißverständnis und bar jeglichen semantischen Irtrums konnte bisher nur eine einzige Gleichsetzung oder Einordnung von „Klettern“ getroffen werden: Klettern ist Klettern!

Seite 171: An der Salbitnadel — „Klettern ist Klettern...“
Foto: R. Obster



Ich betone: Bisher!

Seit der Teilnahme an dem internationalen Kletterwettbewerb in der UdSSR weiß ich, daß heutzutage Klettern nicht mehr gleich Klettern ist. In den Ostblockstaaten macht sich ein neues Felspiel breit, das alle Kriterien des Sportes trägt, also dem Bereich des Sportes zuzuordnen ist, vom Bewegungsablauf allerdings dem Klettern ähnelt, und deshalb als „Schnellklettern“, „Wettklettern“, „Felsklettern“ oder sonst-ein-Klettern bezeichnet wird.

Dieses Klettern ist nicht gleich unserem Klettern. Dieses Klettern ist Sport.

Diese „neue Sportart“, dachte der polnische Funktionär, bräuchte einen neuen Namen.

Wie aber kam es zur Entwicklung dieser neuen Sportart?

Ich unterstelle, daß alle Kletterer, die leichtfertig behaupteten, Klettern sei ja doch nur Sport, die Entwicklung in dem Sinne beeinflußt haben, daß andere Teilaspekte des Kletterns im Begriffe sind, verloren zu gehen, das „mehr als Sport“ verschwindet und die reiche Vielfalt des Kletterns zusammenschrumpft bis es ausschließlich zu einer Leistungssportart verarmt sein wird.

„Sportklettern“, und dabei meine ich Sportklettern, das alle Züge des Sportes trägt, also Wettkampfklettern — dieses Sportklettern ist die Folge eines Mißverständnisses.

„Na und, warum seid Ihr gegen Sportklettern? Ihr im Westen wehrt Euch gegen Kletterwettkämpfe nur, weil es etwas Neues ist.“ Wieder setzt sich der polnische Funktionär als Anwalt des Wettkletterns für seine Vorstellungen ein.

Aber er täuscht sich.

Wir sind nicht Prinzipienreiter rückwärts hinkenden Bergsteigerwesens. Wenn aber die Tatsache, daß sich das Wettklettern mit dem prickelnden Anreiz des Neuen schmückt, der einzige Vorzug ist, den es ins Feld führen kann, so verblaßt es in unseren Augen entschieden neben alpiner Kletterei.

Was ist Wettklettern?

Wettklettern ist eine tausendundeinte Variante aus dem großen Haufen der Sportarten. Es ist jederzeit beliebig austausch-

bar gegen Kunstturnen, Rudern oder Gewichtheben.

Und was ist alpines Klettern?

Es ist eine Spielform der Lebensäußerung mit eigenständigem ideellen Überbau, mit eigener Tradition, mit kulthaftem Beiwerk und mit einer in sich entwickelten Denkweise.

„Seid doch tolerant! Laßt doch Alpinismus und Wettklettern nebeneinander bestehen!“ argumentiert der Pole.

Wird Wettklettern institutionalisiert, besteht die unschöne Aussicht, daß die alpinen Bereiche noch ausgeprägter als bisher vom leistungsorientierten Sportlichkeitsgedanken durchsetzt werden und daß unsere Art bergzusteigen von einer Sportmaschinerie mit ihren Funktionärsfinessen erdrückt wird.

Vereinsmeier und Funktionäre werden Triumphe feiern.

Ich bin kein Gegner des Sportes!

Aber darüber hinaus bin ich Liebhaber der Bergsteigerei. Ernstgenommenes Sportklettern ist ein Rückschritt. Ich empfinde es als schade, sollten sich die alpinen Vereine oder die Bergsteiger für diesen Rückschritt entschließen.

„Drei, zwei, eins, aust!“

„Die Seilschaft der Bundesrepublik Deutschland hat noch fünf Minuten“, dröhnte vom Fuß der Felsen die deutschsprachige Lautsprecheransage zu uns herauf.

Ich steckte zwei Standhaken in Felsritzen, schlug einmal drauf, zog wie ein Berserker am Seil und brüllte zu Reinhard hinunter: „Stand! Nachkommen! Tempo, Tempo!“

Rennpferd Reinhard startete, er rannte, raste, riß sich hoch, mißachtete alle Regeln alpiner Klettervorsicht, hechtete sich von Griff zu Griff und Haken zu Haken, keuchte und pfiß, während ich oben am Standplatz am Seil zog, plötzlich mit großen Augen bemerkte, wie sich der hastig geklopfte Standhaken unter der Zugbelastung verselbständigte, dann nur noch mit einer Hand Reinhard's Geschwindigkeitsbemühungen Zugunterstützung geben konnte und mit der anderen Hand den flüchtigen Haken wieder festdengelte, währenddessen aber fortwährend mit großem Geschrei Reinhard anfeuerte.



Foto: R. Karl

„Noch eine Minute“, klang es aus dem Megaphon.

„Auf geht's! Wir schaffen es! Endspurt!“

Reinhard ächzte und stöhnte und kletterte wie ein Weltmeister. „Zehn Sekunden, neun, acht...“ Der Countdown lief. „Vier Sekunden“ Reinhard stand schnaufend neben mir. Wir hängten uns an Griffe und zogen die Beine so weit wie möglich nach oben.

„Drei, zwei, eins, aus!“

Beifallklatschen der Zuschauer brandete zu uns herauf. Wir hatten es geschafft, keine Sekunde unserer Dreißig-Minuten-Kletterzeit zu verschenken. Die Jury objektivierte mit Meßseilen die Kletterhöhe, die wir während der halben Stunde erreicht hatten. Bezugspunkt war der am niedrigsten gelegene Teil der Seilschaft, also die exakt auf gleicher Höhe befindlichen, krampfhaft hochgezogenen Fußsohlen von uns Klettergladiatoren.

Geschickte Taktik, ein guter Griff bei der Routenwahl und eine Portion Glück brachten uns hinter zwei sowjetischen Seilschaften auf den dritten Platz im Seilschaftsklettern.

Andere hatten weniger Glück.

Eine sowjetische Seilschaft wollte den Schwung der langen Arme und Beine nicht durch den 7 kg schweren Standard-Sandrucksack gebremst sehen und faßte den taktischen Entschluß, den Behinderungsballast

an einem Hilfsseil hochzuhieven. Der vertrackte Sack verhängte sich in einem Baum — aus war der Traum.

Alle vom Gedanken der sportlichen Ritterlichkeit beseelten Wettkampfgegner lachten sich ins Fäustchen.

Einer der polnischen Seilschaftskletterer steckte einen Haken in einen Riß, holte weltmeisterlich aus, ließ den Hammer auf, doch nein, ließ den Hammer neben dem Haken niedersausen — und der Haken surrte mit hellem Klang in den Waldboden. „Minuspunkt!“ frohlockte einer von uns, erschrak im gleichen Atemzug über seine eigene Schadenfreude und fügte hinzu: „So geht's halt im Sport.“

Echte Heiterkeit löste der Auftritt der Österreicher aus. Auch die Österreicher waren Grünlinge der Stoppuhrsteilwandlerei. Daß Unerfahrenheit oft für tollkühne Einfälle bürgt, bewies ihr Gedanke, den Seilschaftszweiten mit einer Steigklemme am Kletterseil hochjagen zu lassen. Nun, die Verwirklichung dieser himmelhochsaudenden Vorstellung gestaltete sich betrüblich träger, aber Österreichs Erich schaffte immerhin den Kraftakt, sich am frei herabhängenden Seil annähernd zehn Meter hochzuwursteln. Während er mit einem Arm den Klimmzug am Seil bewerkstelligte, verschob der andere die Steigklemme. Daß der entkräftete Erich die Widerwär-

tigkeiten des folgenden Überhangs nicht auf Antrieb packte, als in der zweiten Seillänge ihm die Vorsteigerrolle zufiel, nahm ihm von seinen Klimmzugbewunderern niemand übel, höchstens vielleicht sein Seilkamerad James, den er als Steigbaum mißbrauchend auf dem Felsband nahezu zerquetschte.

James wollte dann den Steigspieß herum-drehen und fand sich am Felsen gefesselt. Das Sicherungsdrahtseil hatte sich unter ihm verhängt.

Ende der dreißig Minuten.

Die Österreicher hatten den Preis des größten Heiterkeitserfolgs zu verbuchen.

Auch beim Einzelklettern ereigneten sich lustige und sportliche Episoden.

Während der Vorausscheidungen für das Finale der Besten stellten die Kletterer mit alpinistischer Kinderstube immer wieder ihre Begriffsstutzigkeit gegenüber Wett-kletterregeln unter Beweis. Wenn sie sich zum Beispiel im Bemühen um den Sekundenwucher abstrampelten, sich unter dem Eindruck des Zeitdrucks der die Kletter-piste einrahmenden Bewegungsschnur gegenübersahen und jenseits der Verbots-linie leichtes Kletterterrain erblickten, so gab es kaum einen unter ihnen, der sich in der Hetze des Gefechts nicht plötzlich selber im Abseits erwischte, um dann — wie der Kletterblitz, natürlich — wieder auf die goldrichtige Fährte zurückzuh-schen.

Die Jury drückte während der Ausscheid-ung großzügig ein Auge zu.

Ein Kletterer war sogar fähig, die Bedeu-tung der Absperrung so weit zu verinner-lichen, daß er auch unter dem Zwang zur Höchstgeschwindigkeit die rote Schnur nicht übertreten hätte, aber unter dem Ein-druck: hier ich, dort ein Griff, und da-zwischen der Bannstrick, folgerichtig in-stinktiv und kletterblitzartig schnell nicht über, sondern einfach eben unter der Schnur zum Griff hindurchlangte.

Als beim Finale im Einzelklettern der Russe Alexander Demin den neuen Streck-enrekord aufstellte, stürmten nicht nur die Fotografen und Kameralaute des Fern-sehens heran, um eine Großaufnahme des wahrscheinlichen Siegers dieser Meister-schaft zu erhaschen, sondern auch Mann-

schaftskameraden und Zuschauer rannten, beglückwünschten ihn, feierten und trugen ihn im Überschwang der Siegesfreude auf den Schultern.

Manche Träne wurde in dieser euphori-schen Minute vergossen.

Für unseren Aufenthalt in Gagra erhielten wir von den großzügigen sowjetischen Gastgeber Taschengeld.

Wir hielten es für passend, die Rubel in den der Geselligkeit zuträglichen Krimsekt zu vermaterialisieren und waren allabend-lich in internationaler Eintracht bei bester Stimmung, um das Konkurrenzdenken des Tages zu vergessen.

Leider aber waren die Russen getrennt von der Gemeinschaftsunterkunft der Auslän-der untergebracht und deshalb am Abend unzugänglich und, was manchen befrem-dete, leider war es den Polen untersagt, dem konditionsabträglichen Treiben aller anderen beizuwohnen. Sie waren angewie-sen, auf ihre Form zu achten.

Wir registrierten die ersten Erfolge des Funktionärswesens.

Die Tage der internationalen Klettermei-sterschaft in der Sowjetunion boten uns großartige Erlebnisse. Wir nahmen dank-bar die Gelegenheit an, in einem kurzen Besuch Einblicke in das Leben der Sowjet-union tun zu können und mit den russi-schen Kletterern und den Bergsteigern an-derer Länder eine herrliche Woche ver-bringen zu dürfen.

Wir ließen uns vom Geist der Sportlichkeit anstecken und, es wäre Heuchelei es zu leugnen, empfanden und kletterten wäh-rend der Wettbewerbe konkurrenzbedacht und leistungsorientiert. Dennoch aber be-wahrten wir uns den Abstand, die kleinen Vorkommnisse am Rande der Wettbewerbe noch hellhörig aufnehmen und bewerten zu können.

Die Teilnahme an den Wettbewerben ver-setzte uns in die Lage, unsere abweisende Haltung nicht bloß auf theoretischen Über-legungen am grünen Tisch der Alpinphilos-ophie, sondern auf persönliche Wettkampf-erfahrung zu gründen.

*Anschrift des Verfassers: Helmut Kiene,
Weyererstraße 2, D-8860 Nördlingen*

Bergsteigen und Sport

REINHARD KARL

Obgleich Bergsteigen in den höchsten Schwierigkeitsgraden nur von einer Minderheit betrieben wird, ist es vielleicht doch interessant, die Entwicklung in diesem Bereich zu verfolgen, da sie zweifelsohne auch Auswirkungen auf die „Masse“ der Normalbergsteiger hat.

Bergsteigen ist an sich eine unnütze Tätigkeit wie jede Art von Sport. Wie viele Sportarten (Laufen, Werfen, Springen, Schwimmen) entwickelte sich jedoch auch Bergsteigen aus nützlicher Tätigkeit, die dem Lebensunterhalt diente (z. B. Jägern, Kristallstrahlern und Alpbauern). Die ersten zielgerichteten Bergbesteigungen gehören unter die Rubrik Entdeckungen (Mont Aiguille 1492) und Eroberung von wissenschaftlichem Neuland (Montblanc — Horace Benedikt de Saussure 1786).

Als aber Whymper seinen Kampf mit dem Matterhorn aufnahm, dessen Nimbus der Unbesteigbarkeit doch gleichzeitig Herausforderung war, den Nimbus zu brechen, eine Herausforderung also zu einem „Kampf gegen Windmühlen“, zu einer an sich unnützen Tätigkeit mit Spielcharakter, da bereits war die Tätigkeit Bergsteigen von sportlichen Gesetzen getragen.

Allgemeine Kriterien des Sports sind: Möglichst genau meßbare Leistung, damit Vergleich und Leistungshierarchie, feste von allen Beteiligten anerkannte Regeln und Gesetze und genau festgelegte Übungen.

Nach außen hin zeigbare und dokumentierbare Aktion für den passiven Betrachter (TV, Zuschauer, Zeitung). Neue Entwicklungsmöglichkeiten gibt es nur in dem durch die Regeln und Gesetze fixierten Rahmen.

Betrachtet man unter diesen Aspekten Bergsteigen, so unterscheidet es sich inhaltlich kaum von anderen Sportarten. Nur sind die Bergsteigergesetze sehr komplex, kompliziert und lediglich einer kleinen Minderheit voll einsehbar. Denn anders als bei einem 100-m-Lauf, wo man den Schnellsten und die Nachfolgenden mit Hilfe eines Zielfotos bestimmen kann und in den Medien die genaue Placierung „objek-

tiv“ ersichtlich erscheint, ist die Bewertung einer Bergbesteigung, selbst wenn es die „schwierigste und gefährlichste Bergbesteigung“ ist, doch eine sehr subjektive Sache, bestimmt durch die Faktoren: Schwierigkeitsgrad, Länge der Schwierigkeit, absolute Länge, Höhe, Gefährlichkeit.

Der amerikanische Kletterer und Philosoph Lito Tejada-Flores brachte 1967 in der Zeitschrift „Ascent“ „Games Climbers play“ eine „Hierarchy of climbing games“ heraus. Jedes Spiel ist definiert durch eine Anzahl von Regeln und einer Bestimmung des Spielplatzes. Wenn der Spielplatz weniger herausfordernd und gefährlich ist, sind die Regeln sehr genau und erschwerend, so daß durch Handicaps das Niveau des Wettbewerbs gehoben wird.

Andererseits: ist der Spielplatz gefährlich und rauh wie im Himalaya, sind die Regeln großzügig. Die Regeln bestehen einfach aus einer Anzahl von Verboten.

Die harmloseste Art Bergsteigen ist das 1. Bouldern, das Klettern an kleinen Blöcken. Hier gibt es keine Wetterprobleme und keine wirkliche Absturzgefahr. Außer den Kletterschuhen und der Bekleidung sind keine Hilfsmittel erlaubt, also keine Haken, fixen Seile oder Trittleitern.

Die anderen Spiele sind: 2. Das Klettergarten-Spiel. 3. Das Felskletter-Spiel. 4. Das Big Wall-Spiel. 5. Das Westalpen-Spiel. 6. Das Winter-Westalpen-Spiel. 7. Das Expeditions-Spiel.

Das Expeditions-Spiel ist durch fast keine Regeln limitiert. Erlaubt ist fast alles, was zur Eroberung des Berges dient. Leitern, fixe Seile, Sherpas usw.

Innerhalb der sieben Kategorien spielt sich der Wettkampf ab mit den in jeder Kategorie bestehenden Gesetzen. Im Unterschied zum normalen Sport werden die Gesetze aber von den Aktiven (Bergsteigern) selbst entwickelt. Und der wohl wichtigste Unterschied ist das Vorhandensein der Gefahr. Während der normale Sportler sich ohne Angst und Gefahr auf die höchste Leistung konzentrieren kann, ist Bergsteigen noch immer ein ständiges Prüfen der eigenen Fähigkeiten, der Gefahr und der vorhandenen Möglichkeiten.

Trotzdem, der Wettbewerb läuft. Ganz deutlich in der 2. und 3. Kategorie. Hier



lautet der Wettkampf: Wer klettert die schwierigsten Stellen, wer klettert am besten. Und hier sind auch die normalen Sportwettkampfgesetze gültig: Genau meßbare Leistung im Schwierigkeitsgrad, Leistungshierarchie, Kontrolle der Gefahr durch fast perfekte Sicherheitsmethoden, festgelegte Regeln (erlaubt ist nur Freiklettern). Die Regeln haben sich stark verändert vom „gemacht egal wie“ zum Tun unter speziellen Richtlinien. Freiklettern als Herausforderung der eigenen und Limitierung der technischen Möglichkeiten. Technik nur zur Erzeugung von Sicherheit. Der von der Natur gegebene Fels als die Aufgabe, ihn mit den natürlichen menschlichen Möglichkeiten (Händen und Füßen) zu erklettern. Klettern ist nur noch Freiklettern, ist Natur, ist Spiel. Technisches Bergsteigen ist Technik, ist Arbeit.

Diese Veränderungen haben jetzt schon die 4. und 5. Kategorie erreicht. Beispiele: Yosemite, Half Dome NW-Wand, früher 5.8 A3 = VI, A3 — heute vollständig frei erklettert 5.11 = VII; Sentinel Rock Choinard/Herbert-Route, früher 5.8 A3 — heute 5.11. In den deutschen Klettergärten läuft zur Zeit die AF-Bewegung (AF = Alles Frei). Das bedeutet, Touren, die bisher zum Teil oder ausschließlich künstlich, also mit technischen Mitteln erklettert wurden, werden jetzt frei erklettert. Die vorhandenen Haken werden nur noch zur Sicherung verwendet, Ausruhen an Haken ist verboten. Dabei stellt sich immer wieder heraus, daß „unmögliche“ Stellen sehr gut frei zu klettern sind. Zwangsläufig zeigt sich auch der Widersinn einer in sich geschlossenen Schwierigkeitsbewertung, die eine äußerste Grenze absolut zieht. Wie überall im Sport zeigt sich, daß es eine absolute Leistungsgrenze nicht gibt. Der Schwierigkeitsgrad VII wird kommen; ja es gibt ihn schon lange: In England als Hard Extremely severe (H x s); in USA als 5.11; im Elbsandsteingebirge als 7e; und

Links: Am 2. Juni 1977 durchkletterten Helmut Kiene und Reinhard Karl erstmals die „Pump-risse“ (Rißreihe knapp links der Pfeilerkante) am Fleischbankpfeiler/Kaiser. Die neue Führe bewerteten sie — und auch die ersten Wiederholer — ebenfalls mit VII. Foto: R. Löbl

*Das Boulder-
spiel.*



*Foto:
J. Winkler*

inoffiziell auch schon in der Bundesrepublik Deutschland: in der Pfalz und im Frankenjura.

Die absoluten Möglichkeiten im Felsklettern sind zur Zeit nach USA-Bewertung 5.11.

Beim Vergleich bedeuten

USA UIAA

5.7 = V+

5.8 = VI

5.9 = VI+

5.10 = VII—

5.11 = VII

Man wird fragen, wieso klettert man heute schwieriger als früher? Die Antwort: Besseres technisches Material und größere Sicherheit: Seile, Klemmkeile, Stahlhaken; besseres Klettermaterial: Kletterschuhe EB-Supergratton; bessere Trainingsbedingungen, schärferes, systematischeres Training und vor allen Dingen der umfassendere Wettbewerb. Denn gemessen an dem Training eines Hochleistungs-Leichtathleten oder eines Hochleistungsturners mit all seinem technischen, wissenschaftlichen und medizinischen Apparat im Hintergrund, gleicht das Training der heutigen Kletterer noch dem eines Wanderers, der zum 1500-Meter-Lauf gegen einen Hochleistungsläufer antritt.

Die Folgerung:

1. Die absolute Leistungsgrenze ist noch weit entfernt. Die Trainingsmethoden werden verbessert.

2. Spezialisierung auf eine Kategorie; z. B. Klettergarten-Klettern.

3. Veränderung der Beziehung zum Berg; vom Naturerleben zum Sportgerät.

Doch anders als bei den normalen Hochleistungssportlern, deren Motivation stark von außen gesteuert ist (Medien, nationales Prestige, wirtschaftliche Vorteile) ist die Motivation der „Artisten am Fels“ noch weitgehend ihre eigene. Klettern dient noch immer weitgehend der persönlichen Befriedigung. Allerdings ist auch ihr Tun von den gesellschaftlichen Bedingungen geprägt: von der Verstädterung und der Industrialisierung, von den Zwängen und Mechanismen der Arbeitswelt.

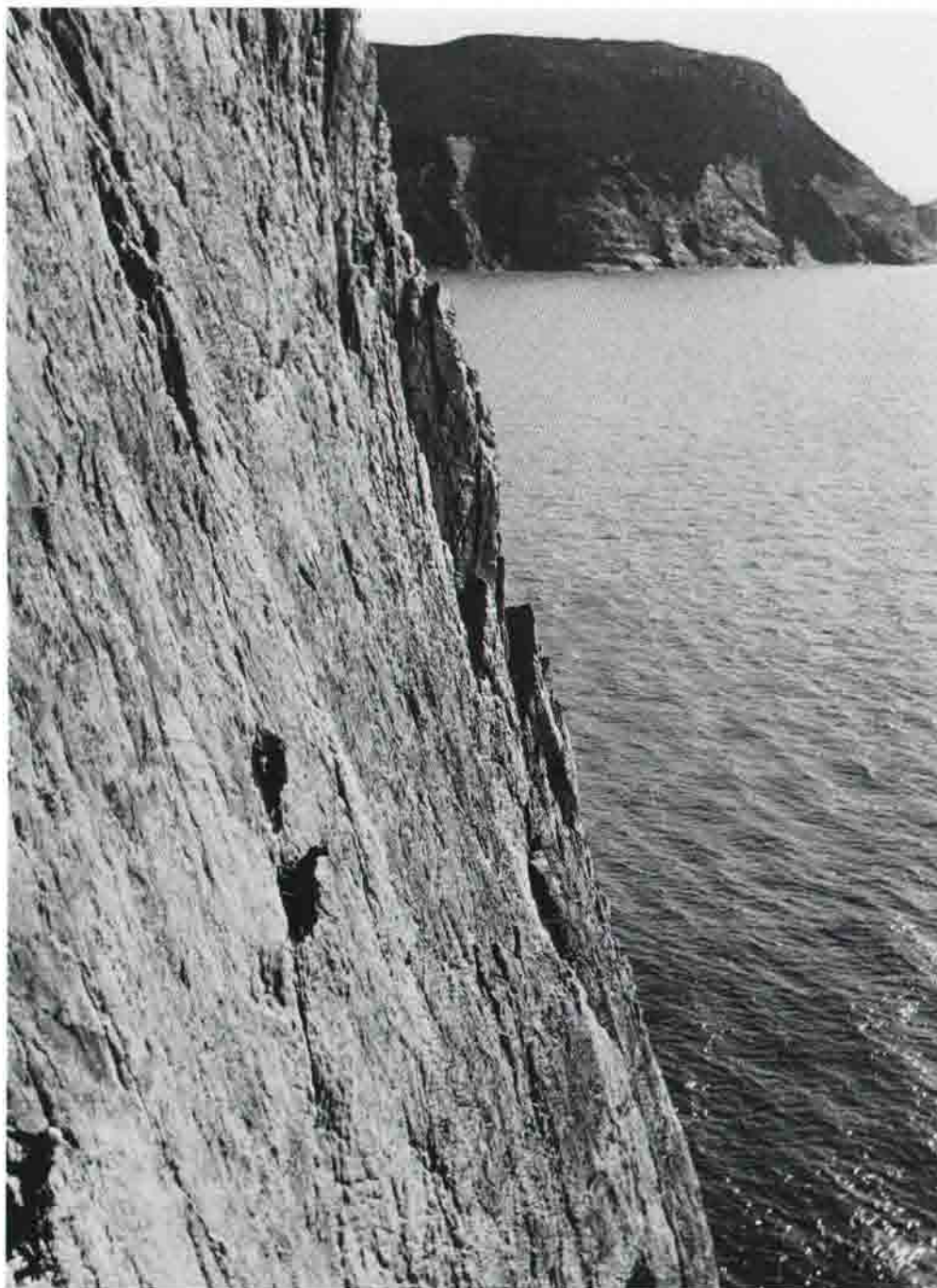
Leistungsbergsteigen als Gegenpol dazu.

Als Überwindung des Dilettantismus, Erreichen eines hohen Standards, Herausforderung zur hohen Leistung. Hier erscheint das Hochleistungsbergsteigen allerdings auch schon als ein Bereich, in dem Mechanismen der Arbeitswelt in ganz besonderem Maße verinnerlicht und zugleich stabilisiert werden. Vom Sport als Spiel zum Training als Bruder der Arbeit.

Hochleistungs-Sport-Klettern wird hier zu einem verinnerlichteten Teil der Arbeitswelt. Also ist Leistungsbergsteigen kein Ausweg aus den Frustrationen des (Alltags-)Lebens?

Anschrift des Verfassers:

*Reinhard Karl, Schubertstraße 32,
D-6901 Eppelheim/Heidelberg*



*Die weißen Quarzitefelsen auf der Insel Holy (Nordwales).
Die Kletterer begeben die Routen „Wen“ (Rißreihe) und
„Dream of white Horses“ (Querung).
Foto: H. Konnerth*

Klettern in England

HERBERT KONNERTH

Herbert Konnerth hatte anlässlich eines Englisch-Deutschen Bergsteigeraustausches Gelegenheit, die Klettergebiete auf der britischen Insel zu besuchen. Die Schilderung seiner Eindrücke ist sicher gut geeignet, die Beiträge Sepp Gschwendtners, Reinhard Karls und Helmut Kienes zur gegenwärtigen Entwicklungsphase des Felskletterns abzurunden (Red.).

Die Erfolge englischer Bergsteiger in aller Welt sind, von Whympers bis heute, allgemein bekannt und geachtet. Nur fragt man sich bei uns, woher sie ihr großes Können nehmen und wo sie ihre Trainingsmöglichkeiten haben. Ausgestattet mit durchschnittlichem Schulwissen, erinnern wir uns an eine grüne, flache Insel mit einigen Kreidefelsen an der Südküste und einem 1300 m hohen Berg in Schottland, der höchsten Erhebung.

Im Frühjahr 1976 hatten acht Münchner die Gelegenheit, sich eines Besseren belehren zu lassen. Im Rahmen eines Kletteraustausches bot sich uns die Möglichkeit, verschiedene Gebiete kennenzulernen, den „british way of climbing“ und wichtiges über Techniken und Einstellung der Engländer zu erfahren (Hoffentlich sind mir die Waliser Freunde nicht böse, wenn ich immer „England“ schreibe!). Vielleicht geht bei uns auf dem Kontinent noch die Vorstellung um, daß wie früher nur einige Snobs den Weg zu den Bergen finden. Doch mit den heutigen 60 000 (!) Kletterern aus allen sozialen Schichten gibt es dort wahrscheinlich mehr als in einigen Alpenländern zusammen.

Für viele ist nur der kleine Felsen als Sportgerät interessant und nicht der Berg („Bouldering“). Zusätzlich gibt es etwa 600 000 Wanderer („Hill-walkers“) und Weitwanderer („Long distance walkers“), die oft tage- und wochenlang mit ihrer Kraxe durch das Land ziehen.

Unsere erste Bekanntschaft mit englischem Fels waren verschiedene Klettergärten in Yorkshire nahe Manchester. Bis zu 30 m hohe Türme aus grobkörnigem Sandstein

(„gritstone“) erfordern ziemlichen Kraft-einsatz zu ihrer Besteigung. Dazu kommt eine uns ungewohnte Technik. Es gibt kaum Griffe und Tritte, sondern nur Risse, die nach außen hin weiter werden. Ausbauchende Stellen müssen mit Reibung durch Auflegen der Hände auf flache Stellen überwunden werden. Unsere leichten Kletterstiefel waren hier unbrauchbar, wir kauften uns spezielle leichte Patschen, mit denen wir spürbar mehr Gefühl für Reibungs- und Gleichgewichtsstellen hatten. Im Gritstone werden die schwierigsten Klettereien von ganz England gemeistert, und viele bekannte englische Kletterer haben hier trainiert und die Basis ihres Könnens geschaffen. Durch das rauhe Gestein waren unsere Hände bald blutig gekratzt, der Wechsel in ein anderes Gebiet weiter im Nordwesten mit Kalkfelsen kam uns gerade recht.

Malham. Ein riesiges Amphitheater mit senkrechten Wänden bis etwa 70 m Höhe. Wegen mangelnder Höhe der Felsen werden lange Querungen begangen, teils mit Abseilen bis fast zum Boden und anschließender Fortsetzung. Auch dies ist eine Möglichkeit, zusätzliche Klettermeter zu erschließen.

Langdale im Lake District. Wir waren bei der Jahrestagung des British Mountaineering Council zum Abendessen eingeladen. Mit viel Humor und in lockerer Stimmung hielten einige Funktionäre und der britische Sportminister ihre Ansprachen. Ein unkomplizierter und kameradschaftlicher Stil, der während unseres ganzen Aufenthalts auch zwischen den Kletterern herrschte.

Zu den verschiedenen Wänden müssen wir etwa eine Stunde aufsteigen, was in England eine Ausnahme darstellt. Die Felsen — meist Granit oder vulkanisches Gestein — sind manchmal moosbewachsen und mit Grasbüscheln durchsetzt, was mit den hohen Niederschlägen dieses Gebietes zusammenhängt. Trotzdem gibt es auch hier interessante Routen mit historischer Bedeutung, denn die Lakelands waren eines der ersten Gebiete der frühen Erschließung in England. Die baumlose, grasbewachsene Mittelgebirgslandschaft erinnert ein wenig ans Gebirge, wir fühlen uns wieder mehr als Bergsteiger denn als reine Kletterer.

Wales — das interessanteste Klettergebiet Großbritanniens?

Unser Stützpunkt während der letzten Tage war das National Mountaineering Centre Plas y Brenin bei Capel Curig in Nordwales. An diesem Ausbildungszentrum werden nicht nur Kletterkurse durchgeführt, sondern auch (in schneereichen Wintern) Skikurse und Kajakkurse. Zusätzlich wurde vor dem Haus eine Kunststoff-Skipiste mit einem kleinen Schlepplift errichtet.

Besonderer Wert wird auf „outdoor-education“ für Jugendliche gelegt. Darunter wird eine Erziehung im Freien zu einem naturnahen Leben und sozialen Verhaltensweisen verstanden. In ähnlicher, aber extremerer Weise werden solche Kurse auch von Nils Faarlund in Norwegen (siehe Jahrbuch 1975) und dem Schweizer Martin Epp durchgeführt. Eine vergleichbare Einrichtung stellen im Alpenbereich die Kurzschulen dar. Ich glaube, daß die Idee und Zielsetzung dieser Schule gut ist und auch bei uns eines Tages noch größere Nachahmung finden könnte.

Wales bietet eine Vielzahl schöner und äußerst abwechslungsreicher Klettergebiete. Die interessantesten sind am Llanberis-Paß, die Wände des Snowdon, bei Tremadoc und die Küstenfelsen der Holy-Insel.

Die wohl berühmteste Klettertour Englands — 46 m hoch — liegt am Llanberis-Paß. Mitten in einer ehemaligen Gletscherlandschaft mit runden, abgeschliffenen Felsen steht Cenotaph Corner, eine senkrechte, exakt rechtwinklige Verschneidung zwischen 30 bis 40 m breiten Wänden, die ebenso steil und noch schwerer zu erklettern sind. Wie mit einer riesigen Axt aus dem Gestein geschlagen, so steht dieser Klotz nur wenige Minuten oberhalb der Straße, und jeder Bergsteiger blickt fasziniert auf diesen eigenartigen Felsen. Mit Spreizen und anstrengender Piaztechnik („Ly-back“) läßt sich diese Verschneidung ersteigen, ein Bravourstück ihres Erstbegehers Joe Brown.

Ganz der Gegensatz dazu ist The Diagonal Route an den Felsen von Dinas Mot auf der gegenüberliegenden Talseite. Glattegeschliffener Fels, fast ohne Tritt und Griff,



*Extreme Reibungskletterei.
Foto: H. Konnerth*

erfordert das äußerste an Gleichgewicht und Reibungskletterei (siehe Foto oben). Diese zwei Führen charakterisieren damit auch die beiden Extreme nicht nur des englischen Kletterns: Kraft und ausgefeilte Technik. Im Gritstone dagegen ist beides zu etwa gleichen Teilen erforderlich.

Die Wände des Snowdon — höchster Berg von Wales — bieten die längsten Klettereien im weiten Umkreis mit einer Länge bis 200 m. Wir fühlen uns in dieser gebirgigen Landschaft nicht nur als Klettergarten-Spezialisten. Das schiefrige Gestein bildet viele steile, glatte Platten: White Slab, Narrow Slab, Great Slab usw., alles schöne Touren mit historischer Bedeutung und klettertechnischem Reiz. Aber auch senkrechte Wände, Risse und Verschneidungen hat der „Cloggy“ zu bieten, wie diese Felsen von den Einheimischen genannt werden.

Ganz anders ist der Klettergarten von Tremadoc. Nur 30 bis 40 m hoch sind hier die Wände, versteckt liegen sie hinter den Bäumen, die sie fast ganz verdecken. Vulkanisches Gestein, kantig und blockig, bietet schöne und feste Routen, die den Touren an den Aiguilles von Chamonix sehr ähnlich sind. Auch hier gibt es eine namhafte Führe von Joe Brown, die „Vector“. Über sie schreibt Jim Perrin, ein bekannter englischer Kletterer, in Ken Wilson's Buch „Hard Rock“: „Vector an einem heißen Tag mit schwitzenden Händen brachte mich näher an meine technische Grenze als jede andere Route.“ Doch seit 1960, als Vector erstbegangen wurde, ist der Leistungsstandard der englischen Kletterer weiter gestiegen, und sowohl Vector als auch Cenotaph Corner werden bereits im Alleingang durchstiegen.

Die weißen, eisenharten Quarzitefelsen an der Küste der Holy-Insel sind vielleicht das landschaftlich schönste Gebiet. Bei sonnigem Wetter und ruhiger See kann es — wie bei uns — vorkommen, daß die Seehunde aus dem Wasser schauen und das eigenartige Treiben dieser seltsamen Menschen beobachten. Beim Ausstieg aus den Routen wurden wir ständig von Möven angefallen, die hier oben ihre Nistplätze haben. Einige Wände sind monatelang gesperrt, um die Vögel nicht beim Brüten zu stören. Viele Einstiege sind nur bei Ebbe durch Queren knapp oberhalb des Wasserspiegels zu erreichen. Einmal mußten wir wegen Schlechtwetter umkehren und bei nahender Flut zurückklettern, während uns das Wasser schon übers Knie reichte.

Was unterscheidet nun das englische Klettern von dem unseren?

Ich erwähnte bereits die große Anzahl der Kletterer. Weit mehr als bei uns ist in England das Klettern bereits zum Volkssport geworden. Das bestätigen auch die Kletterwände, die in vielen Schulen in den Turnhallen fest eingebaut sind. Und es ist nicht nur mehr Volkssport, sondern auch mehr Sport als bei uns.

„Rock-climbing is a sport, no training for the alps.“ Dies war wörtlich der Satz eines unserer Gastgeber. Aber nicht alle stimmten ihm zu. Zumindest dann sind sie sich einig, wenn sie die russische Entwicklung

des Kletterns mit Sicherung von oben ablehnen. Das Risiko in den Alpen ist anders als in England, deshalb wird es in immer schwereren Touren gesucht. Auch wollen sie nichts von Geschwindigkeitsmessung und Zeitvergleich wissen. Der eigene Leistungsstandard wird zusätzlich durch die Ablehnung von künstlichen Fortbewegungsmitteln und Hakenhilfen höher geschraubt. Dieser Wechsel in der Einstellung zum sauberen Klettern ist aber bei weitem nicht so kraß ausgeprägt wie in den USA, da in England die Haken schon immer verpönt waren. Ihre Hoffnung war, daß auch in den Alpen die Haken zum großen Teil wieder verschwinden und an ihre Stelle das saubere, freie Gehen mit Klemmkeilen und Schlingen tritt. Jedem Bergsteiger soll es möglich sein, bei seiner Tour trotz vieler Begehungen noch etwas Entdecker zu bleiben und mit Auge und Verstand für sich den besten Weg zu finden. Aus dem gleichen Grund werden allzu detaillierte Routenbeschreibungen abgelehnt, wo, wie in jüngster Zeit geschehen, bald jeder Haken angeführt ist. Damit geht dem freien Klettern wieder ein Hauch von Abenteuer verloren, der in unserer sicherheitsbewußten Gesellschaft sowieso kaum noch verwirklicht werden kann. Die sportliche Einstellung der Engländer zum Klettern liegt damit etwa zwischen unserer und der russischen, wenn man sie einmal grob einordnen will, und ziemlich nahe der amerikanischen.

Die historische Entwicklung

Mitglieder des Alpine-Club, abenteuerlustige victorianische Gentlemen, waren unter den ersten, welche die englischen Kletterfelsen erschlossen. Später wurden in den einzelnen Gebieten weitere Clubs gegründet, deren Zielsetzung die Erkundung der heimatlichen Felsen und weniger der Alpinismus war.

Anfangs konzentrierte sich das Interesse auf die feuchten, bewachsenen Schluchten. Etwa während der Jahrhundertwende begann man, weitere Routen an leichteren Wänden und Pfeilern zu eröffnen. Ein führender Pionier dieser Zeit war der ausgezeichnete Kletterer Owen Glynn Jones, der jedoch, wie mancher seiner Zeitgenos-

sen, ein Opfer der damals kaum entwickelten und gefährlichen Sicherungstechniken wurde.

In den Jahren vor und nach dem ersten Weltkrieg entwickelten Dülfer und Fiechtl mit Seilquergängen und Hakenhilfe neue technische Möglichkeiten. Solleder und Wiessner eröffneten längere und schwerere Routen, als bis dahin bekannt waren. Der Stil dieses „Ostalpen-Kletterns“ ist bei uns auch heute noch weit verbreitet und anerkannt.

Der Alpine Club mit seiner standhaften Wertung der ästhetischen Aspekte des Bergsteigens erfüllte die Kreise der englischen Kletterer mit einer gewissen Abneigung gegenüber diesen „unnatürlichen“ Techniken. Vor dem ersten Weltkrieg glich das Niveau des englischen Felskletterns durchaus den Leistungen auf dem Kontinent. Siegfried Herfords Route am Central Buttress im Lake District war technisch ebenso schwierig wie die Führen Dülfers. Danach jedoch stand die Entwicklung jahrelang still.

Ende der zwanziger Jahre trat in Wales eine neue Entwicklung ein, deren wichtigste Vertreter Longland und Pigeott waren. Kaum belastet von den traditionellen Ideen früherer Zeiten, fanden sie mit Klemmkeilen und Schlingen neue Hilfen, und auch Haken kamen zum Einsatz. Die Traditionalisten setzten ihr ganzes Können ein, diese Routen auch ohne jedes Hilfsmittel zu bewältigen. Der größte „Zwischenfall“ fand am Tryfan statt, als 1936 die Münchener Kletterer Teufel und Sedlmeyer mit Jenkins eine neue Führe mit Hakenhilfe begingen. Sofort wurde sie wiederholt und ausgenagelt. Zudem setzte auch in den Clubzeitschriften eine heftige Debatte über die Anwendung des Hakens ein. Die Diskussionen jener Tage beeinflussen auch heute noch die Mentalität der englischen Kletterer und ihre Abneigung gegen Hakenbenutzung.

Ähnlich wie in den Alpen während der dreißiger Jahre der „Aufstand der Extremen“ stattfand, so entwickelte sich zu dieser Zeit speziell in Wales das extreme Klettern, das gesteinsbedingt Reibungs- und Gleichgewichts-Technik war. Kirkus und Edwards hatten dort etwa die Bedeutung

wie Carlesso oder Rebitsch in den Ostalpen. Allerdings nahm man nicht zur Kenntnis, daß sich die großen Fortschritte in den Alpen ereigneten. Die englische Eigenart des Abschirmens vor Entwicklungen des Kontinents hatte deswegen einen gewissen Stillstand zur Folge.

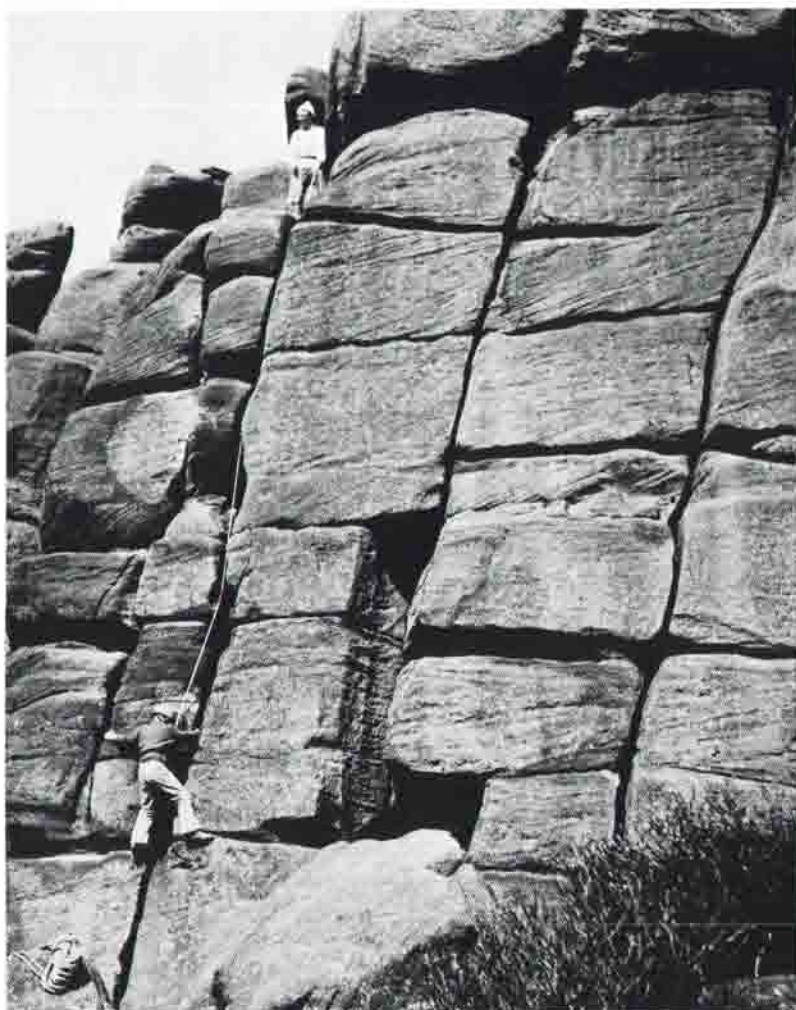
Nach dem Krieg setzte ein neuer, starker Aufschwung ein, der auch durch einen sozialen Wandel der Kletterer verursacht wurde. Zunehmend wurde Klettern ein Sport der Arbeiterklasse, was früher nur ein Hobby der Mittel- und Oberschicht war. Die Arbeiter trainierten auf Grund körperlicher Überlegenheit im rauen, anstrengenden Gritstone rings um die großen Industriestädte, während die Mittelschicht — grob verallgemeinert — weiterhin die Gleichgewichtskletterei fortsetzte.

Niemand repräsentiert diesen neuen Typ mehr als Joe Brown. Anfangs meist im Gritstone, wurde er bald zum Erschließer schwerster Routen in Wales. Einen Markstein stellte 1952 seine Begehung des Cenotaph Corner dar, was die psychische Leistung, den technischen Fortschritt und die Schwierigkeiten betraf. Später wurden auch von ihm noch schwierigere Routen begangen, aber noch heute fasziniert diese ungewöhnliche Tour und gilt für den Nachwuchs als Pflichttour und Prüfstein für das extreme Klettern.

Zusammen mit Don Whillans eröffnete er neue und schwerste Routen in den Alpen, und sie stellten damit wieder den Anschluß an die alpine englische Erschließungsgeneration her, die seit Mummery und Graham Brown unterbrochen war. Bis heute ist diese Richtung beibehalten worden, daß englische Alpinisten nicht nur daheim gut klettern, sondern auch in den Bergen der Welt ihr Können beweisen.

Die Anwendung neuer technischer Hilfsmittel stand immer noch unter dem Einfluß der traditionellen Ethik. Haken wurden nur selten, meist zur Sicherung, verwendet. Deswegen setzte sich der Gebrauch von Klemmkeilen durch, die zudem schneller und leichter als die Haken anzubringen sind. Die festen Stiefel wurden durch weiche, profillose Kletterpatschen (P. A. oder E. B. genannt) verdrängt, die eine Benützung kleinster Tritte und Reibungsstellen

*Klettern an den
Gritstone-Felsen
von Brimham
(Yorkshire-
England).
„Niemand wird
enttäuscht
zurückkommen.“*



*Foto:
H. Konnerth*

erlauben. Die weitere Ausrüstung wie Perlonseil, Bandschlingen usw. hat sich gleichzeitig auch bei uns durchgesetzt.

Eine letzte Erschließung setzte 1964 ein, als bereits die meisten Felsen mit Routen übersät waren und Neuland rar wurde. Da „entdeckte“ man auf der Holy-Insel im äußersten Nordwesten von Wales die Klippen am Meer, und innerhalb weniger Jahre waren auch diese Felsen bekannt und fast 200 Führen erstiegen.

Wie wird die Entwicklung weitergehen? Felsklettern ist zunehmend ein internationaler Sport geworden. Der heutige hohe Standard der englischen Kletterer wird mehr auf längere Routen in den Gebirgen

übertragen werden, ähnlich wie der Alpenstil bereits im Himalaya Einzug gefunden hat.

England wird nie eines der großen Klettergebiete der Erde sein, aber historische Entwicklung und Isolation hat den dortigen Kletterern ein reichhaltiges, unverkennbares Erbe an kleinen, aber lohnenden Touren hinterlassen, lohnend auch für die Bergsteiger der Alpenländer. Niemand wird enttäuscht zurückkommen.

(Der Abschnitt „Die historische Entwicklung...“ ist teilweise Ken Wilson's Buch „Hard Rock“ entnommen.)

*Anschrift des Verfassers: Herbert Konnerth,
Steinstraße 12, D-8000 München 80.*

„Es handelt sich um eine sportliche Leistung . . .“

Die Nordwände des Mittagorns und des Großhorns

HELMUT KIENE

Daß ein Unternehmen wie das hier beschriebene auch als sportliche Leistung zu werten ist, ist klar. Welche Momente neben sportlichen bei einem solchen „Spaziergang durch die Welt der Wände“ außerdem eine Rolle spielen, sollte aus Helmut Kienes Schilderung wenigstens zu erahnen sein (Red.).

Die zerrissenen, nun silbrig aufleuchtenden Ränder der nächtlichen Wolken rücken ein wenig auseinander und lassen das stille Licht des Mondes heruntersickern auf die im weißen Eisglanz widerscheinenden Gletscherberge.

Am Fuße des Schmadrirücks, dieses Grates, der vom düsteren Nordabsturz des Mittagorns seinen Ausgang nimmt und zwischen den ruhig schimmernden Firnen von Breitlaur und Schmadri als Scheidengrenze zwischen Mondlicht und Nachtschatten hinabzieht bis in die Höhe der Alm Matten, die hier, unkenntlich in Konturenarmen Nachtsicht des Mondes, auf einer weitläufigen Terrasse ein Sammelbecken für das Gletscherwasser bilden, das sie mit Donnern als Wasserfall da hinabspeien, wo im Mantel der Dunkelheit der Talabschluß von Lauterbrunnen zu vermuten ist, — am Fuße dieses Schmadrirücks blitzt das Licht einer Stirnlampe auf. Wenn man scharf hinschaut, sieht man, daß der Schein der Lampe auf eine Bergsteigerkarte des Berner Oberlandes fällt. Im Mittelpunkt des Lichtkegels stehen zwischen Höhenlinien und Strukturzeichnungen mit sauberen Druckbuchstaben die Namen „Mittaghorn“ und dazwischen in kleiner Schrägschrift die Bezeichnung „Schmadrirück“.

Aus dem Dunkel hinter der Stirnlampe starrt ein Augenpaar auf die Karte. Minutenlang hält es den „Schmadrirück“ fixiert. Dann verlöscht das Licht. Die Landkarte verschwindet wieder in der Schwärze der Nacht.

Die Berge treten deutlicher aus der Tiefe der Dunkelheit hervor und ziehen die Aufmerksamkeit der Augen auf sich. Jetzt, da die Stirnlampe nicht mehr blendet, beginnen sich auch die Umrisse des Menschen abzuheben. Er liegt auf dem steinigem Boden, ist bis zur Brust in einen länglichen Sack gehüllt, hält den Kopf auf den Arm gestützt und schaut regungslos hinauf zur Nordwand des zweigipfligen Mittagorns. Droben, am Übergang zwischen Schmadrirück und Mittaghorn versucht er die Geländeform wiederzuerkennen, die er sich auf der Karte eingepreßt hat.

Es ist schwierig für ihn.

Denn obwohl sich die letzten Wolkenfetzen endgültig verflüchtigt haben und der Mond die Berge in sein Silberlicht getaucht hat, ist es für ihn nicht möglich, die Steilheit einzelner Wandabschnitte abzuschätzen.

Doch das ist wichtig für ihn.

In wenigen Stunden wird er irgendwo dort oben zwischen senkrechten Felspfeilern in Eisrinnen und Granitplatten herumklettern. Als erster Bergsteiger wird er versuchen, die Nordwand des Mittaghorn-Westgipfels zu durchsteigen.

Nie zuvor jedoch hatte er sein Augenmerk auf die Nordwand gelenkt. Nicht ein einziges Mal vor dieser Mitternachtsstunde hatte er sie mit den Augen eines Erstbegehers gemessen. Erst gestern war der Plan zu der Durchsteigung der Wand mit anschließendem Abstieg über die Tausendmeter-Eiswand des benachbarten Großhorns gerückt. Als er am späten Nachmittag seinen schweren Rucksack über den menschenleeren Talabschluß heraufbuckelte, fand er zwar offengelassene Almen, stapfte durch saftige Blumenwiesen und stöberte vereinzelte Genssen auf, aber die Eisberge selber waren noch von regenschwangeren Wolken verhüllt und gewährten ihm keinen Einblick.

Die vergessene Unberührtheit dieses Weltenwinkels hat es ihm angetan, so daß er auch bereit war, ohne vorhergehendes Wandstudium einzusteigen. In der Tat, es schien ihm als würde diese Ungewißheit das Abenteuer noch eindringlicher gestalten.

Wenige Stunden später hat sich der Mond bereits hinter dem Horizont davongestohlen. Es dürfte gegen drei Uhr sein. Die geheimnisvollste Stunde der Nachtzeit hüllt die Berge in Verschwiegenheit.

Kein Laut ist hörbar. Der Wasserfall ist versiegt. Bewegungslos verharren die Gletscher. Die Natur hält den Atem an.

Doch was ist da oben am Schmadrirück? Etwas höher als vorhin? Zittert da nicht verloren ein winziges Licht über die weite Schneefläche?

Erfasst da nicht ein schwacher Lichtschein kleine Schneestollen, beleuchtet Windgangeln, bricht sich tausendfach in kleinen Eiskörnern, tanzt weiter, bleibt nirgends haften, sondern tastet sich die Flanke hinauf und bewegt sich in weit ausholenden Serpentina bergaufwärts?

Ja, es ist der Bergsteiger von vorhin, dem seine Stirnlampe Schritt für Schritt den Weg in Richtung Mittaghorn weist.

Der Schnee ist beinhart gefroren. Die Steig-eisen beißen sich verlässlich in den Hang. Der Nachtwanderer kann weit ausschreiten. Rasch gewinnt er an Höhe.

Immer wieder knipst er die Stirnlampe aus und versucht mit den Augen die Dunkelheit zu durchdringen und sich den Weiterweg klarzumachen.

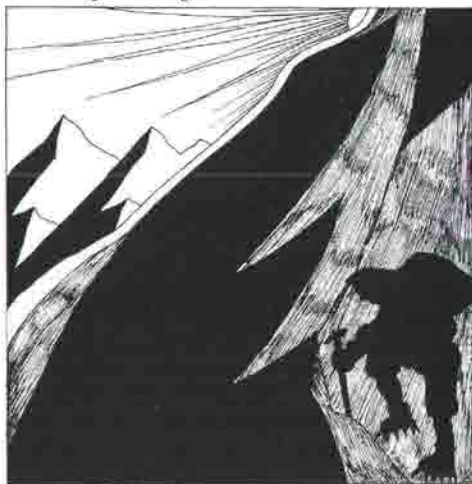
Wenn immer das Licht wieder aufblitzt, schrumpft für den Bergsteiger die nachtklare Weite der kalten Eisriesenwelt zusammen auf den kleinen Gesichtskreis der Stirnlampe. Was außerhalb des Lichtkegels liegt, ist seinen Sinnen unzugänglich. Inmitten von Nacht und Nichts lebt er in einer Oase spärlichen Lichtes.

Wie er das nächste Mal die Stirnlampe ausschaltet, sieht der Bergsteiger vor sich eine Wand in den Sternenhimmel ragen. Der Blick auf seinen Höhenmesser verwirrt ihn. Noch soll er sich über tausend Höhenmeter unterhalb des Mittaghorn-Gipfels befinden, und doch ist hier schon der Einstieg zur Nordwand. Eigenartig, wie man sich auf der Karte täuschen kann. Er hätte gedacht, die Wand des Mittaghorns würde nur 650 m messen. Vielleicht ist aber auch die Karte falsch. Schließlich ist er der erste Mensch, der seit der Entstehung der Gebirge seinen Fuß hierher setzt.

Rechts zieht eine schmale Eisrinne in die Höhe. Er wählt sie für den Aufstieg. Nach wenigen Metern wird die Eisrinne so steil, daß er sie nur noch hochklettern kann, indem er die Beine beim Steigen weit auseinanderspreizt, die Vorderzacken der Steig-eisen in die Seitenwände der Rinne stößt und mit den spitzen Hauen der beiden Eishämmer ebenfalls an den Begrenzungswänden abstützt. Ja, der Schluff erscheint ihm fast senkrecht zu sein, und er wundert sich, daß ihm die Kletterei leicht von der Hand geht. Die Lichtstärke der Stirnlampe reicht bald nicht mehr aus, um mit den Strahlen den Wandfuß erreichen zu können. Zwischen den Beinen hindurch kann der Bergsteiger sehen, wie unter seinen Füßen die Rundung der Eisrinne in das Schwarz der Nacht hineinfließt. Legt er den Kopf in den Nacken, so kann er kaum die Nahtlinie erspähen, an der über ihm das Couloir in den Sternenhimmel zu stoßen scheint. Er klettert aus der Nacht heraus und steigt in die Nacht hinein. Zwischen Dunkelheit und Verschwiegenheit liegen wenige Meter senkrechten Eises.

Plötzlich, es scheint dem Kletterer wie eine Täuschung, greift er ins Leere. Die Wand kippt waagrecht nach hinten um, ist zu Ende, schon gänzlich unter ihm, und vor ihm bauen sich in einiger Entfernung die Umrisse des Mittaghorns als schwarze Scheibe auf. Er begreift. Was er heraufgeklettert kam, war noch nicht das Mittaghorn gewesen, sondern ein unbedeutender

Zeichnung: G. Zingerl



Abbruch des Schmadriirücks. Daß er sich so täuschen konnte!

Droben am Himmel hat die Zahl der Sternpunkte abgenommen. Vom östlichen Horizont her beginnt ein durchsichtiges, seichtes und schließlich immer bleicher werdendes Blau den jungen Tag anzukündigen.

Der Kletterer hat den Wandfuß erreicht. Über Hartschnee, der auf bröckeligen Granitfelsen klebt, gewinnt er Zugang zur Wand. Sogleich ist die Kletterei schwierig. Die Wand nimmt von der Aufmerksamkeit des Bergsteigers Besitz. Kleine Schneebänder unterbrechen blaugrüne Eisplatten. Festgefrorene schwarze Felsbrocken dienen als Tritt; kleine Schneeschollen lösen sich unter seinen Füßen und sausen über die eisige Fläche in die Tiefe. Mal steigt er in Steilrinnen hoch, mal balanciert er über verblasene Rippen. Immer wieder zwingen ihn senkrechte Felsaufschwünge zu langen Querungen, bis eine weitere schwache Linie der Flanke den Schlüssel nach oben bietet.

Das Klettern ist dem Mann zur Selbstverständlichkeit geworden.

Solange das Eis mit einer griffigen Firnauflage bedeckt ist, läßt er die Ferse beim Steigen etwas schlaff nach unten hängen oder setzt die Eisen manchmal schief gegen die Wand. Die Schrittfolge findet sich in rhythmischem Einklang mit den Atemzügen.

Wie die Schneeauflage dünner wird, dann der Schnee ganz verschwindet und das blanke, harte Eis bis an die Oberfläche tritt, verlangsamen sich seine Bewegungen merklich. Behutsam verteilt er sein Gleichgewicht über die Haltepunkte. Die Aufmerksamkeit schlüpft in das vordere Zackenpaar der Steigeisen, tastet sich durch die Hammerspitze und bohrt sich zwischen Eiskristalle; sein Klettergefühl hat Schnee und Eis im Griff. Er versteht die Eigenschaften der kalten Materie.

Je delikater und abschüssiger sich das von Felsbrocken durchsetzte Eis dem Eindringling entgegensetzt, desto geistesabwesender und empfindungsloser scheint der Mann Arme und Beine zu bewegen. Der Bergsteiger vergißt die phantastische Ausgesetztheit seiner Lage. Hunderte von Tie-

fenmetern können nicht mehr in sein Bewußtsein dringen. Auf Zehenspitzen spazierte er seinsvergessen im blanken Eis.

Während der Kletterer noch den Hauch der kältestarren Nordwand spürt, kann er sehen, daß am Gipfelgrat ein gelblicher Saum die Strahlen der aufgegangenen Sonne aufsaugt.

Es dauert nicht mehr lange, bis der Bergsteiger den höchsten Punkt des Mittagshorns betritt.

Im gleißenden Licht der Morgensonne blickt er hinüber auf die weit verstreuten, gletscherbedeckten Berge des Berner Oberlandes. Auf keinem der Gipfel, nirgendwo auf den weitläufigen Gletschern und auch nicht draußen in den Tälern kann er die Spur eines Menschen entdecken. Es scheint, als sei er die einzige Menschenseele, die an diesem Wochentag einen Spaziergang durch die Welt der Wände unternimmt.

Die Gipfelrast fällt kurz aus.

Da ist noch der Abstieg über die Nordwand des Großhorns. Er schickt seine Schatten voraus und läßt kein Entspannen zu.

Der Mann auf dem Gipfel wirft einen langen Blick über seine Wand hinab. Noch einmal studiert er die Flanke mit Aufmerksamkeit. Seine Vorstellung läßt die Bilder der Nordwände des Mittagshorns und des Großhorns verschwinden. Das Großhorn tritt anstelle des Mittagshorns. Mittaghorn steht für Großhorn. Er prägt sich die Steilheit ein, macht sich klar, daß er den Wandfuß nicht einsehen kann, sondern daß der Mittelteil der Eiswand unter dem obersten Firnschild steil wegsackt; er sagt sich, daß die Wand von oben betrachtet eigentlich furchterregend aussähe, daß sie in ihm Schwindel erregen müßte, daß sie ihres Schreckens nur beraubt sei, weil er um ihre Geheimnisse weiß.

Obwohl er keinen Einblick in die unteren Wandpartien hat, trägt er in sich doch das sichere Bewußtsein um die Couloirs und die Firnrippe, erinnert sich an den großen Quergang dort hinter dem Felsvorsprung, spürt noch den glatten Granit in den Fingerspitzen und hört noch das Rauschen der abschilfernden Eisschollen.

Er zwingt sich die letzten Stunden beiseite zu schieben. Er versucht die Wand als das



„Der Bergsteiger vergißt die phantastische Ausgesetztheit seiner Lage. Hunderte von Tiefenmetern können nicht mehr in sein Bewußtsein dringen.“

Zeichnung:
G. Zingerl

Dennoch bleibt er immer wieder stehen. Sein staunendes Auge wandert über die riesige Wand, bewundert die kleinen, grünlich glänzenden Eisflecken, die in die blendend neuschneeweiße Fläche eingelassen sind, bleibt an unbedeutenden Seracs hängen, gleitet filigrane Schneerinnen hinab, die wie Spinnenbeine die Felsrippen umschlingen, steigt wieder herauf bis zum Grat, überspringt Hunderte von Metern im Augenblick, während er selbst regungslos verharrend dem Gesetz der Schwerfälligkeit zu gehorchen hat.

Die Sonne war weiter gipfelwärts gestiegen. Jetzt schickt sie ihr Streiflicht in breitem Überfluß in die Wand.

Ein schwacher Windhauch kommt auf. Kleine Staublawinen züngeln von der Gipfelgegend herab, kräuseln sich zu hellen Wirbeln, glitzern, zerstieben zu Übertausenden von Schneekristallen, jedes eine blitzende und blinkende kleine Sonnenwelt für sich. Die Windstärke nimmt zu, und da rieseln von überall die schimmernden Pulverschneemengen herab, stoßen aneinander, vermengen sich, sickern ineinander zu einer geschlossenen, flimmernden Decke. Ein weißer, hell leuchtender Schneeschleier schwebt leise die Wand herab, umhüllt und umspielt flaumig leicht den Bergsteiger. Die ganze Wand ist in lichterloh luftige Bewegung geraten! Der Bergsteiger ist oberhalb der Schlüsselstelle angekommen. Er steigt hinunter und hinaus bis auf den äußersten Sporn einer Rippe, die durch einen Strebepfeiler des darunterliegenden Steilabbruchs getragen wird. Von hier kann er sich den besten Überblick über die kommenden Meter verschaffen.

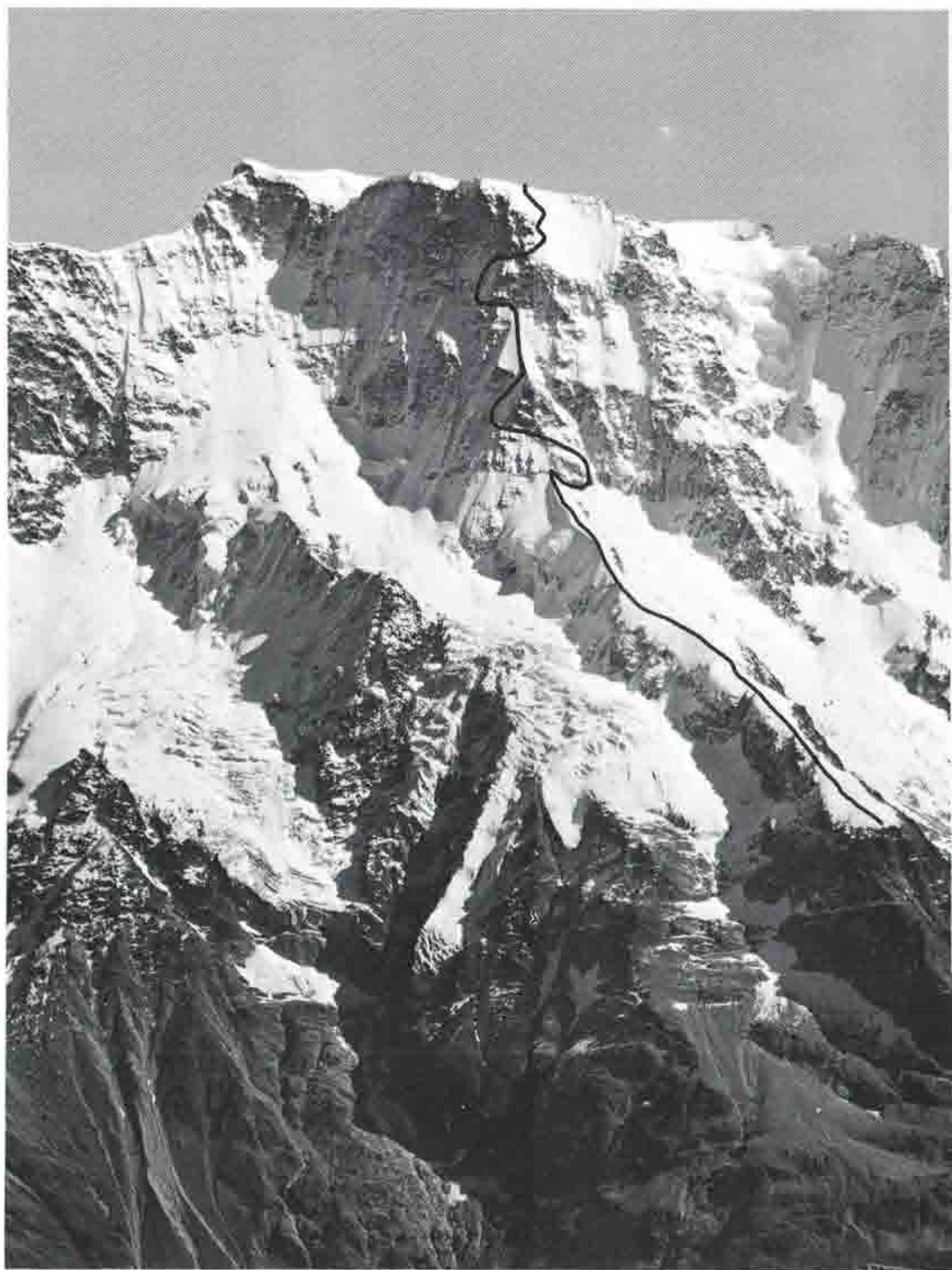
Zwischen Felspfeilern zieht wie ein erstarrter Wasserfall ein Streifen grauen Eises hinunter. Er bietet den einzigen Durchschluß. Der Bergsteiger scheint sehr vorsichtig ge-

zu sehen, was sie ist: Der gigantische Abbruch eines Berges, der nach wenigen Metern ins Leere stürzt.

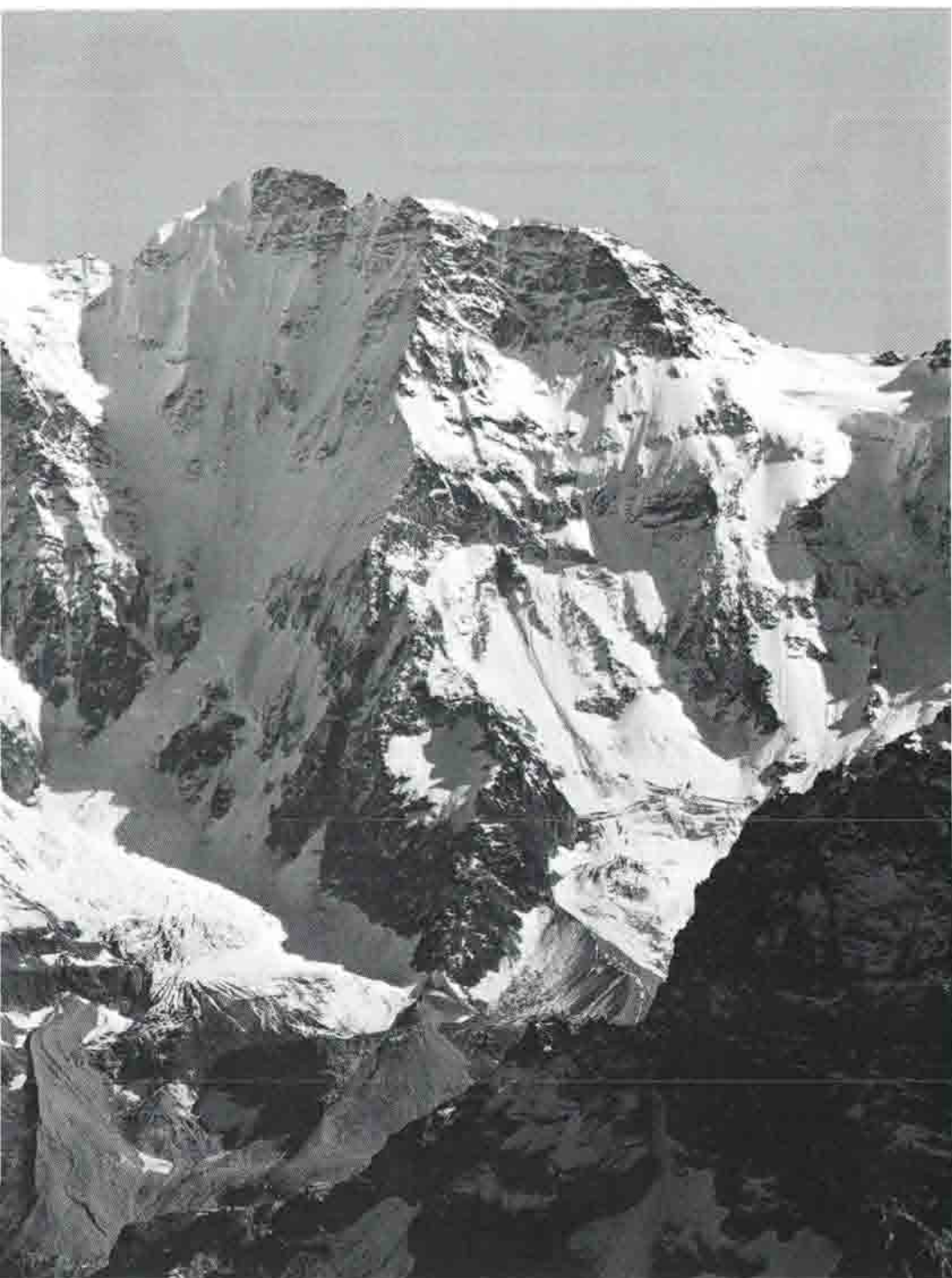
Dann läßt er wieder das Großhorn anstelle des Mittagorns treten. Drüben am Großhorn wird er nachher den Mut brauchen, in einen ähnlich gestalteten Wandabfall einzusteigen, und zwar von oben her, ohne Kenntnis nicht überschaubarer Wandteile. Der Bergsteiger weiß, daß es gut sein wird, sich zu erinnern, wie kletterbare Wände von oben aussehen.

Als er auf dem Großhorn steht, wirkt die Nordwand auf ihn weniger abschreckend, als ihm seine Einbildungskraft vorgegaukelt hatte. Zwar verschwindet auch am Großhorn der mittlere und untere Wandteil nach innen und verschwindet ins Leere, aber die ersten Klettermeter führen über hartkörnigen Firn, der ganz sachte mit Pulverschnee bestäubt ist. Er läßt sich gut klettern.

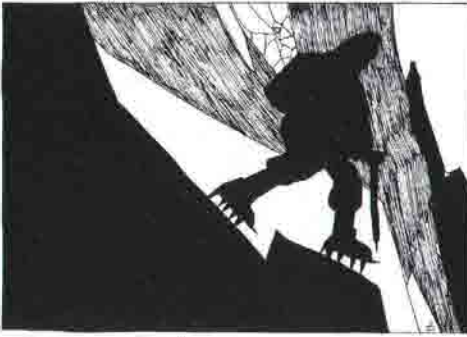
Und kaum hat der Bergsteiger die ersten vorsichtigen Schritte hinter sich gebracht, fühlt er sich sicher und hat die Bedenken vergessen.



Die Nordwände des Mittaghorns (links) und Großhorns (rechts). Eingezeichnet die ungefähre Anstiegslinie zum Mittaghorn-Westgipfel.



Der Abstieg erfolgte über die Eiswand in Falllinie des Großhorngipfels. Foto: W. P. Burkhardt



Zeichnungen: G. Zingerl

worden zu sein. Er zieht die Handschuhe aus, um den Hammer besser im Griff zu haben.

Kraftvoll haut er die Spitze ins Eis, und nicht eher, als wenn er sicher ist, daß sich die Haue festgefressen hat, bewegt er den anderen Arm oder ein Bein.

Die Frontalzacken der Steigeisen setzt er nicht mehr einfach auf die Eisoberfläche auf, sondern schlägt drei-, viermal die Vorderzacken gegen das Blankeis, daß kleine Schollen wegspringen, neigt den Kopf seitlich nach außen, um die Arbeit der Fußspitzen zu überprüfen, und erst wenn er sehen kann, daß die Kerbe das Zackenpaar in seiner ganzen Länge aufnehmen kann, erst dann stößt er das Eisen nochmal in die Bresche.

Einmal, wahrscheinlich ist er müde oder schmerzen ihn die Wadenmuskeln vom andauernden Balancieren auf den Vorderzacken, hackt er mit dem Hammer neben sich eine Stufe aus dem Eis, steigt den Schritt noch einmal hoch und ruht sich aus. Es schaut gefährlich aus, wie der kleine Mann sich in der über tausend Meter hohen Eiswand zentimeterweise nach unten bewegt. Ein Fehltritt, und er würde hinausgeschleudert aus dem Lichtkreis der Eiswände in das Schattenreich des Todes.

Doch der Mann scheint zu wissen, was er zu tun hat.

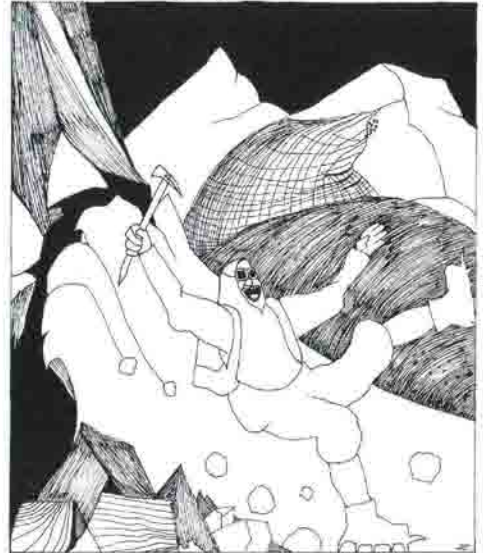
Gegen den Wandfuß zu, unmittelbar bevor die Steilheit endgültig abnimmt und die Wand in einen Schneehang ausläuft, hemmt der Bergschrund den weiteren Abstieg.

Wie eine wulstige Lippe hängt er in seiner ganzen Breite über einen mehrere Meter hohen Abbruch hinaus.

Der Bergsteiger klettert nach rechts, findet nur Überhänge, kehrt nach links zurück, scheint in einer Falle zu stecken, sucht den schwächsten Punkt der Randkluft, steigt einige Schritte zurück nach oben und — springt in die Luft!

Er springt herum, reißt die Steigeisen hoch, läßt alles fahren, wirft sich der Schwerkraft in die Hände, stürzt, fliegt frei durch die Luft, über die Randkluft, schlägt auf, saust hinaus aus der Nordwand, rutscht in einem teuflischen Ritt auf dem Hosenboden, schreit plötzlich auf, und lacht, und lacht, und lacht und freut sich, und kugelt und lacht und purzelt und freut sich, platscht hinein in den Schneematsch, schlittert weiter, springt auf, rennt in Riesensätzen, und jauchzt und schreit und fuchtelt mit den Armen und lacht und freut sich und schmeißt sich in den Schnee. Und wie er aufsteht, die Hose klatschnaß, da lacht er und freut sich.

Und grinst vergnügt.



Chronistische Nachbemerkung:
Berner Alpen.

Erste Begehung der Nordwand des Mittagshorn-Westgipfels und erster Abstieg über die direkte Nordwandföhre des Großhorns am 7. Juni 1976 durch Helmut Kiene.

Es handelt sich um eine sportliche Leistung ...

*Anschrift des Verfassers: Helmut Kiene,
Weyererstraße 2, D-8860 Nördlingen*

Freispitze — 1976

LUDWIG BERTLE

Freispitze. „Imposantes, nach Osten 1300 Meter, nach Westen 1200 Meter mit extrem steilen Grasflanken und scharfen, begrün-ten Aptychenkalk- und Lias-Fleckenmergel-Schneiden abstürzendes Massiv, dessen fin-tere, 350 Meter hohe Fleckenmergel-Nord-wand in wirksamem Kontrast zu den hel-len Rätalk-Fluchten der über 400 Meter hohen, fast senkrechten Südwände steht.“

Das Ziel meiner Kletterwünsche las sich etwas langatmig, war nur schwer zu er-kennen im Konglomerat von geologischen Fachausdrücken, Allgäuer Gras-Grusel und Höhenmetern. Doch half hier die eigene Erinnerung. Es konnte nur die Südwand sein, die fast senkrechte, über 400 Meter hohe, die ich mit Freunden vor Jahren an-geschaut hatte. Sie hatte mir gut gefallen in ihrem hellgrauen, äußerst kompakten Kalk, der sich im unteren Teil aber so un-nahbar darbot, daß alles Hoffen auf einen Durchstieg ohne Bohrhaken illusorisch er-schien. Wohl waren da Risse, an die sich das Auge klammern konnte, doch sie ver-loren sich oft nach wenigen Metern und waren im Ganzen so unsystematisch ange-ordnet, daß einfach keine vernünftige, zu-sammenhängende Anstiegslinie entstehen wollte.

Seit jenem Besuch waren Jahre vergangen, die Wand war inzwischen auf zwei Rou-ten, die einige Wiederholungen erfahren hatten, durchstiegen und überschwänglich gelobt worden. Wunsch und Zufall treffen sich, als ich an einem Samstagvormittag des Jahrhundertsommers 1976 einen Kletter-partner suche und in Joe und Manfred zwei Freispitze-Anwärter finde, die ihre Ruck-säcke schon gepackt haben und in drei Stun-den starten wollen. Ich überlege, ob ich mich anschließen soll, ob meine Form dazu schon ausreicht. Die Freispitze-Südwand ist auf jeden Fall schwierig, die Handschrift des Erstbegehers bürgt für sparsamen Ha-kenverbrauch. Doch es ist kein ernsthaftes Abwägen, zu fragen ist nur, ob eine Dreier-seilschaft für das Unternehmen nicht zu umständlich operiert. Aber Joes Einver-

ständnis ist lachend-selbstverständlich. Vor allem weiß ich, wo sich der Einstieg befin-det. Wir besitzen nämlich keine Beschrei-bung, der Führer vermerkt zwar den An-stieg, eine „Kletterei in festem Fels durch die auffallende, zentrale Plattenflucht, V bis VI“, jedoch keine näheren Angaben. Sor-gen bereitet mir das nicht, im Gegenteil, ich werde die Wand und den Anstieg eher mit den Augen des Erschließers betrachten, als der Epigone, der auf jedem Standplatz die Beschreibung zückt und die Gebrauchs-anweisung studiert. Was dem Erstbegeher höchste Freude bereiten kann, eine form-lose Masse Fels zu gliedern, in Möglichkei-ten zu zerlegen, die er bei der Durchstei-gung verwirklichen muß, so daß eine har-monische Linie entsteht, die keine Stilbrü-che enthält, von gleichbleibender Schwie-rigkeit ist, keine einzige unüberwindliche Stelle beinhalten darf, diese Formgebung, die Rébuffat den Kletterer mit dem schöp-ferischen Künstler vergleichen läßt, ist schon dem Zweiten, mit der Beschrei-bung in der Hand, nicht mehr möglich. Allein der Unterschied bei der Betrachtung der zu lösenden Aufgabe, der Wand, be-weist das. Während der Erste von der gan-zen Wand ausgehend zu den Teilstücken gelangt, montiert der Wiederholer Seil-länge für Seillänge zum vorbestimmten Muster. Er wählt nicht zwischen zwei Risen in der bangen Befürchtung aus, daß sie sich weiter oben in grifflosen Platten ver-lieren, erträgt nicht die Ungewißheit des Erfolgs als zusätzlichen Rucksack mit sich. Natürlich ist die Freiheit des Erstbegehers zunächst Bürde, Keim des Scheiterns, aber im Erfolgsfalle höchstes Erleben, Verein-igung von Plan und Handeln.

Ein wenig wollte ich mich in diese Per-spektive des Ersten versetzen, vielleicht an die Gedanken von meiner ersten Begeg-nung mit der Wand anknüpfen und sie mit dem Erlebnis der heutigen Route verglei-chen. Klar war, daß der Vergleich auch ein Nachvollzug sein würde, ich würde die Ha-ken und Standplätze als willkommene Vor-arbeit begrüßen und mir von ihnen die Richtung weisen lassen, widerstrebend oder dankbar, auf jeden Fall würde ich folgen.

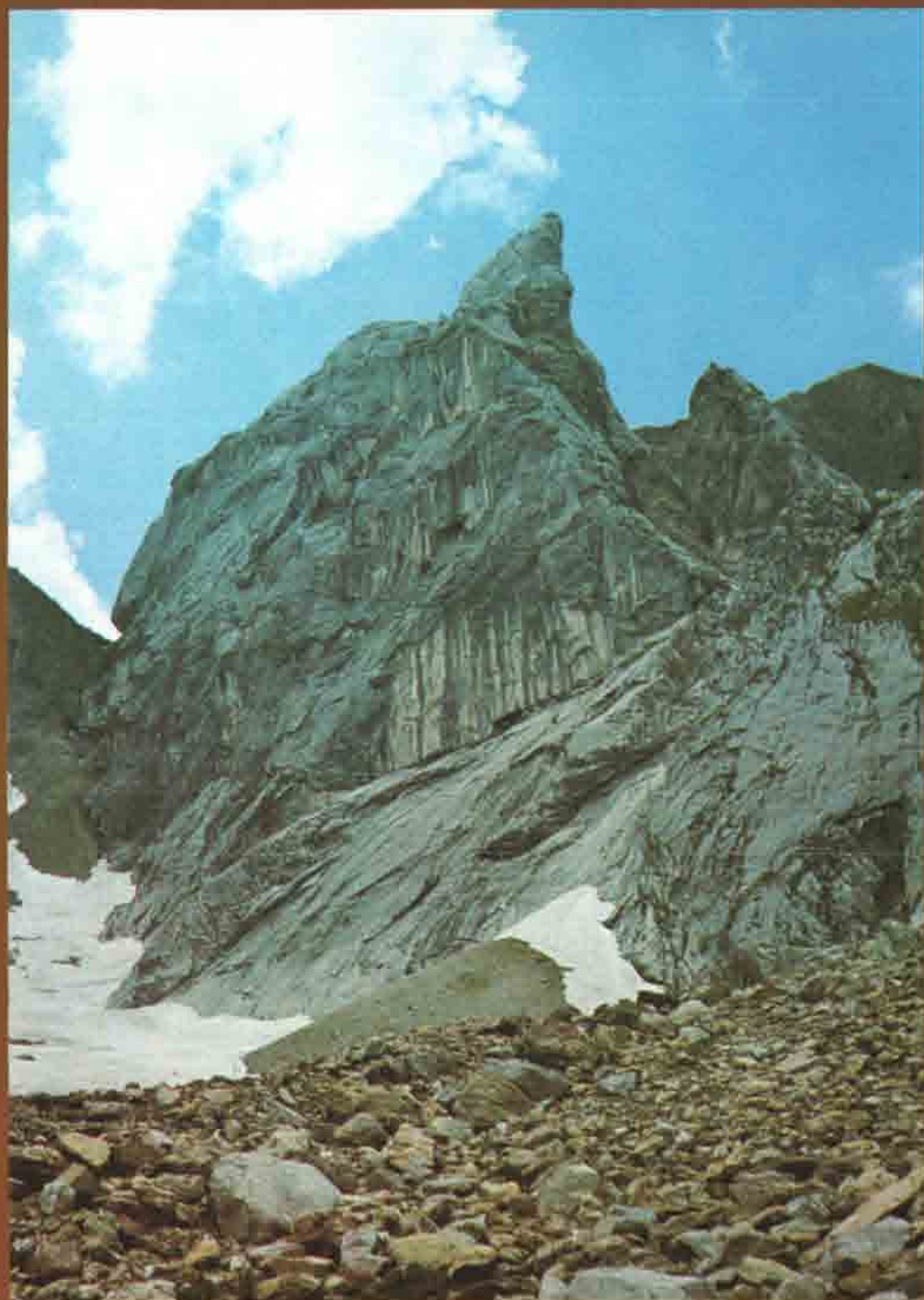
Selbst die Routine langer Kletterjahre ver-mag das Gefühl der Erwartung, eine Mi-

schung aus Tatendurst und Beklommenheit, nicht zu löschen. Ist es die Ungewißheit des Ausgangs, die es gar nicht geben darf, der zuwider wir unseren ganzen Verstand aufbieten? Oder das Quentchen Neuheit, das jede Tour von allen anderen unterscheidet, das ausreicht, um Monotonie trotz aller Wiederholung nicht aufkommen zu lassen?

Egal, ich freue mich. Das Wetter, seit Tagen, ja Wochen schön, sollte uns keine Sorgen, nur den festlichen Rahmen bereiten. Von Pfronten fahren wir ins Lechtal, die Straßen sind noch frei von sommerlichen Touristenströmen. Wir passieren uns bekannte Berge, Gehrenspitze, Säuling, Klimmspitze, alle Kondensationskerne unserer Erinnerung, heute in unseren Köpfen ihrer tatsächlichen Länge und Intensität beraubt und auf Minuten verkürzt, nur mehr die Scheitelpunkte ragen aus der Dämmerung. In Bach verlassen wir das Haupttal nach Süden, biegen ins Madau-, später ins Parseiertal ein und folgen diesem bis zum Ende der Fahrstraße, der Secla-Alpe (1400 Meter). Da sie Ausgangspunkt für den Aufstieg zur Memminger Hütte ist, herrscht hier reger Betrieb, der uns nicht weiter stört, dem wir aber doch ganz gern entrienen. Unsere Aussichten dafür stehen nicht schlecht, denn der Talschluß wird selten besucht, er wirkt ein wenig düster vor den 1000-Meter-Abstürzen der Parseier Spitze und des Daunkopfes. Einzig der Verbindungsweg von der Memminger zur Ansbacher Hütte über die Grießlscharte bringt ein wenig menschliches Leben auf diese weltabgeschiedenen Böden. Ungefähr eine dreiviertel Stunde lang folgen wir dem Parseierbach, dann taucht rechterhand ein grauer Gipfelklotz von unförmiger Gestalt ins Blickfeld, ein Schiffskiel vielleicht, bauchig, mit Platten gepanzert. Die Freispitze. Wir verlassen den ‚Zammer Parseier‘ und wenden uns scharf nach Westen ins Langkar. Der Weg wird steiler, die letzten Fichten treten zurück. Hier irgendwo muß die Schafgufel sein, ein alter Unterstand für die Hirten des Zammer Viehs, das früher vom Süden der Lechtaler über die hochgelegene Parseier Scharke getrieben wurde. Ein mühsamer, gar nicht naheliegender Weg, den Vieh und Hirten da benutzten.

Warum gehören diese Hochweiden nicht zur Gemeinde Bach im Lechtal, von wo es einen leichteren Zugang gibt? Mir fällt das Otztal ein, wo das Vieh einst von Südtirol über das Niederjoch getrieben wurde.

Die Schafgufel ist ein dem Gelände optimal angepaßter Stützpunkt, der sich normalerweise nicht verrät, jetzt aber durch eine schwache Rauchsäule auszumachen ist. Unter einem kühn vorspringenden Felsüberhang, der Wind und Regen abhält, befindet sich unerwartet eine Plattform aus feinsplittig verwittertem Gestein. In den Winkel duckt sich ein winziges Hüttchen aus Holz, einige Pritschen und eine Feuerstelle im Inneren, der Fels darüber ist rußgeschwärzt. Wir sind überrascht, Leute vorzufinden, trotz Wochenende und gutem Wetter sind wir bisher keiner Seele begegnet. Da sind drei Männer, einen kennen wir, Peter, der sich hier öfter aufhält. Heute klopft er Steine, um ein Außenmüerchen für die Schafhütte zu errichten. Sie ist halb fertig, verrät die Hand des Bastlers, der viel Zeit auf sie verwendet hat. Was sie sonst hier machen, klettern vielleicht? Sie waren an der Roten Platte, einer wüsten Mischung aus Aptychenkalk und Hornstein, die Nordwand so brüchig wie buntscheckig. Ich fühle mich in der Gufel als Eindringling, der den Frieden der Abgeschiedenheit gestört hat, mehr durch seine bloße Anwesenheit, als durch seine Fragen. Wir bleiben nicht lange, wollen näher am Einstieg biwakieren. Über uns schneefreies Mattengelände mit wenigen Felsgruppen, dazu ein wasserreicher Bach, so daß uns zum Biwak nichts fehlen wird. Auf dem Weiterweg denke ich über die Schafgufel nach. Ein phantastischer Platz, abgelegen, eingerahmt von einem wilden Felskessel, ein Eldorado für den Kletterer, obwohl oder gerade weil kaum erschlossen, im näheren Rund Wiesen voller Blumen. Schon bin ich dabei, eine Hütte zu bauen, eine für Selbstversorger natürlich, aus Holz und Natursteinen, für höchstens 20 Personen. Die Baugenehmigung würde nur schwer zu erhalten sein, man müßte einflußreiche Leute für den Plan begeistern, etliche Male über den Fernpaß fahren, den Hirten einen separaten Raum reservieren. Was würde meine Sektion sagen, wo sie



*Die Freispitze in den Lechtaler Alpen
mit ihrer Südwand.
Foto: J. Trenkle*

doch im Grunde froh ist, sich mit keiner Hütte herumschlagen zu müssen, würde sie meine Begeisterung verstehen? Ich würde noch in Eschenmosers „Vom Bergsteigen und Hüttenbauen“ über die Synthese von Kunstform und Natürlichkeit nachlesen, sorglose Planung sollte nicht zum Makel werden. Die Hütte müßte sich in die Gufel schmiegen, die Geländelinien aufnehmen und fortführen, sie dürfte erst im letzten Moment sichtbar werden, kein stolzes Gründerzeichen sein, sondern etwas Geducktes, Unscheinbares, Verschämtes, das den Schutz der Gufel sucht.

Die Bergsteiger darin müßten natürlich bessere Menschen sein, als man sie heute im Gebirge antrifft. Ein Hüttenwirt wäre überflüssig, ebenso wie Ver- und Gebotschilder. Obere und Untere würde es nur aus Funktionszwang und auf kurze Zeit geben, der Hüttenwart ficke in seiner Amtseigenschaft gar nicht auf. Das Brennmaterial trügen alle hoch, wie sie auch vereint den Abfall ins Tal schafften. Die allgemeine Unauffälligkeit und der leise Umgangston garantierten höchsten Schutz der Umwelt. Das Verhältnis zur Tier- und Pflanzenwelt wäre ein so inniges, daß die Gamsen zuweilen die Kletterer an die Einstiege begleiten, diese an sonnigen Nachmittagen im Gras liegen und Blumen streicheln könnten, ohne belächelt zu werden. Es gäbe keine markierten Wege, keine Routenbeschreibungen, Weg wäre da, wo man gerade ginge, der Orientierungssinn entwertete jedes Buchstabieren. Auf die Idee, Lärm zu verursachen, käme angesichts der vollkommenen, gleichgewichtigen Ruhe, die in dem Talkessel herrscht, niemand mehr.

Wir haben Wasser und Biwakplatz gefunden. Ein saftiges Graspolster unter einem Felsüberhang verspricht eine geschützte ruhige Nacht. Es wird warm sein, der Wind wird uns über das Gesicht streichen, die Silhouette des langen Parseier-Nordgrats wird den Horizont bilden und den Nachthimmel verkürzen. Die kurzen Wachheiten, jedermal eingeleitet durch ein leichtes Erschrecken über die riesige Tiefe des Kopf- raumes, werden ein wenig von dieser lauen, lautlosen Nacht spüren lassen.

Als die Sonne aufgeht, sind wir auf den Beinen, wir wollen früh einsteigen, die Wand liegt bald im Sonnenlicht. Über Geröll und Glockenblumen, später über Firnfelder, laufen wir zum Einstieg. Von Süden gesehen, ändert die Wand ihr Aussehen. Der bauchige Schiffsbug weicht einer Plattenwand, sobald der markante Freispitzturm, der den Gipfel des Südostgrates bildet, zurücktritt. Die Wand ist kaum gegliedert, eine Einbuchtung in der Vertikalen liegt mehr im rechten Teil und dient der Heel-Route als roter Faden. Links, im Westen, wird die Wand durch eine steile, rostbraune Mergelflanke begrenzt, die eine Verbindung zur Roten Platte herstellt und die Freispitzscharte bildet. Über sie wird uns der Abstieg führen. Das wüste, weil unglaublich brüchige Tongestein tritt so dicht an die Südwand heran, daß es noch einen Sockel bereitstellt, über den wir zunächst ansteigen und so die unteren 50 Meter der Kalkwand, die stark überhängen, umgehen können. Wir klettern rasch und seilfrei — alles ist lose, nur den Tritten keine Zeit lassen, sich zu lösen — flüchten zuletzt in eine Blockrinne und atmen, am Beginn der Schwierigkeiten angelangt, hörbar auf.

Was wir sehen, ist zwar eindeutig, aber nicht verheißungsvoll. Eine 30 Meter hohe, nach unten abbrechende Platte stößt oben an einen Überhangürtel, ist aber zu steil zum Queren. Allein der Verschneidungswinkel zwischen Platte und Überhang bietet Griffe und leitet uns leicht ansteigend in die Wand. Die Platte könnte der Seitenflügel einer Nase sein, wir streben zum Nasenrücken, der uns in die Fallinie bringt, sich aber bald verliert, so daß wir im weiteren Verlauf ohne die vertraueneinflößende Ahnung menschlicher Physiognomie auskommen müssen. Joe führt, packt die Querung mit Schwung, läßt keinen Zweifel an unserer Entschlossenheit aufkommen. Ich versuche ihn zu imitieren, stelle aber bald fest, daß der Gesichtsausdruck allein nicht genügt. Etwas unsicher lange ich am ausgesetzten Stand an. Die zweite Länge wird knifflig, eine steile Rampe, kaum etwas zum Hinstehen, wenige Haken, oben ein Überhang, der uns zur Flucht nach vorne treibt. Damit liegt aber schon

der untere, sehr steile Teil der Wand hinter uns. Der Weiterweg ist ein Traum. Geradwegs über riesige Platten aus hellem Rätalk klettern wir, alle Tritte auf Reibung, als Griffe Erosionsrillen und -löcher. Die ganze Wand ist die Oberseite eines einzigen Kalkpanzers, der vom Wasser zerfurcht wurde und so, trotz des Fehlens von Rissen, immer genügend Halt bietet. Dazu ist die Oberfläche des Gesteins rau, das Wasser hat nicht nur die Grob-, sondern auch die Mikrostruktur geformt: Mulden, scharfe Gräbchen, Spitzen. Die Sohlen halten, wo man sie hinstellt, ein beruhigender Tatbestand, der sich bald in ein Gefühl der Sicherheit verwandelt.

Um uns ist es ruhig, kein Wind, keine Menschen. Die Freispitze wird auf ihren normalen Wegen, die als solche nicht kenntlich sind, kaum bestiegen. Der Grund dafür liegt in der Abgelegenheit des Berges, die lange und beschwerliche Anstiege erfordert, auch im Fehlen eines günstigen Stützpunkts. Uns ist das nur recht, wir wollen allein sein, verzichten gerne auf die Intimität der Steinernen Rinne.

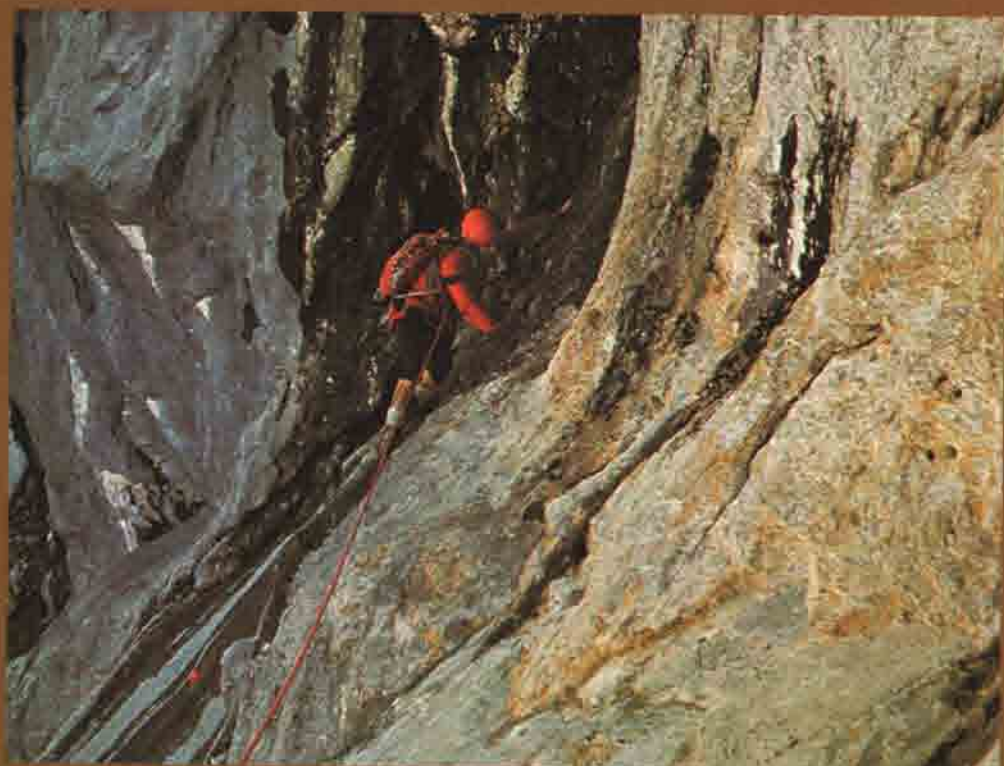
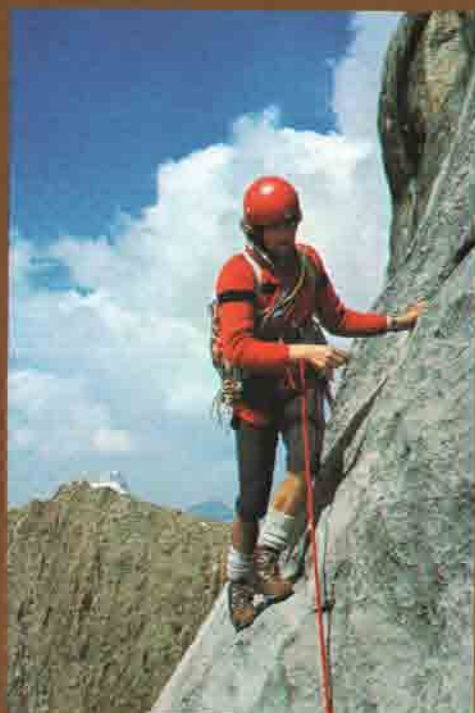
Den mittleren Wandteil, den mit den Erosionsplatten und dem Reibungsklettern um den V. Grad herum, habe ich mir erhandelt und bin ganz zufrieden dabei. Ich gehe gerne voraus, wenn ich mich sicher fühle, empfinde das Wegsuchen nur selten als Last und genieße die anschließenden Pausen auf dem Standplatz. Das Nachsichern von Freunden, deren Zuverlässigkeit oft erprobt ist, belastet nicht, die Armbewegungen sind automatisiert, der Kopf ist frei für Eindrücke, mag sein, daß die Sinne durch die gerade vorausgegangenen fünf oder zehn Minuten, in denen sie durch die Aufgabenstellung, Wand' höchst beansprucht waren, um so bereitwilliger die Außenwelt einströmen lassen: Den aus der Vogelschau eigenartig verkürzten Wandfuß mit unseren Fußstapfen im Schnee; die sonnenbeschienene Rost-Mergelhalde linkerhand, die so gar nicht in die Nähe unseres hellgrauen Edelkalks paßt; der sich allmählich weitende Blick über die Gipfel der Lechtaler, manche mit Namen und Erinnerung versehen, andere schon erblickt, jedoch nie recht registriert.

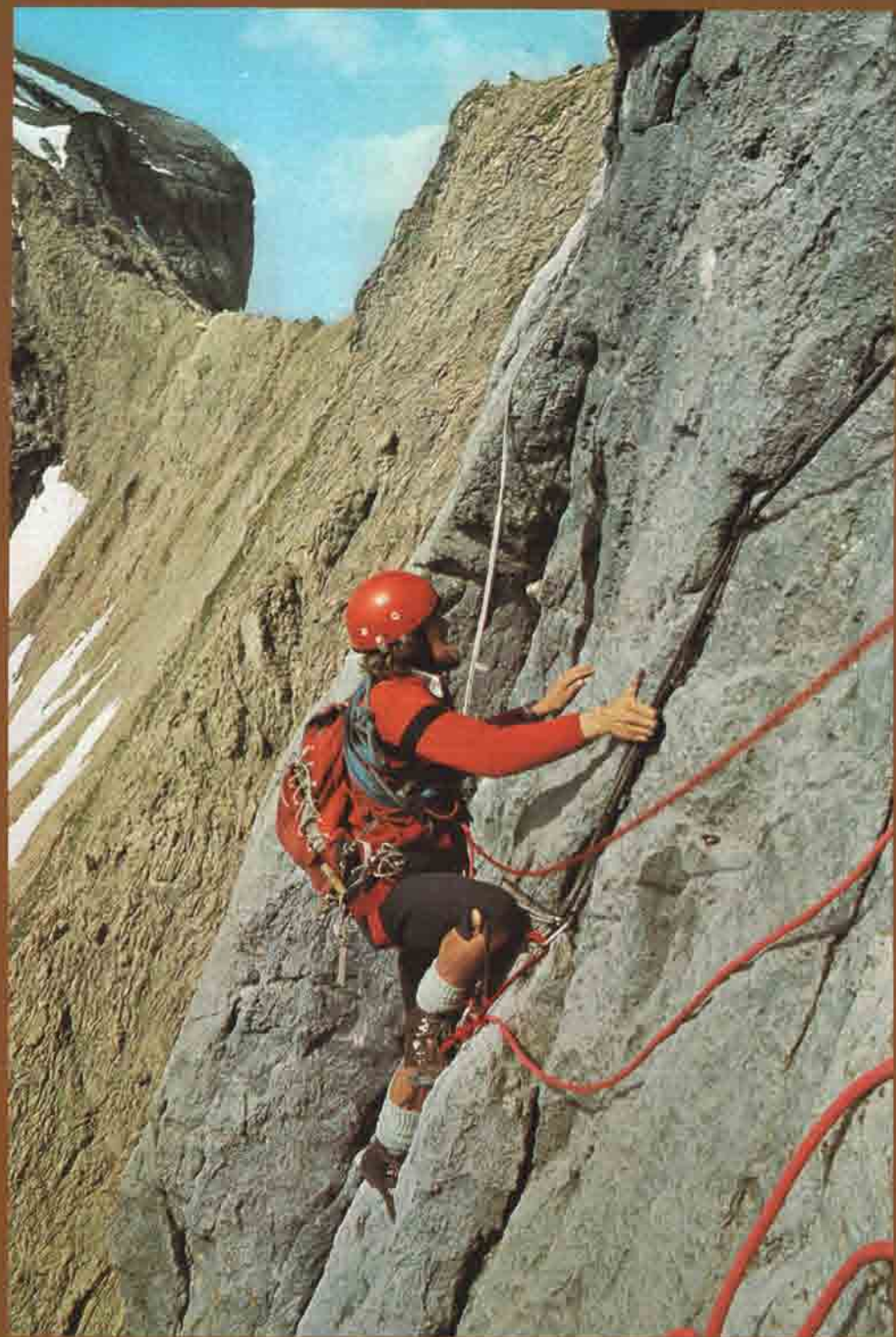
Mein Wandteil bäumt sich nach drei kurzen Seillängen bedrohlich auf, als wollte er mich nicht gar zu billig davonkommen lassen. Eine Reißverschneidung (welch seltene Form hier) weist mir den senkrechten Weg auf ein Köpfl, über dem wieder ein Überhangriegel ein freies Weiterklettern versperrt. Die Mausefalle hat ein Schlupfloch, ein aufgedröseltes Hanfseil für einen eventuellen Rückzug der Erstbegeher weist den Weg. Ein fallender Quergang nach links, dann ein Überhang und plötzlich stehe ich auf einem bequemen Band, vor meiner Nase das Wandbuch. Also auch hier ist der Chronist dabei. Erstbegangen, steht da zu lesen, 1969 von Philipp Albrecht und Helmut Furterknecht, seither vier Wiederholungen. Ich ergründe mein Erstaunen: In sieben Jahren sechs Begehungen, unsere eingeschlossen; eine Führe nach klassischem Ideal, der leichteste und doch direkte Weg durch die Wand, der sich auch nicht scheut, vor Böllwerken zu queren; durchwegs freie Kletterei, die wenigen ‚Hakenanfasser‘ stören den Kletterstil kaum; ein Hakenbestand, der so nicht bleiben wird und doch ausreicht; eine Felsbeschaffenheit, die den Vergleich mit bestem ‚Wetterstein‘ und ‚Kaiser‘ nicht nur nicht zu scheuen braucht; zuletzt Schwierigkeitsanforderungen, die den großen Touren der 30er Jahre vergleichbar sind, kaum unter V, nur wenige Stellen VI.

Der obere Wandteil gibt noch einmal Rätsel auf. Zunächst geht's eine Länge leicht weiter, wohin aber dann? Hoch oben lassen zwei überhängende Zonen einen senkrechten Durchgang frei, um aber dorthin zu gelangen, müßten wir gänzlich grifflose, fast senkrechte Platten durchklettern, unmöglich ohne künstliche Hilfsmittel. Nach rechts ging es, aber was sollen wir dort unter den Überhängen, der Durchgang, auf den wir zielen, ist doch 30 Meter weiter links. Ich kletterte wieder 20 Meter zurück, lasse Manfred und Joe nachkommen. Wir beraten gemeinsam, kommen aber nur darauf, daß man das aus der Nähe ansehen, also ausprobieren müsse. Manfred ist jetzt dran. Er läßt sich rechts abdrängen, um bei der ersten Gelegenheit wieder links einzuschwenken und gerade, an winzigen Griffen, unter den breiten

*Plattenklettere
in der Südwand
der Freispitze.
Besonders das Foto
rechts und auf Seite 197
zeigt deutlich den die
Lechtaler Alpen
charakterisierenden
Kontrastreichtum im
geologischen Aufbau.
Der Kletterer bewegt sich
in bestem Plattenkalk —
in unmittelbarer
Nachbarschaft dahinter
eine Mergelflanke...*

*Fotos:
J. Trenkle*





Überhang zu klettern. Über sich das Bollwerk, unter sich die glatte Wand, quert er den Verschneidungswinkel entlang nach links, alles läßt sich frei klettern, zehn, zwanzig Meter, dann hat er die schwache Stelle erreicht und kann wieder in die Falllinie zurückkehren. Joe und ich folgen staunend über den Trickreichtum der Linienführung, haben zu tun, im Quergang keinen der Haltepunkte sausen zu lassen und finden uns an luftigem, nicht ganz regulärem Standplatz wieder. Einige Meter weiter oben stehen wir besser. Nach der anschließenden, ausgesetzten Platte lehnt sich die Wand rasch zurück, geht in gestuftes Gelände über, so daß wir unsere Geschirre ablegen können. Kurze Zeit später sitzen wir auf dem Gipfel, allein, zufrieden und kauen an Wurst und Brot.

Es ist Mittag, alles paßt zusammen. Wir haben eine phantastische Wand durchstiegen, in einer Weltabgeschiedenheit, die man den Alpen oft nicht mehr zutraut. Unser Berg ist ein Chamäleon, das sein Gestein alle paar hundert Meter wechselt: höfatsgleiche Grasflanken neben einer Wand aus bombenfestem oberrätischem Riffkalk, gute 400 Meter hoch. Wir haben in ihr den leichtesten Anstieg gesucht und — dank der Vorarbeit der Erstbegeher — mit mittlerer Mühe gefunden. Wenn es einen Einklang von Natur- und Sporterlebnis gibt, dann war das einer. Vor uns liegt noch der Abstieg über Geröll und einige Kletterstellen nach Westen. Wir werden in die Freispitzscharte queren, die Mergelhalde hinabstasten und sie erleichtert gegen steile Firnfelder eintauschen. Unsere Augen werden noch einmal den Weg durch den Felspanzer suchen und sich nicht mehr durch Fragezeichen irritieren lassen. Am Biwakplatz werden wir das Daunenzeug verstauen, und an der Schafgufel werde ich klammheimlich meinen naiven Hüttenraum begraben. Der zweite Gang über gelbe und blaue Blumenfelder wird bereits Rückschau sein, das Schreiben darüber ein Jahr später der Wunsch, Bildern das Laufen zu lehren. Aber — davon werden wir uns nicht abbringen lassen — wir können wiederkommen und neue Bilder machen.

Anschrift des Verfassers: Ludwig Bertle, Brunnenweg 120, D-8962 Pfronten 3

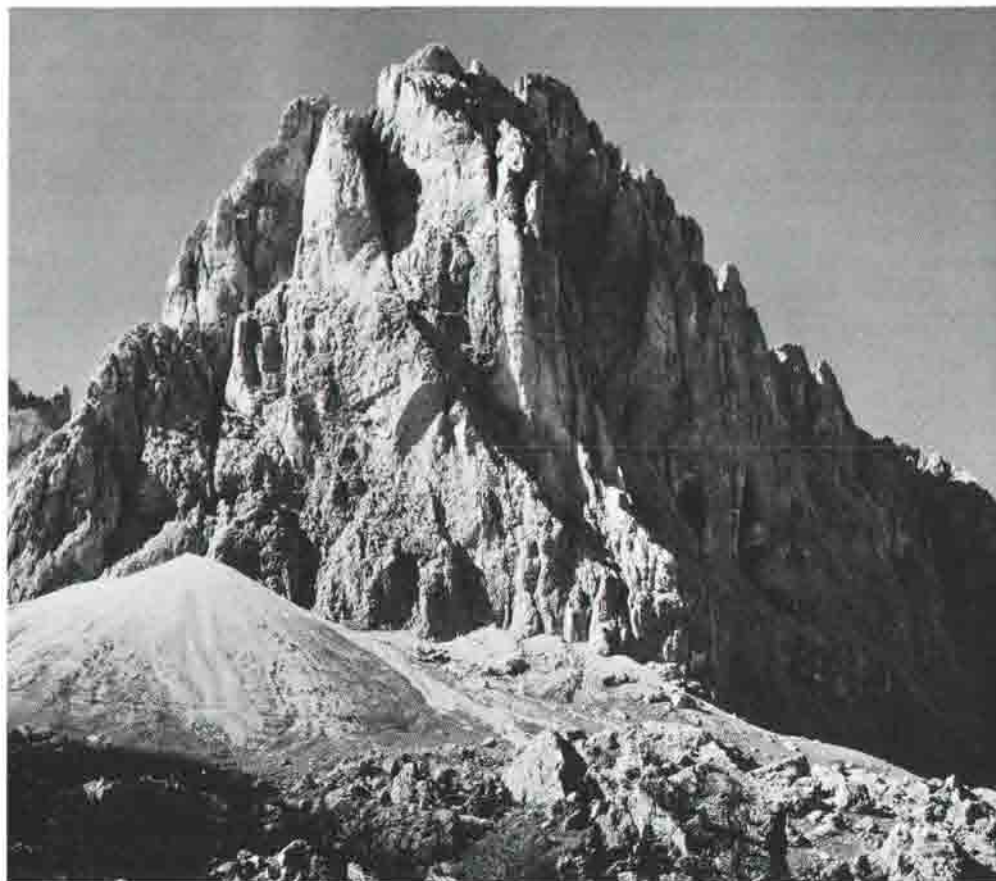
Langkofel 1907

ANTON SCHMID

Mehrfach erwähnt im Beitrag von Seite 203 bis 220 zum Thema „Daten des Alpinismus vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte“ ist der Münchner Bergsteiger Dr. Anton Schmid. Dr. Schmid, gebürtiger Werdenfelser, hat zu Beginn unseres Jahrhunderts nicht nur im heimatlichen Wetterstein zahlreiche Neutouren eröffnet, von denen zum Beispiel die Kleinwanner-Nordwand oder die Schmidführe durch die Wetterwand Jahrzehnte später einem Martin Schießler und Harry Rost allen Respekt abverlangten, sondern seine Unternehmungslust und sein Können auch in den Dolomiten und in den Westalpen bewiesen. Seine Schilderung der ersten Begehung des Langkofelecks über die Südostwand im Jahre 1907 läßt als Leseprobe sicher einiges vom Kolorit des damaligen Bergsteigens erahnen. Sie zeigt darüber hinaus, daß die Kletterer jener Jahre bereits durchaus bewußt und konsequent sportlichen Kriterien gehorchten ohne freilich — ganz im Sinne von Helmut Kiene (siehe Seite 169) diesen Kriterien ausschließlich oder auch nur vorrangig bestimmenden Einfluß auf ihre Tätigkeit zuzubilligen (Red.).

Oft trägt mich der Gedanke in jene hellere Gegend jenseits des höchsten Alpenkammes, in der mächtige Bergkastelle und abenteuerliche Felsstürme in den südlich blauen Himmel ragen, wo die Höhen am Morgen zu lebenssprühenden Burgen, am Abend zu verglühenden Märchenschlössern werden, wo unter Kastanienbäumen und Reben ein kraftvoller und froher Ast des Stammes der Bayern haust. Und denke ich an dieses Land zurück, so steigt vor mir ein Berg auf, der viele andere überragt und an dessen Felsen wir unsere Kräfte messen durften.

Mit Rudolf Schietzold fuhr ich Anfang August 1907 über den Brenner durch das frischgrüne Eisacktal mit seinen Engen und seinen freundlichen gotischen Städten südwärts. Neben den silberblinkenden Wassern des Grödener Baches gingen wir zu unserem Berge talein. In St. Ulrich trafen wir uns mit Hermann Delago, dem damals



Das Langkofeleck vom Sellajoch; die beschriebene Föhre erreicht von jenseits aus einer Schlucht den gratartigen Vorbau in halber Höhe der links abfallenden Kante. Umquerung des auffallenden, von zwei schattigen Schluchten flankierten Pfeilers zur rechten Schlucht. Durch sie zum Grat und über die Schlußwand rechts zum Gipfel.

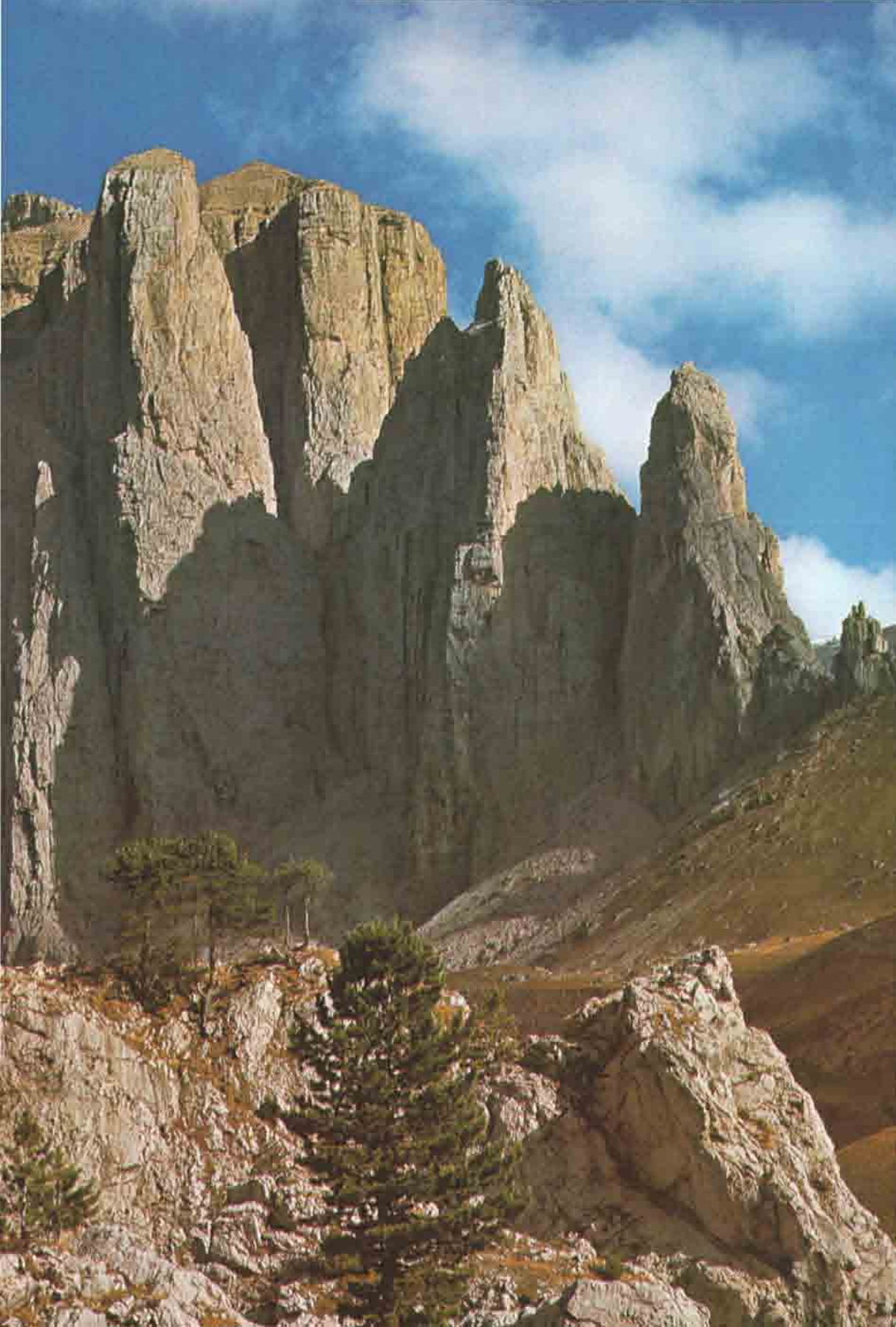
Foto: R. Lindel

bekanntesten Dolomitenkletterer. Von hoch herab grüßte uns erstmals die schluchten-
durchfurchte Turmgestalt des Langkofels.

Als wir am nächsten Morgen über Wolken-
stein bergan schritten, erhob sich über Fich-
ten und feingegliederten Lärchen der Stock
der Sella mit senkrechten Abstürzen mäch-
tig gegen den lichterfüllten Himmel, und
vor den zyklischen Schattenmauern fiel
die Sonne freundlich auf die grünen Alm-
böden, die sich zwischen Sella und den in
hellem Lichte glänzenden Wandfluchten des
Langkofels zur Rechten aufwärtszogen. Mit
jedem Schritte entfalteteten sich die Ost-
wände unseres Berges mehr; angesichts ih-
rer Wucht versteht man, warum man die-
sen Bau den langen Kofel genannt hat. Wie
oft habe ich mich zu Hause nach diesen

sonnigen, glatten Abstürzen geseht, aus
deren freien Fluchten man ungehindert in
die grünen Täler niederschauen kann! Aus
dem Grase blühte uns manches Edelweiß
entgegen, und von den Felstrümmern der
„Steinernen Stadt“ erglühnten Alpenrosen.
Auf dem breiten Sellajoch mähten die Bau-
ern Heu, neben ihnen ragen die hellen Do-
lomitriffe wie Säulen, die sich wiederum
mit den strahlenden Wolken des Himmels
verschwistern. Von der Marmolata im Süd-
osten fließt ein Gletscher blinkend nieder;
über all der Herrlichkeit wölbt sich der
sonnendurchglänzte südliche Himmel.

Vom Stocke der Sella lösen sich drei statt-
liche Türme los, wovon der höchste wie
ein ebenermäßiger Monolith vor dem Grün
des Joches steht. Mit ihm wollen wir es



heute noch aufnehmen. Nachdem wir uns in dem vom Alpenvereinszweige Bozen erbauten Jochhause heimisch gemacht haben, gehen Schietzold und ich über die sanften grünen Hänge zu dem Turm hinüber. Durch eine dunkle Schlucht, in der die Stimme hallt, erreichen wir ein Band in dem senkrechten Absturz, das uns auf die andere Seite des Berges führt und dann über schön geformte Felsen zum Gipfel leitet.

Von hier ragt die Mauer des Langkofels wie ein kaum übersehbares Wunder aus Stein. Vom südlichen Ende des Gipfelgrates, dem sogenannten Langkofeleck, bricht eine Wand zum Sellajoch nieder, die einer ebenmäßigen, vielfach glatten und nach oben sich verjüngenden Tafel gleicht und noch unbegangen ist; durch sie beginnen wir nun mit unseren Blicken einen Weg zu suchen. Über dem untersten senkrechten Drittel ragt ein Vorbau, von dem steile Felsen zu dem turmbewehrten Gipfelgrate führen. Der geplante Weg sieht zwar an einigen Stellen fraglich, aber nicht aussichtslos aus, so verlassen wir unsere schmale Spitze befriedigt und tauchen wieder in die Tiefe.

Am Abend ist die Felslandschaft über dem Joch wie ein feuriger Qualm. Die roten, gelben und grauen Farben der Felsen vermischen sich mit den bläulichen Schatten der Schluchten zu einer tiefen Glut.

Welch freundliche Stimmung empfängt uns am Morgen, da sich die Sonne schon auf den höchsten Felsgipfeln spiegelt und der Tau in den Gräsern glänzt. Frohgemut wie Ritter einer neuen Zeit, die um den Berg um innerer Werte willen kämpfen, steigen wir die hellen Schuttreisen hinan, die von den Wänden des Langkofelecks herabziehen. Unter dem Langkofeljoch betreten wir den Seitengrat unserer Berge gen Osten und erblicken von der Höhe aus eine tiefe Schlucht, die steil und eisbewehrt hoch aus der Gipfelwand herabkommt. Schnell durchschreiten wir den schattendüsteren Schlund und erreichen jenseits den in der Sonne liegenden Felsvorbau, der ganz frei über der Tiefe steht.

Auf den Steinen sitzend schauen wir hinaus in die südlichen Dolomiten, wo die

Türme der Pala ragen, in deren phantastischen Zacken wir eine Woche später traumhaft schöne Fahrten durchführen durften, das Eis des Marmolatagletschers funkelt.

Als wir uns zu den Felsen über uns aufmachen wollten, fiel mein Rucksack infolge Ausspringens eines Hakens in die Tiefe, doch störte uns das nicht weiter, und am Abend fanden sich die Nagelstiefel unverehrt wieder am Fuße der Abstürze, nur die Feldflasche war verbeult. Ein Kamin bringt uns zu einer ausgesetzten Plattenwand, es ist herrlich, frei über den Wiesen der Sella emporzusteigen, der Fuß erhascht die Tritte, so streben wir sicher an dem gewaltigen Bau in die Höhe, der Kletterschuh haftet an dem rötlichen und körnigen Fels und tastet über die Glätten der meerentstiegenen Korallenriffe aufwärts.

Wie köstlich ist es auf diesen harten Panzern zu gehen und die Macht eines gewaltigen Schicksals zu spüren. Die Berge sind ja auch in jahrtausendealter Entwicklung geworden. Durch Einrisse erreichen wir gegen Mittag die Grathöhe, durch splinterige Türme noch von dem — wie wir jetzt sehen — überhängenden Abbruch des Langkofelecks getrennt. Westlich von uns sinkt die wilde, schwarzgraue Eisschlucht inmitten gelber Felsen in die Tiefe, jenseits erhebt sich noch ein Turm, der steil gegen das Langkofeljoch hin abfällt. Wir beschäftigen uns aber sogleich wieder mit dem Weiterweg, da sich Wolken gebildet haben, die unser Vordringen erschweren könnten. Der braungelbe Abbruch des Langkofelecks ist von einem schmalen Riß durchzogen, der frei über den Hunderte von Metern abstürzenden Ostwänden hängt. Mit Zweifeln über seine Begehbarkeit queren wir die brüchige Schneide, als auch schon Blitze aufflammen und der Donner in den Bergen rollt. Schnell suchen wir nun der gefährlichen Höhe zu entrinnen und bewegen uns etwas östlich abwärts. Unter einem Felsüberhange beraten wir über unsere Lage: da die Begehbarkeit des Gipfelaufbaues sehr fraglich schien und der Regen anhielt, beschlossen wir schließlich für heute abzubrechen und kamen dahin über-

ein, daß Schietzold und ich die Begehbarkeit des Gipfelabbruches am nächsten Tage mittels Abseilen erforschen sollten. Zum Glück hörte der Regen wieder auf, als wir über die Mauer abwärts strebten, gegen Abend wölbte sich wieder klarer Himmel über unserem schönen Erdenfleck.

Der nächste Morgen sah uns im Langkofelkar, aus dessen trümmererfüllten Tiefe die Berge ringsum wie gotische Pfeiler und Wände emporsteigen. Sie wachsen höher und höher, je mehr wir auf dem Felsenwege zu dem kleinen Gletscher in den Mauern des Langkofels emporsteigen; neben uns ergießt der Gletscherbach seine Wasser über die Abstürze. Von dem Eisfelde aus queren wir dann über eine Felsschulter und rotes Geröll gegen das Langkofeleck hinaus, wo uns nach den schattigen Wänden warmes Licht umstrahlt und die Freiheit der Höhen und Tiefen umfängt.

Hunderte von Zacken der Dolomiten badeten um uns im Licht, die Zinnen und Türme der Langkofelgruppe stiegen unter uns empor, wie wenn sie dem großen Baue huldigen wollten, auf dem wir uns befanden.

Überhängend neigte sich unser Gipfel gegen den Grat, zu dem wir gestern vorgedrungen waren. Unmittelbar am Gipfelrande begann der Riß, der erst senkrecht und dann bald am Überhange einwärts, uns nicht mehr sichtbar hinabzog. Er verlief aber nicht in der Fallinie des Grates, sondern links über freier Wand, unter der aus großer Tiefe das Grün des Sellajoches und das silbrige Geäder der Bäche des Fassatales heraufgrüßten. Wir befestigten nun unser Seil an einem Block, dann trat mein Freund die Reise in die Tiefe an und erreichte nach einiger Zeit auch glücklich die Felsen des Grates. Dann folgte ich; zuerst im schmalen Spalte kletternd hing ich bald frei in der Luft, nach etwa 30 Metern über der Tiefe schwebend, mußte durch Schwingen der seitliche Grat erreicht werden; als ich eben den Fuß auf den festen Boden setzen wollte, ließ mein Freund das Seilende lachend los und ich pendelte um das Doppelte über den Abgrund — eine Nervenprobe. Als wir dann glücklich auf dem Grate vereint waren, stellten wir fest, daß der abenteuerliche Riß wahrscheinlich

möglich, wenn auch sehr schwer im Aufstiege zu klettern war. Heute wollten wir jedenfalls verabredungsgemäß den Abstieg vollenden. Von dem Grate aus schritten wir wieder über die Plattenpanzer abwärts, unter uns den rosenfarbig schimmernden Fels, die goldgelben Schuttreisen am Fuße der Mauer und die moosgrünen Wellen der Triften um Jöcher und Täler.

Als sich Schietzold am Ausstieg den Fuß vertrat, mußte er leider auf den für den nächsten Tag geplanten Aufstieg verzichten; so luden wir den gerade auf der Hütte anwesenden Bozener Bergsteiger Paul Mayr ein, den Anstieg mit zu unternehmen.

Wieder verlebten wir einen Abend vor der Hütte. Die Wände und Türme über uns erglühten, als ob sie nicht aus harten Felsen, sondern aus feurigem Brodem gebildet wären, bis sie endlich grau wie uralte Göttersteine in dem Dunkel versanken. Eine laue Dolomitennacht stieg herauf und festlich erglänzten wieder die Sterne.

Zum dritten Male gingen wir am nächsten Morgen durch die Wand, genossen wieder die Herrlichkeit des Aufstiegs und die Eindringlichkeit der Felsenschönheit. Am Gipfelabbruch hatten wir gestern das Seil hängen lassen: es hieß aber womöglich ohne diese Sicherungsmöglichkeit die Höhe zu gewinnen. Mit einem Fuß und Arm im Spalt, mit dem anderen spreizend, schob sich Mayr an dem überhängenden Fels empor, eine Leiste oben erlaubte einmal eine kurze Rast. „Ich bitte festzustellen, daß ich das Seil nicht berühre“ rief er herab, und bald hatte er dann den abenteuerlichen Abbruch bewältigt. Als wir folgten, genossen wir nochmal die Gewalt der Tiefe und den Reiz des Hängens an den schmalen Felsgriffen.

Ein gewaltiger Felsbau war besiegt. Matten, Schuttfelder, Wände und Gipfel der Dolomiten waren wieder unter uns und um uns, die Sonne zog feierlich über das Gebirge. Nördlich schimmerte die Kette der eisbedeckten Tauern wie ein silbernes Geschmeide. Wir lagen wieder auf den Steinen, diesen Meerestierbauten und sannem in die Fernen.

Anschrift des Verfassers: Dr. Anton Schmid, Zaubzerstraße 3, D-8000 München 8

Daten des Alpinismus vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte

ELMAR LANDES

„... dieses Buch will beweisen, daß der Alpinismus nicht unabhängig ist von Zeit und Lebensraum; daß auch er, wie Philosophie und Kunst, untrennbar mit der Gesamtkultur einer Epoche verbunden, diese ebenso charakterisiert, wie sie etwa durch ihre Wissenschaft und ihre Technik, ihre politischen und sozialen Verhältnisse gekennzeichnet wird. Auch in dem Verhältnis zwischen Mensch und Berg spiegelt sich das Wesen einer Zeit, und die Entwicklung dieses Verhältnisses ist charakteristisch für die Entwicklung der Menschheit.“

Diese Sätze schreibt Dr. Karl Ziak in der Einführung zu seinem Buch „Der Mensch und die Berge — eine Weltgeschichte des Alpinismus“ (Verlag Das Berglandbuch, Salzburg). Dasselbe Thema streift der Beitrag zum 100. Band dieser Reihe im Alpenvereinsjahrbuch 1975. Die folgenden Ausführungen nun gelten dem Versuch, den Wurzeln bestimmter Ereignisse und Gegebenheiten aus der Geschichte des Bergsteigens im Boden der Zeitgeschichte nachzuspüren.

Was der Versuch vor allem andeuten sollte: Die unermessliche Vielfalt, in der die Bezüge bergsteigerischen Geschehens zu den jeweils es begleitenden Zeitergebnissen und -strömungen sich darstellen können. Das unterstreicht die Wahrscheinlichkeit, daß zu jeder diesbezüglichen These nicht lediglich eine plausible Antithese denkbar ist. Deshalb erscheint es wenigstens erlaubt, wenn nicht sogar angemessen, Ausführungen zu diesem Thema bewußt subjektiv überspitzt vorzutragen, dadurch Widerspruch herauszufordern: da eben das Leben, dessen Flechtwerk von Bezügen wir studieren wollen, vermutlich am „objektivsten“ wieder in Szene gesetzt wird, wenn unterschiedlichste Ansichten in ein entsprechend lebhaftes Gemenge verstrickt sich zu behaupten suchen, aneinander abschleifen und in ihrem Widerstreit vielleicht gar die Perspektive für gänzlich neue Aspekte aufreißen ...

Diese Vielfalt, in der sich die Bezüge des Bergsteigens zur Zeitgeschichte darstellen, läßt außerdem wohl einsichtig werden, daß die folgenden Betrachtungen nur Ansatzpunkte — eine dürftige Materialsammlung bestenfalls — zum Thema vermitteln können. Einer gewissen, doch anzustrebenden Vollständigkeit halber, liegt es dennoch nahe, diese Materialsammlung mit einer Wiederholung dessen einzuleiten, was zum Teil bereits im Jahrbuch 1975 (im erwähnten Beitrag zum 100. Band dieser Jahrbücher) über zeitgeschichtliche Hintergründe zur Erstersteigung des Montblanc nachzulesen ist:

Die Wissenschaften jener Zeit haben den Bann einer früheren gebrochen, suchen Erscheinungen und Geschehnisse der Natur nicht mehr allein mit göttlichem oder dämonischem Walten zu erklären, sondern ihre Gesetze zu entdecken. Das ist auch die Voraussetzung für das zunehmende Interesse am Hochgebirge, erste große Besteigungen:

Erstersteigung des Montblanc

1786, am 8. August, betreten Jacques Balmat und Dr. Michel Gabriel Paccard erstmals den Gipfel des Montblanc. Schon 1760 hatte der Naturwissenschaftler Horace Bénédicte de Saussure einen hohen Geldpreis für den ausgesetzt, der einen Weg zum Gipfel des Berges finden würde. 1787 steht Saussure selber auf diesem Gipfel, hält sich dort oben fünf Stunden auf und unternimmt wissenschaftliche Messungen.

Notizen zur Zeitgeschichte

Notizen zur zeitgenössischen Kulturgeschichte: Watt entwickelt eine Dampfmaschine mit Kolbenstange und Zentrifugalregulator; in England und Deutschland gibt es die erste versuchsweise Gasbeleuchtung für Innenräume; Klassik der Musik (Haydn, Mozart, früher Beethoven); Rokoko; Aufklärung, Empfindsamkeit (1774 Goethe: „Die Leiden des jungen Werther“), Sturm und Drang (1782 Schiller: „Die Räuber“), daneben extremer Pietismus, Nachklänge des Mittelalters — 1782 letzte Hexenhinrichtung durch das Schwert in der Schweiz (Gretchentragödie im Faust!); Goethe erlebt diese Strömungen in heftigen „Bekeh-

rungen“, wird seinen Zeitgenossen darum zum Rätsel, zum Chamäleon, laut Prof. Dr. Sengle äußert sich in ihm bereits die „Diskontinuität des modernen Menschen“, spiegelt sich in seinen Krisen der Umbruch der Ordnung des Christlichen Abendlandes, Goethe erkennt den „tragischen Menschen“ — „Zwei Seelen“ (Mephisto/Faust!) „wohnen ach in meiner Brust“ . . .

Nicht nur die Wissenschaft jener Zeit (auch Goethe betätigt sich als Forscher) bekundet großes Interesse an der Natur. Jean Jacques Rousseau (1712—1778), als Befürworter einer neuen Gesellschaftsordnung Wegbereiter der französischen Revolution, lehrt, nur im „Naturzustand“ könne der Mensch ein ursprüngliches, nicht gespaltenes, glückliches Leben führen. Verläßt er diesen Naturzustand, führe das zur Bildung von Privateigentum, was wiederum zur Folge habe, daß es bald Herren und Knechte gäbe. Zwar sei eine Rückkehr in den Naturzustand nicht mehr möglich, der Mensch jedoch ursprünglich gut. Rousseau erhofft deshalb ein besseres Menschentum nur von einer Erziehung außerhalb des schädigenden Einflusses der Gesellschaften in der Einsamkeit, wo als Erzieherin ganz die Natur zu wirken vermag (Erziehungsroman „Emil“ — „Zurück zur Natur“) . . .

Aufschlußreich wäre es nun gewiß, die Rolle der Hauptakteure bei der Erstbesteigung des Montblanc zu studieren, die sie in diesem Zeitgeschehen spielen.

Saussure, der vermögende Wissenschaftler, Balmat, Strahler (Kristallsucher), sicher einer der „Unterprivilegierten“ unter den Bewohnern des Tales von Chamonix, dem jedoch der Erfolg von 1786 und seine spätere Führertätigkeit Berühmtheit verleiht, die er eifersüchtig auf Kosten des Ansehens seines einstigen Gefährten, Dr. Paccard, pflegt; Dr. Paccard, Arzt des Tales von Chamonix, dem vermutlich das Verdienst zukommt, in gründlichen Studien die Anstiegslinie, auf der die Erstbesteigung erfolgte, erkundet und gegen die Zweifel seines Partners beharrlich verfolgt zu haben, dessen Motive für diese Besteigung sich am wenigsten wohl aus seiner beruflichen und sozialen Stellung herleiten lassen . . .

Erstersteigung des Matterhorns

Mit der ersten Ersteigung des Matterhorns 1865 endet für viele Chronisten des Bergsteigens das „Goldene Zeitalter des Alpinismus“ (Zeit des Werbens um noch unbetretene Gipfel; ebenfalls 1865 schon eröffnen Moore, Walker und Matthews mit den Führern Anderegg den Anstieg über den Mooresporn in der Brenvaflanke des Montblanc!). Entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung, die das Bergsteigen während dieses Zeitalters erfahren hat, hat zweifellos die industrielle Revolution, die erst die Verkehrsbedingungen geschaffen hat, die allen voran den Engländern ihre immer häufigeren Besuche in den Alpen — dem „playground of Europe“ ermöglicht haben. Natürlich kann sich nicht jeder einen regelmäßigen Aufenthalt in diesem Spielplatz leisten. Bergsteigen wird somit — wie der Sport überhaupt — weitgehend zum Privileg entsprechend „situierter“ Kreise. Diesen Kreisen gehören denn auch die angelsächsischen Teilnehmer an der Erstbesteigung des Matterhorns, Lord Douglas, Ch. Hudson (Geistlicher) und Hadow an. Als Ausnahme, die die Regel bestätigt, kann Whymper gelten: seine Alpenfahrten ermöglicht ein englischer Verleger, an den er Bild- und Textreportagen von seinen bergsteigerischen Unternehmen verkauft. Recht bemerkenswerte Schlüsse läßt diese Erstersteigung und ihre Vorgeschichte auch auf die Wandlungen im Verhältnis zwischen den bergsteigenden „Herren“ und ihren Führern zu. Whympers und Carrels



Rechts:
Der Gipfel des
Matterhorns.
Seite 204:
Jean-Antoine
Carrel.



Zeichnungen:
E. Whymp

Schwanken zwischen Partnerschaft und Konkurrenz zueinander bei den Versuchen vor der Erstersteigung, in das sich ausschlaggebend schließlich sogar die italienische Regierung einschaltet — Wahrung nationalen Prestiges! — ist bekannt. Auch Michel Croz aus Chamonix, bis zur Katastrophe beim Abstieg leitender Führer während der Erstersteigung, und Whymp betrachten sich mehr als Partner. Die letzten Meter zum Gipfel rennen sie miteinander um die Wette. Die beiden anderen an der ersten Matterhornbesteigung beteiligten Führer, Taugwalder Vater und Sohn aus Zermatt, hingegen scheinen mehr den Typ des Lokalbergführers zu verkörpern, der sich in seiner Dienstbereitschaft ganz den Wünschen und Initiativen der „Herren“ unterordnet.

Industrielle Revolution — Marxismus

Die industrielle Revolution hat natürlich nicht nur verbesserte Verkehrsbedingungen zur Folge. Und sie ist auch nicht das einzig herausragende Ereignis, das die Geschichte des 19. Jahrhunderts nachhaltig bewegt. Wie sich die bewegenden Ereignisse in diesem Jahrhundert buchstäblich überpurzeln, kann hier wiederum nur angedeutet werden. Das Erbe der französischen Revolution hat Napoleon angetreten und mit seinen Machtansprüchen Europa zu Beginn des Jahrhunderts in Atem gehalten. Auf der Schattenseite der industriellen Revolution führt die lawinenartige Expansion der Großindustrie zum Sterben anderer Erwerbszweige. Neue Produktions- und wirtschaftliche Wachstumsperspektiven bisher unerahnten Ausmaßes haben euphori-

sche Spekulationen auf der einen, Existenzangst auf der anderen Seite zur Folge. Die Bürgerschaft wird in eine Unternehmer- und Arbeiterklasse gespalten. Katastrophale Verhältnisse am Arbeitsplatz, unmenschliche Arbeitszeiten, „furchtbares Wohnungselend unter unglaublichen hygienischen Verhältnissen“ (Engels) in Ballungsgebieten der Industrie — soziale Unruhen: 1848 Februarrevolution in Frankreich, Märzrevolution in Deutschland und Österreich, Marx und Engels veröffentlichen das „Kommunistische Manifest“, Grundlage des „wissenschaftlichen Sozialismus“ („Marxismus“).

Darwinismus

Dieselbe, nicht nur für die Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts nachhaltige Wirkung wie vom „Marxismus“ sollte auf anderem Gebiet, dem der Naturforschung, vom sogenannten „Darwinismus“ ausgehen. 1859 erscheint in London Charles Darwins Werk „Über die Entstehung der Arten im Tier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung, der Erhaltung der vervollkommenen Rassen im Kampfe ums Dasein“. Im Katalog zur Ausstellung „Aspekte der Gründerzeit“ (Berlin, München, Frankfurt 1974/75) heißt es dazu: „Die Wirkung dieser Lehre war enorm. Zunächst allerdings löste die trivialwissenschaftliche Kurzschluß-Deutung, Darwin habe die Abstammung des Menschen vom Affen behauptet, entrüstete Proteste aus, und die Karikaturisten nahmen sich voller Wollust des Themas an. Doch dann breitete sich ein Darwinismus à la mode aus, der durch Übertragung der biologischen Theorien auf gesellschaftliche Zusammenhänge weltanschauliche Brisanz gewann. Die These von der Durchsetzung des Stärkeren im Lebenskampf wurde vom Liberalismus als soziologisches Argument aufgegriffen, und das europäische Bürgertum suchte in der Evolutionstheorie die Rechtfertigung für einen gefährlichen Rassenhochmut. Von tiefgreifender Wirkung auf das Bewußtsein der Zeitgenossen war die endgültige Verdrängung des Glaubens an die Genesis der Menschheit kraft eines besonderen göttlichen Schöpfungsaktes durch die Popularisierung der Lehre, daß der Mensch End-

produkt einer langläufigen biologischen Evolution sei. Die weltanschauliche Aneignung von Entropiebegriff und Evolutionslehre, die sich beide auf langfristige Zeitabläufe beziehen, ließ die Vorstellung vom Schöpfungswunder aus der Vertikalen der göttlichen Offenbarung in die Horizontale der lang hingedehnten Endlichkeit kippen. Zu gleicher Zeit fand die Naturwissenschaft Mittel zur Verlängerung des individuellen Menschenlebens. 1882 entdeckte Robert Koch den Tuberkelbazillus, 1883 den Cholera-Erreger.“

Bewußtseinskrisen und ihre Äußerungen in der Kunst

In diesen Umwälzungen schreitet der „Umbruch der Ordnung des christlichen Abendlandes“ voran, und keine neue Ordnung vermag den „Bewußtseinskrisen“, die sich daraus ableiten, der entsprechend voranschreitenden „Diskontinuität des modernen Menschen“ entgegenzuwirken. Das äußert sich vielleicht nirgends so deutlich wie in den Zeugnissen von Kunst und Kultur besonders des späten 19. Jahrhunderts.

„Nicht ohne Grund zeigen die Gemälde von Böcklin und Feuerbach so viele Darstellungen ferner Gestade, Sehnsuchtsgestade, an denen einsame Gestalten auf Unbestimmtes sinnend warten oder von deren jenseitigen Ufern Sirenen locken.“ (Weiteres Zitat aus dem Katalog zur Ausstellung „Aspekte der Gründerzeit“). Ungefähr gleichzeitig malt Cezanne seine Stilleben, Landschaften mit Brücken und Damm-durchstichen. Richard Wagner feiert seine Erfolge auf dem Gebiet der Oper (1870 „Walküre“, 1874 „Götterdämmerung“...), Johann Strauß die seinen (1874 „Fledermaus“) auf dem der Operette. Die Ausdrucksmöglichkeiten der Architektur reichen von industriellen Zweckbauten und Mietskasernen bis hin zu den „Märchenschlössern“ König Ludwigs II. von Bayern (1845—1886), die der Literatur seien angedeutet durch wenige Autorennamen wie Felix Dahn („Ein Kampf um Rom“, 1876, „Odhins Trost“ 1880), Theodor Fontane („Effie Briest“ 1895), Anzengruber („Der G'wissenswurm“ 1874), Gottfried Keller („Der Grüne Heinrich“ 1879), Zola, Ibsen, Strindberg...

Verlust der Mitte

Das Wort vom „Verlust der Mitte“ — der Mitte eines allgemeingültigen Weltbildes — hat der Kunstkritiker Hans Sedlmayr geprägt (1948), um die Ursachen zu bezeichnen, auf die ein derart unvereinbares Nebeneinander geistes- und kulturgeschichtlicher Äußerungen, die eine Epoche hervorbringt, zurückweist. Wenn diese Deutung zutrifft, dann scheint es auch folgerichtig, daß sich die Gesellschaft, die den Verlust zu beklagen hat, an Stelle der einen gemeinsamen, ihre mehr oder weniger privaten Ersatzmitteln zurechtzumauern beginnt. „Die Medien der Weltanschauung — Literatur, bildende Kunst und Musik — reagierten auf den Jenseitsentzug mit der Erfindung einer neuen Mythologie, deren Grundzug der Entwurf eines diesseitigen Jenseits war, die Utopie eines wiedergewonnenen Arkadien. Die verständliche Sehnsucht nach dem irdischen Paradies, der heilen Welt, hat hier ihren Ursprung. Die Idealbilder des künftigen Arkadien wurden im Rückgriff auf vorchristliche Mythen gespiegelt, den griechischen und den germanischen Mythos vor allem.



Diese artifizielle Mythenbildung trug irrationale Züge, sie war eine Art innerweltlicher Metaphysik, umgestülpt in die Endlichkeit des Irdischen und bezogen auf das Einzelschicksal, dem der bürgerliche Individualismus einen neuen Sinn zu setzen unternahm. An die Stelle des Gottsuchers trat das Genie, das sich aus der Masse hervorhebt, der Held, der, fern von allem Menschengetümmel in der Einsamkeit schweifend, die Größe seiner Empfindungen genießt. Diesen Idealtyp zeichnet Nietzsche in seinem Zarathustra im Gebirge, Paul Heyse stellt ihn mit seinen Edeltypen und Hochmenschen (Hermand) dar, ihm entsprechen die vor weiten Horizonten groß ins Bild gesetzten Gestalten in den Gemälden Feuerbachs und Marées'. In der Musik Richard Wagners wird gleichfalls der Kontrast zwischen Individuum und Masse betont...“ (Zitat aus dem mehrfach erwähnten Katalog).

Links: Wotan als Wanderer.

Oben: Walküre.

Figurinen von C. E. Doepler d. Ä. für die Bayreuther Ring-Aufführung von 1876.

Nach einem Holzschnitt der Zeitschrift für Bildende Kunst, Band 12, 1877.



Führerloses Bergsteigen, Alleingang — Eugen Guido Lammer

Den Grund dafür im Zufall zu suchen, daß nun gerade in dieser zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Bergsteiger aus den Städten, den Schmelztiegeln kultureller und zivilisatorischer Entwicklungen, sich energisch vom „Gängelband“ (H. v. Barth, siehe Beitrag auf Seite 221), der einheimischen Führer zu lösen beginnen, wie die Gebrüder Zsigmondy zum Beispiel (Emil stürzt 1885 tödlich in der Meije-Südwand ab), der selbständig durchgeführten „führerlosen Gipfelfahrt“ den höchsten Wert beimessen, mag angehen. Wer zu dieser Zufallstheorie neigt, sollte seinen Standpunkt allerdings an der Tatsache überprüfen, daß in diesen Jahrzehnten unter den Bergsteigern auch der Hang zum bewußten Alleingang um sich greift wie nie zuvor (H. v. Barth, Georg Winkler, Robert Hans Schmitt, Mummery, der 1895, nur von zwei Gurkhaträgern unterstützt, beim Versuch, die Diamirflanke am Nanga Parbat zu durchsteigen, den Tod findet). Die heroisch-mythischen Züge der Art, Berge zu besteigen, die der junge Eugen Guido Lammer — „schon als Knaben erschien mir die Provinz des Lebens am merkwürdigsten an ihren Grenzen“ — pflegt, sind unverkennbar (1891 erste Begehung der Venediger-Nordwestwand im Alleingang; 1884 erster Gratübergang Olperer-Fußstein, erster Abstieg über die Ostwand des Hochfeiler jeweils allein...). Beziehungsreich in der Zusammenschau mit dem letzten Zitat aus dem Katalog zur „Gründer-

zeit“ klingt denn auch Titel und Untertitel des Buches mit Lammers gesammelten Schriften alpinen Inhaltes (Bergverlag Rudolf Rother): „Jungborn — Bergfahrten und Höhengedanken eines einsamen Pfadsuchers.“*)

Schließlich und nicht zuletzt gibt es besonders aus diesen Jahren vor der Wende ins 20. Jahrhundert genügend schriftliche Zeugnisse, die als Beleg dafür gelten dürfen, daß für viele das Bergsteigen tatsächlich die Bedeutung einer Ersatzreligion angenommen hat: Die Berge „Altäre des Lichts“ über dem „Sumpf der Niederung“ ...

Bergsteiger — bessere Menschen? Intrapsychische Widerstandsreaktion

Die Folge, daß mancher dieser Pilger zu den Altären des Lichts sich — nicht nur insgeheim! — als „besserer Mensch“ fühlt, ist durch zahlreiche Zeugnisse belegt. Das befremdet zunächst um so mehr, da einem Menschen, der sich mit sich und seiner Umwelt nicht im Einklang weiß, oder seine Fähigkeiten zu wenig gefordert wähnt, da dem das Bergsteigen ja tatsächlich die Möglichkeit gibt, menschliche Qualitäten zu erproben: Unternehmungsfreude, Entschlußkraft, Umsicht, richtiges Augenmaß gegenüber den eigenen Fähigkeiten, den eigenen Erfolg abhängig davon, also nicht vorrangig vor dem der Gefährten zu sehen, wenn man aufeinander angewiesen ist. ...

Daß Bergsteiger trotz solcher Erfahrungswerte zu einer derart kauzig-sektiererischen Selbstüberhebung auf Kosten der

*) Ein anderes Motiv für diesen heroischen Zug im Bergsteigen, das jedoch die eben aufgezeigten nicht unbedingt widerlegt, sondern vielleicht sogar im Verein mit diesen erst seine eigentliche Wirkung erzielt, nennt Dr. Karl Ziak in seinem erwähnten Werk, in dem er schreibt:

„Daß gerade die Österreicher und die Deutschen Pioniere des führerlosen Gehens wurden, hatte wohl einen tieferen Grund. Schon Schiller hatte von der Freiheit in den Bergen geschwärmt, in deren himmlische Lüfte kein Hauch irdischer Grüfte dringt, und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war für die Deutschen mehr als für jede andere Na-

tion Bergsteigen auch eine Flucht in die helldische Freiheit, die ihnen das tägliche Leben vorenthielt. Hier war ein Ventil für gestaute Volkskraft, die sich bei Franzosen und Italienern auf den Barrikaden entlud; denn gerade die Führer der Revolution von 1848, die Akademiker, stellten die stattlichste Zahl der Alpinisten. Was die deutsche und die österreichische Intelligenz im Soldaten- und Beamtenstaat nicht erfüllt fand, den Traum von der persönlichen Freiheit und die Hochschätzung der eigenen Tat, ward ihr in den Bergen beschert; Barth und Lammer sind berechte Beispiele dafür. Man vergesse dies nicht, wenn man die Geschichte der Revolutionen schreibt!“

Mitmenschen fähig sind, spricht zwar Bände — aber gerade nicht für besseres Menschentum.

Einen Schlüssel zum leidlichen Verständnis für derart schwer verdauliche Ungereimtheiten hat vielleicht Karl Greitbauer anzubieten, der ein Motiv unter anderen fürs Bergsteigen in der „intrapyschischen Widerstandsaktion“ gegen „Insuffizienz (= Unzulänglichkeits-)gefühle“, den Berg, die Wand aber als „Symbol des Widerstandes“ sieht (Karl Greitbauer: „Die Gestalt des Bergsteigers — das alpine Geschehen im Lichte der Psychologie“, Universitätsverlag Wilhelm Braumüller, Wien). Daß psychische Unzulänglichkeitsgefühle im ausgehenden 19. Jahrhundert zunehmend persönlichkeitsbestimmenden Einfluß auf die Menschen gewinnen — 1895 veröffentlichten S. Freund und Breuer ihre „Studien über Hysterie“ — erscheint als zwangsläufige Folge der Entwicklung. (Wir erinnern uns an die „Diskontinuität des modernen Menschen“, wovon Symptome Prof. Sengle bereits an Goethe feststellt.) Ein psychisches Motiv von ausschlaggebender Bedeutung, das junge Menschen zum Bergsteigen bewegt, sieht Greitbauer indessen in der Widerstandsreaktion gegen Unzulänglichkeitsgefühle, die die Zwänge eines unaufrichtigen, da fassadenhaften sexuellen Ethos auslösen.

Jenseitsentzug — Sittengebote

Und auch den Boden, auf dem solche „Unzulänglichkeitsgefühle“ gedeihen, dürfte nachhaltig das 19. Jahrhundert bereitet haben. Auf den „Jenseitsentzug“, die „Ablösung der religiösen Deutung der menschlichen Herkunft durch eine biologisch-anthropologische Sicht“ (Ausstellungskatalog zur Gründerzeit) reagiert Papst Pius IX. zunächst durch die Enzyklika „Quanta cura“, worin er sich gegen die „hauptsächlichen Irrtümer unserer Zeit“ (Pantheismus, Naturalismus, Rationalismus, Liberalismus) wendet, 1870 verkündet er „ex cathedra“ das Dogma der „Unfehlbarkeit des Papstes“. Damit erreicht Pius IX. zwar, daß in Deutschland liberal gesinnte Katholiken sich von Rom lossagen und die Gemeinden der „Altkatholiken“ gründen. Zu großen Teilen jedoch folgt das Bürgertum den Zei-

chen, die er gesetzt hat, sucht seine Zuflucht vor allen Anfechtungen hinter dem Schutzschild demonstrativ bezugter Christlichkeit. Aus letzter leitet es sexuelle Gebote ab, die Thoma einmal in verschiedenen Stücken (Moral), besonders aber in dem Aufsatz „Bauernmoral“ (Ludwig Thoma, Gesammelte Werke, Verlag R. Piper & Co., München) geißeln wird, indem er das „wirkliche Sittengesetz“ der Landbevölkerung dem fassadenhaft-aufgesetzten, darum zur Unaufrichtigkeit zwingenden in jenen Kreisen des Bürgertums gegenüberstellt („Wenn die öffentliche Tugend ihren Kredit verliert, fällt die heimliche Sünde im Kurs“; aus dem Stück „Moral“ von Thoma).

Anliegen dieser Ausführungen kann es wiederum nicht sein, Karl Greitbauers Thesen beizupflichten oder ihnen zu widersprechen. Immerhin gibt es in der alpinen Literatur genügend — wenn auch meist versteckte — Anhaltspunkte dafür, daß auch beim Bergsteigen sexuelle Fragen eine Rolle spielen. Hier mag es genügen festzuhalten, daß es keinesfalls ein Einzelfall ist, wenn zum Beispiel der Autor eines alpinen Lehrbuches aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Thema bergsteigerische Härte ausführt: Bei den Germanen habe es als besonderer Vorzug für einen Mann gegolten, bis zum 20. Lebensjahr als Hagestolz durchs Leben gegangen zu sein. Dieses Beispiel sei jungen Bergsteigern zur Nachahmung ebenfalls, wider mögliche Anwendungen in dieser Hinsicht aber morgendliche kalte Bäder zu empfehlen...

„Deutschtum“ und Bergsteigen — „Gründerjahre“

Die Germanentugend als Vorbild für sittliche Normen anzurufen, ist um die Jahrhundertwende ein sehr beliebtes erzieherisches Mittel. In unserem Zusammenhang gesehen ist es weiters ein Indiz dafür, daß das „Deutschtum“ — wir werden uns daran zu erinnern haben, wenn wir die Beweggründe für die Erstbegehung der Eiger-Nordwand erörtern — wohl einmal etwas bedeutet hat im Bergsteigen. Zugewachsen aber ist ihm diese Bedeutung gleichfalls aus ganz bestimmten politischen Ereignissen im 19. Jahrhundert: 1871 siegen die deutschen

Armeen (Sedan) über die Franzosen. Dieser Sieg ist die wichtigste Voraussetzung für den Erfolg der Politik Bismarcks, die deutschen Teilstaaten zu einer Nation zu vereinen. Die szenische Gestaltung der Reichsgründung — daher der Begriff „Gründerjahre“ — und der Proklamation des Königs von Preußen zum Kaiser (Wilhelm I.) ist bereits inspiriert durch überlieferte Vorstellungen vom Verlauf altgotischer Kaiserwahlen und „verklärte sich alsbald in den Augen der Reichsbürger zum Initiationsritus einer nationalen Wiederauferstehung“ (Katalog zur Ausstellung „Aspekte der Gründerzeit). Diese nationale Euphorie findet ihren Ausdruck nun nicht allein in einer Reihe von Denkmalsbauten (Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald 1875; Niederwalddenkmal bei Bingen 1885), sie prägt vielmehr das Empfinden — natürlich auch der Bergsteiger unter den „Reichsbürgern“. Daß dieses Empfinden sich indessen nicht unbedingt und ausschließlich in wieder aufgewärmtem, schalem Germanentum, gepaart mit unerträglichem Rassenhochmut äußern muß, dafür könnte Dr. Anton Schmid als Beispiel gelten. Anton Schmid (Jahrgang 1888) ist es, der kurz nach der Jahrhundertwende die Berge rund ums Oberreintal (Wetterstein) als Kletterparadies entdeckte (1908 1. Besteigung des Oberreintalturnes über dessen Nordkante mit A. Barth; 1909 1. Begehung des Dreitorspitz-Westgrates mit Behrendt, wobei die beiden erstmals auch die Gipfel des unteren Berggeistturmes und des Oberreintaldomes betreten). Als Kletterer ist er bestrebt, bei seinen Anstiegen „gewissen Linien und Formen ohne Rücksicht auf die Schwierigkeit“ zu folgen. Dabei bevorzugt er „hauptsächlich Pfeiler und Wände als Ausdruck der Kraft und Gewalt“. In seinem Bergroman „Sonnenstieg“ (geschrieben 1909, erschienen 1919 im Musarion-Verlag), den der junge Anton Schmid als „Lebensdichtung“ versteht, erkennt Paul, der jugendliche Held des Romans als sein Lebensziel: „Deutscher und Grieche sein.“ Freilich ist auch dieser Paul — zum Beispiel beim Holzfällen, einer Arbeit, die er angenommen hat, um sein Studium zu finanzieren — von einem überschwenglichen Bewußtsein der eigenen „deutschen“ Kraft

beseelt, das nur vor dem Hintergrund der allgemeinen nationalen Aufbruchstimmung zu begreifen ist. Letztlich aber bedeutet ihm „Deutscher zu sein“ doch Ergriffenheit vor dem „Wirken der Natur“ (Goethe), den faustischen Drang zu entdecken, „was diese Welt im Innersten zusammenhält“. Im Wunsch „Grieche zu sein“ ist dagegen die Hoffnung auf Klarheit ausgedrückt. In dichtester Form vielleicht wiedergegeben ist dieses antagonistische Nebeneinander der zwei Seelen in der Brust Pauls an der Stelle des Romans, da er einen Sonnenaufgang auf dem Gipfel des „Berges der Himmel“ schildert. Paul erinnert sich dabei an seinen tödlich abgestürzten Freund: „Strahlen schießen herauf. Siehe, es steigt die Sonne empor! Schauspiel, erhabene Tiefe! Deine Kräfte grüß' ich Sonne, deinen Glanz. Zur Sonne gehen wir, wie wir von ihr kommen' — du sagst es mir, Gestirn der Feuer. Durch den Faden, der von Anfang her lebt bis zum Ende, schreiten wir zu dir. Ihr Toten, eure Fäden sehe ich rauchen, vorwärts rauchen aus dem Boden in das neue Licht. Und fort und fort durch lichte Reiche. Klarheit wird einmal sein, Geist . . .“

Weltwirtschaftskrise —

Massenarbeitslosigkeit — Bergvagabunden

In sein Gegenteil verkehrt, zumindest gebrochen, hat dieses nationale Wiederaufstehungspathos der Deutschen der Ausgang des 1. Weltkrieges 1918. Neu angeschürt hat es Hitler, Gründer und Führer des „Dritten Reiches“, des „tausendjährigen“, das von 1933 bis 1945 genau zwölf Jahre dauern sollte.

Dazwischen aber liegen die Jahre der Nachkriegswirren: Revolution und bürgerkriegsähnliche Zustände in den Großstädten (Rosa Luxemburg und Liebknecht in Berlin; Eisner in München — in Rußland löst nach der Oktoberrevolution 1917 Lenin die bürgerliche Regierung unter Kerenski ab, 1922 Gründung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken); Weimarer Republik (Friedrich Ebert Reichspräsident von 1919 bis 1926); Weltwirtschaftskrise, Massenarbeitslosigkeit. Soweit von letzterer Bergsteiger betroffen sind, suchen sie die Probleme auf ihre Weise zu lösen. Sie

treiben sich im Gebirge herum. Einer von ihnen, Anderl Heckmair, lernt im Spätherbst 1930 am Totenkirchl Gustl Kröner kennen: „Ich konnte gar nicht genug hören von seinen Westalpenfahrten. Er erzählte mir von den Grandes Jorasses, von der Eiger- und der Matterhorn-Nordwand, die er alle wenigstens gesehen hatte. Er meinte, wenn wir uns zusammentun, könnten wir eine von diesen Wänden angehen.“ Aber, so berichtet Heckmair in seinem Erinnerungsbuch („Mein Leben als Bergsteiger“) weiter: „Es war noch lange nicht soweit. Erst mußte ich den Winter überstehen. Zwar hatte ich mich inzwischen als Arbeitsloser angemeldet, aber das Unterstützungsgeld reichte kaum zum Leben, noch viel weniger für das Gebirge. Noch einigen von unserem Klub Hochempor ging es nicht anders. Wir verzichteten auf die unzulängliche Unterstützung und nisteten uns auf unserer Skihütte am Spitzing ein. Diejenigen, die noch in Arbeit standen, brachten uns an den Wochenenden soviel Proviant mit, daß wir immer wieder recht und schlecht die Woche überstanden.“

So wird diese Not zur wesentlichen Voraussetzung dafür, daß im folgenden Jahrzehnt nicht nur die „drei letzten großen Probleme der Alpen“, eben die Nordwände des Matterhorns (1931), der Grandes Jorasses (1935) und des Eigers (1938) tatsächlich ihre jeweils erste Durchsteigung erhalten, sondern diese „dreißiger Jahre“ insgesamt bis heute als Höhepunkt in der Entwicklung des Alpinismus gelten.

Das Dritte Reich —

Erstbegehung der Eiger-Nordwand

Ein Höhepunkt, der neben vielen anderen Gründen eben auf die Massenarbeitslosigkeit zurückzuführen ist, die in diesen Jahren vor allem österreichischen und deutschen Bergsteigern nicht nur Anlaß gab, von großen, schönen Plänen zu träumen, sondern immerhin auch die Zeit, ihre Pläne in die Tat umzusetzen. Am treffendsten, da aus unmittelbarer, eigener Erfahrung, schildern diese Situation wohl Fritz Kasperek und Anderl Heckmair in ihren Erlebnisbüchern „Vom Peilstein zur Eiger-Nordwand“ (Verlag Das Berglandbuch, Salzburg), „Mein Leben als Bergsteiger“

(Nymphenburger Verlag); Kurt Maix gab sie den Stoff für seinen Roman „Der Spangaletti“ (Verlag Menge, Berlin/Leipzig/Wien). Walter Schmidkunz — als Ghostwriter — und Hans Ertl schließlich haben diese Jahre etwas romantisch verklärend als die Zeit der „Bergvagabunden“ dargestellt (Nymphenburger Verlag) und damit einen frühen Bestsellererfolg auf dem Gebiet des alpinen Buchmarktes erzielt.

In der Regel freilich äußert sich diese Not in ungeschminkter Verzweiflung, die sich schließlich bereitwillig den nationalsozialistischen Ideen als neuer Heilslehre und Hitler als deren Messias ergibt.

Auf den Versuch Hitlers, in innerer und äußerer Mission die Erfolge deutscher und österreichischer Bergsteiger als Ausdruck der Überlegenheit einer „Herrenrasse“ zu werten, spielt eine kritische Besprechung von Toni Hieblers Buch „Abenteurer Eiger“ in der Neuen Zürcher Zeitung vom 22. 12. 1973 an. Dort heißt es: „Toni Hieblers Buch hat den Wert einer Chronik des Berges . . . Was Toni Hiebeler leider zu leisten offenbar nicht imstande ist . . . ist die Darstellung der Geschichte des Berges und seiner Besteigungen im Zusammenhang mit der geistesgeschichtlichen Entwicklung . . . die doch immerhin in die Geschichte des Alpinismus gehört. Stichworte, was die Nordwand betrifft: Herrenrasse 1938 bei der Erstbesteigung, Existenzialismus bei den Besteigungen nach dem zweiten Weltkrieg . . .“

Die Deutung, die aus diesen Stichworten herauszuhören ist, vermag zunächst, und aus Schweizer Sicht zumal, sicherlich einzuleuchten. Tatsächlich hat Hitler den Erfolg 1938 als Zeichen der Überlegenheit der deutschen Herrenrasse gewertet und propagandistisch „ausgeschlachtet“. Die Bergsteigerliteratur dieser (und auch schon einiger früherer) Jahre — im besonderen die Expeditionsliteratur — enthält zudem genügend Hinweise, daß ein nicht geringer Teil der österreichischen und deutschen Bergsteiger sich damals mit dieser Wertung identifiziert, dementsprechend gefühlt und gehandelt hat. Zu bezweifeln ist dennoch, ob das Bewußtsein, einer Herrenrasse anzugehören, wirklich die entscheidende oder überhaupt eine Rolle gespielt hat bei der

Erstbegehung der Eiger-Nordwand. Wie bekannt, gehörten gerade die beiden führenden Köpfe der Erstbegeher-Seilschaften, Anderl Heckmair und Fritz Kasperek, zu den typischsten Vertretern der sogenannten „Bergvagabundenzeit“. Anderl Heckmair bekennt in seinem erwähnten Erinnerungsbuch selbst freimütig, daß er bis zu jenem Sommer 1938, der nach dem Erfolg am Eiger dann allerdings die Wende brachte, mehr als ein Jahrzehnt ohne festen Wohnsitz und Arbeit gelebt habe. Daß solche Verhältnisse aber der geeignete Boden sind, auf dem ausgeprägtes Herrenmenschens-Bewußtsein gedeihen kann, ist jedenfalls nicht leicht einzusehen. Wenigstens genauso plausibel klingt gerade in Blickrichtung auf die großen bergsteigerischen Unternehmen jener dreißiger Jahre die Greitbauer'sche Deutung, wonach ja ein wesentliches Motiv für solch außergewöhnliche Leistungen die „intrapyschische Widerstandsreaktion“ gegen ein Unzulänglichkeitsgefühl sein könnte, das unter anderem aus solch trostlosen Verhältnissen erwächst.

Bergsteigen und Existenzialismus

Ein weiteres Kapitel aus dem Werk Karl Greitbauers lautet: „Bergsteigen und Existenz“. Darin setzt sich der Autor mit dem Existenzialismus und seiner Bedeutung fürs Bergsteigen auseinander. Das Resümee daraus — nahezu unstatthaft aufs Andeutungshafte beschränkt — sei einmal so gezogen: Das Anliegen der Existenzphilosophie ist es, dem „veresten“, durch das „Getriebensein von der unpersönlichen Daseinsmechanik des herrschenden Alltags“ (Gabriel) in die „Position eines Objektes, eines Kollektivbestandteiles hinabgedrückten“ Menschen seine Existenz — die als Gegensatz zu verstehen ist zu bloßem Vorhandensein — bewußt werden zu lassen. Bewußt wird die Existenz, das eigentliche Sein, in Grenzsituationen — Kampf, Krankheit, Sterben — am Rande des Gegenteils aller Existenz, des Nichtseins, des Nichts. . . Bergsteigen als „Milieu der massierten Grenzsituationen“ aber ist, laut Greitbauer, ein „Existenzialismus der Tat“. So gesehen scheint immerhin die Frage berechtigt, ob das Stichwort „Existenzialismus“ nicht ebenfalls für die Erstbegehung

der Eigerwand schon einige Bedeutung hat. Daß es — wenn überhaupt fürs Bergsteigen — dann auch in beträchtlichem Maß Bedeutung hat für jede einzelne aller Nachkriegsbegehungen dieser Wand, ist kaum zu widerlegen. Dieses „Getriebensein von der unpersönlichen Daseinsmechanik des herrschenden Alltags“, hat keine menschliche Gesellschaft je so einhellig als Diagnose für ihr Kernübel vernommen wie die „Industriegesellschaft“ — gleich, zu welchem System sie sich bekennen mag — in dem Entwicklungsstadium, das sie in diesen Nachkriegsjahren erreicht hat.

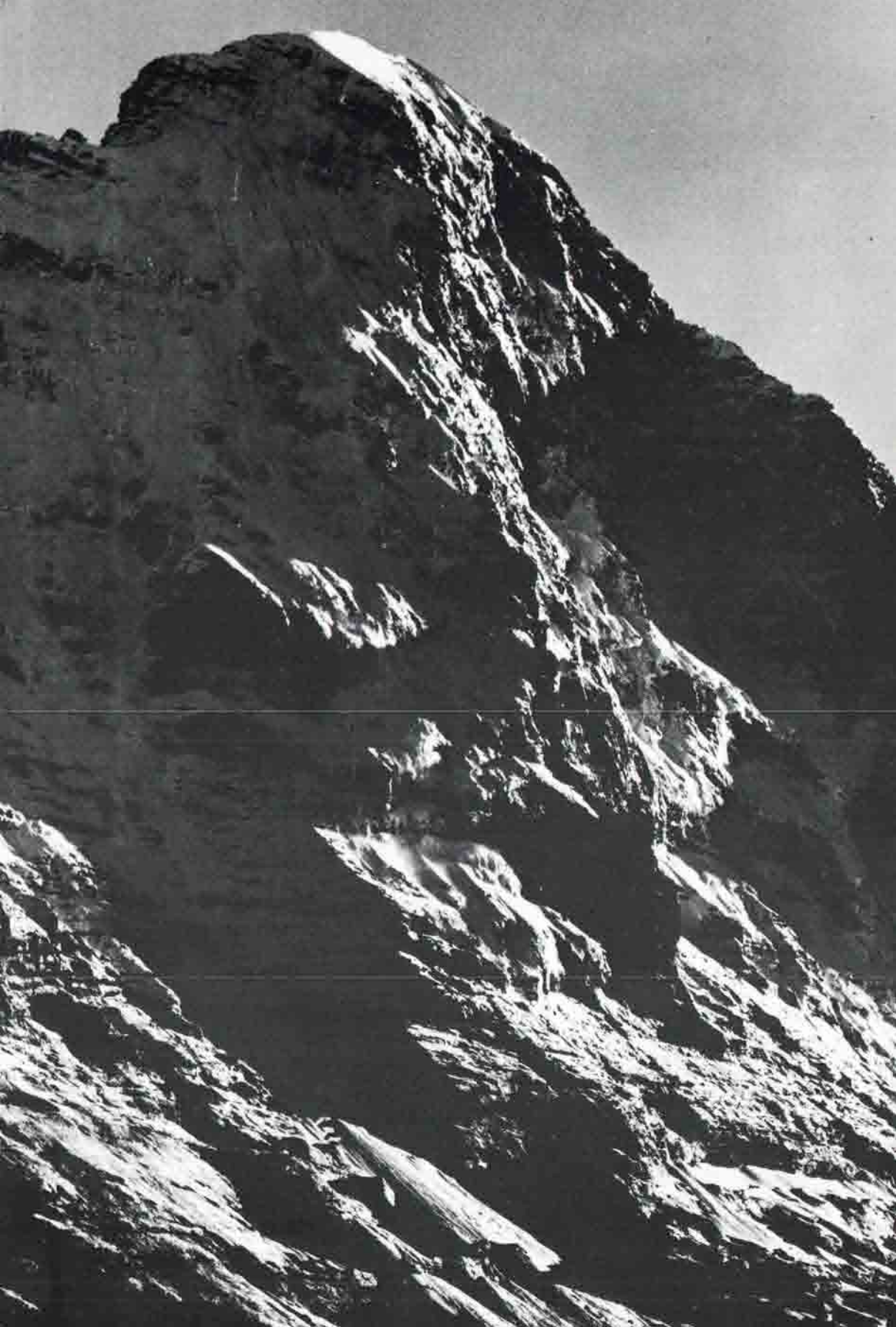
Zum anderen wird natürlich ein Durchstieg durch die Eiger-Nordwand immer begleitet sein vom „Milieu der massierten Grenzsituationen“.

Dieses Milieu haben heute allerdings eine ganze Reihe weiterer Anstiege in den Alpen im selben und größerem Maße anzubieten. Dennoch wird von allen Wänden vergleichbaren Ranges die Eiger-Nordwand am häufigsten durchstiegen. Sie gilt seit den Buchveröffentlichungen von Anderl Heckmair „Die drei letzten Probleme der Alpen“ (Verlag Bruckmann) und Gaston Rébuffat „Sterne und Stürme“ (Verlag Nymphenburger) neben dem Walkerpfeiler und der Matterhorn-Nordwand als eine der drei Wände, „die man gemacht haben muß“, um in der Zukunft der Bergsteiger einen besonderen Rang einzunehmen. Wegen ihrer bewegten Ersteigungsgeschichte und ihres Standortes unmittelbar oberhalb von Grindelwald gilt der Eiger-Nordwand auch wie keiner zweiten Wand das Interesse der Massenmedien. Sie ist darum auch jedem Nichtbergsteiger zum Begriff geworden. Vor diesem Hintergrund gesehen läßt indessen der unvermindert anhaltende „Run auf die Eiger-Nordwand“ die Kritik erheblich an Gewicht zunehmen, trotz aller existenzialistischen Momente im Bergsteigen bewegte die Bergsteiger dieser Nachkriegsjahre zunehmend auch in ihrer Freizeit nichts anderes als die zitierte „Daseinsmechanik des herrschenden Alltags“. Besonders insoweit, als letztere den Gesetzen des Prestige-, Karriere- und Rangordnungsstrebens gehorchte.

Seite 213: Eiger-Nordost- und Nordwand

(rechts).

Foto: D. Seibert



Neuaufgabe der Bergvagabundenzeit nach 1945

Mit diesen Betrachtungen haben wir indessen dem zeitlichen Ablauf der Ereignisse entscheidend vorgegriffen. Zunächst bringt das Ende des Dritten Reiches ab 1945 eine Neuaufgabe der Bergvagabundenzeit von durchaus bedingter Romantik und mit ihr einen weiteren Beleg für die unverkennbaren Zusammenhänge zwischen Krisenzeiten und bergsteigerischem Leistungswillen. Hermann Buhl ist der namhafteste Vertreter dieses wiederauflebenden Bergvagabudentums, das sein Seilgefährte, Martin Schießler, so beschreibt: „Zerschlossene Ausrüstung, wenig zu Essen, kaum Geld, aber viel Zeit, das war die Etappe, wo wir uns Gammelbrüder nannten und große Wände der Alpen durchstiegen.“ Die Folge sind wieder große Neutouren vor allem im Bereich der Nördlichen Kalkalpen, die über Jahrzehnte hinweg ebensowenig von ihrem ursprünglichen Ruf eingebüßt haben wie die aus den „dreißiger Jahren“ (z. B. Oberer Berggeisturm SW-Wand — Cukrowskiführe, 1947; Oberreintaldom N-Wand — Schießlerföhre, 1947; Lalidererspitze-Gerade N-Wand — Rebitsch/Spiegel 1946; Lalidererspitze N-Verschneidung — Rebitsch/Lorenz, 1947).

Schon 1945 gelingt Rébuffat mit Frendo die erste Wiederholung der Cassinföhre über den Nordpfeiler der Pointe Walker an den Grandes Jorasses. Lionel Terray wertet dies als „die erste Tat sehr großer Klasse des französischen Alpinismus“. Daß dieser Aufschwung seine entscheidenden Impulse „zu einer Zeit, da Frankreich nach einer der schwersten Erschütterungen seiner Geschichte wieder dabei war, ein labiles Gleichgewicht zu finden“, erfahren hat — also ebenfalls während der letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre —, eine Fülle bemerkenswerter Hinweise dafür vermittelt Lionel Terray hauptsächlich in den drei ersten Kapiteln seines Buches „Die Eroberer des Unnützens“ (deutsche Ausgabe erschienen im Nymphenburger Verlag unter dem Titel „Vor den Toren des Himmels“).

Wirtschaftswunder — Wachstumseuphorie

Verglichen mit der „klassischen Bergvagabundenzeit“ freilich beschränkte sich die

dem „1000jährigen Reich“ folgende auf wenige Jahre nur. Westeuropa erholte sich erstaunlich rasch von den Kriegswirren. Das Wirtschaftswunder — das deutsche zumal — kennzeichnet als Schlagwort die Entwicklung im Verlauf der Folgejahre.

Das atemberaubende Fortschreiten auf dem Gebiet der Technik offenbart sich am deutlichsten vielleicht in der Tatsache, daß das Datum der spektakulären ersten Mondlandung (am 20. 7. 1969) wenige Jahre später kaum mehr jemandem geläufig ist. Unüberschaubar für den Einzelnen — und sei er ein Genie — ist das Feld der wissenschaftlichen Errungenschaften — der Atomforschung zum Beispiel oder der Biologie.

Die Forschung scheint auf zahlreichen Spezialgebieten den intimsten Geschehnissen der Natur auf der Spur. Dennoch vermag keiner entscheidend die elementare Angst in ihre Schranken zu weisen, die heute aus Schlagworten wie „Umweltkrise“ oder dem vom „Raumschiff Erde“ mit seinen begrenzten Lebensgütern spricht . . .

Und die Kunst, deren Äußerungen, vom Zeitgeschehen bedingt, stets Rückschlüsse auf zeitgeschichtliche Zusammenhänge — oder Divergenzen — zulassen? Im Kunstgeschehen unserer Tage, besonders in der Musik (Kagel, Stockhausen), beklagen manche Kulturkritiker, habe sich das Schicksal erfüllt, dessen Anfänge schon den „späten“ Beethoven (1770 bis 1827) zeichneten: nämlich die völlige Isolation der Avantgardisten einer Kunstrichtung vom Kunstkonsumenten: „... zogen sich die ‚Modernen‘ in den Elfenbeinturm der musikalischen Rechenexempel, in die Stratosphäre der elektronischen Klänge und Geräusche, in den Trutzwinkel des ‚Nonkonformismus‘ zurück. Das Publikum, verstört und geschockt durch Experimente, die als gültige Kunstwerke gewertet werden wollten, wurde zum Gegenstand der Verachtung, die Ablehnung der Hörer zum Kriterium der Erlesenheit“, schreibt Alexander Witeschnik in seinem „Brevier für Musikfreunde“ (Neff-Verlag).

Doch kehren wir zurück zur Diskussion um die Beweggründe für die Begehungen der Eigerwand. Wir haben geglaubt, die Häufigkeit der Nachkriegsbegehungen gerade dieser Wand weniger auf existenzialistische

Momente, sondern darauf zurückführen zu müssen, daß die Bergsteiger dieser Generation in ihrem Treiben zunehmend der „Daseinsmechanik des herrschenden Alltags“ unterlegen seien. Diesen Verdacht bestärkt immerhin ein Seitenblick auf das, was die Bergsteigerliteratur seit 1945 gebracht hat. Nur ein Beispiel: Um 1950 erscheint Walter Pauses Erstling „Mit glücklichen Augen“ (Bruckmann-Verlag), dessen Beiträge die fassungslose Hochstimmung Pauses wiedergeben, zu den Glücklichen seiner Generation zu gehören, die die Kriegswirren überlebt haben und jetzt entschlossen sind, dieses Leben, das neugeschenkt, mit allen Sinnen auszuleben — auch im Gebirge. 1957/58 entsteht der erste Band („Berg heil“) seiner alsbald berühmten und oft kopierten „Hunderter-Serie“ mit Tourenvorschlägen. Seither scheinen vom Wanderer bis zum Extremen die Bergsteiger aller Schattierungen den Aktienwert einer Tour hauptsächlich daran zu messen, ob sie „im Pause steht“ oder nicht, und Walter Pause wird weiterhin nicht dazukommen, seine Ideen für verschiedene Romane zu verwirklichen, weil er vollauf damit beschäftigt ist, die alljährlich fälligen Neuauflagen seiner Bestsellerreihe zu bearbeiten. Insgesamt ist der Eindruck nicht leicht zu verdrängen, als hätten in diesen Jahren ständig zunehmenden Lebensstandards, ständigen technischen Fortschritts, doch auch ständig zunehmender kultureller Orientierungsschwierigkeiten die Menschen des „entwickelten“ Teils der Erdbevölkerung im gemeinsamen Glauben daran, alles sei „machbar“, in der gemeinsamen Hoffnung auf ewig unvermindertes Anhalten des „Wachstums“ zu einer neuen „Mitte“ gefunden, die allen Gewohnheiten und Lebensäußerungen ihren Stempel aufdrückt. Auch dem Bergsteigen.

„Alles ist machbar“ — größte Dächer der Welt

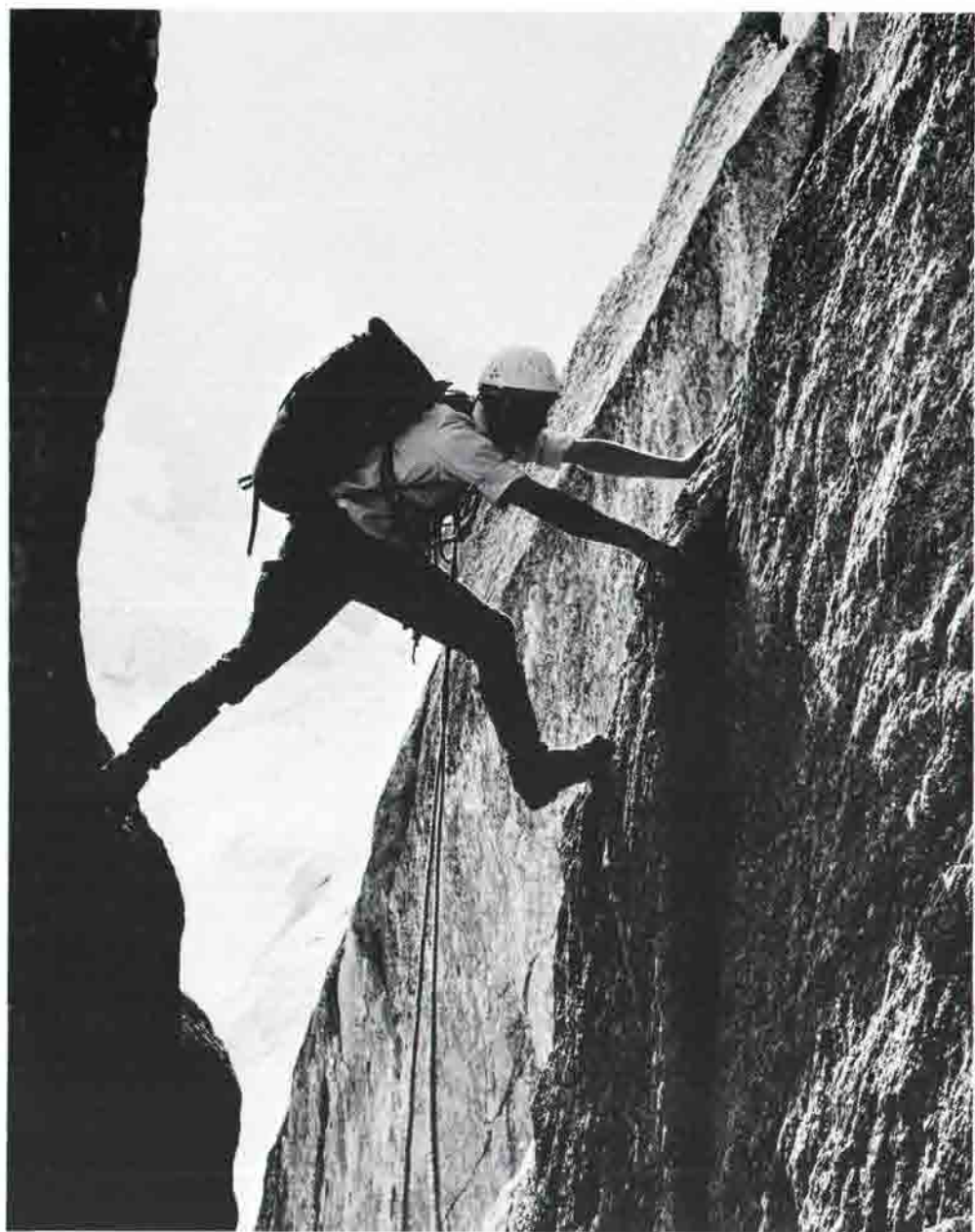
Nicht nur, daß sich das Interesse der Bergsteiger auffällig auf ganz bestimmte Gebiete, ganz bestimmte Tourenziele konzentriert, weil entweder „der Pause“ oder bergsteigerisches Rangordnungsbewußtsein das vorschreiben — parallel mit dieser Entwicklung läuft die, in der der Bohrhaken,

das technische Hilfsmittel der Kletterer, weitgehend zum Selbstzweck wird. Welch kapriziöse Formen das annehmen kann, möge folgende Episode aus der Ersteigungsgeschichte eines der zahlreichen „größten Dächer der Welt“, des in der Nordwand der Westlichen Zinne, zeigen:

Mitte der sechziger Jahre brennt ein junger Amerikaner, John Bruce Timpelton Brice darauf, über dieses Dach endlich eine Hakenleiter zu legen. Er läßt einen Spezialbohrhaken entwickeln, der vom Kletterer bemerkenswerte technische Fertigkeiten verlangt: Vorbohren eines Hakenlochs im Fels mittels Kronenbohrer, Eintreiben eines röhrenförmigen Gewindestifts in dieses Bohrloch, Aufsetzen einer Metallplatte mit eingearbeiteter Öffnung zum Einhängen des Karabiners, Befestigung der Platte mittels passender Schraube. Der letzte Mann seiner Seilschaft sollte nach den Vorstellungen des Mr. Brice die Platten wieder abschrauben, damit potentielle Nachfolger sich erst bei ihm, dem Mr. Brice, nach den nötigen Werkteilen für eine „Begehung“ dieser „Führe“ erkundigen müßten. So weit ist es nicht gekommen. Mr. Brice hat zwar einen Versuch unternommen, doch der ist nicht allein wegen der komplizierten Arbeitsmethode des Amerikaners gescheitert. Peinlich war nur, daß letzterer und seine Kameraden, um das Unternehmen zu finanzieren, einen Vertrag mit dem Fernsehen abgeschlossen hatten. Darum durften sie nach ihrem Mißerfolg nicht etwa zerknirscht nach Hause reisen, sondern mußten sich zuvor erst noch über die „Schweizer Führe“ an derselben Wand „in Erfüllung ihres Vertrages“ zum Gipfel begeben. . . . Das Dach haben wenige Jahre später die Gebrüder Rudolph und Gerhard Baur „erschlossen“. Letzterer bekannte nach vollbrachter Tat freimütig, daß dieses Ereignis wohl kaum als „Markstein in der Geschichte des Felskletterns“, sondern vielmehr als gelungener Streich der Demonstration der Anwendungsmöglichkeiten des Bohrhakens zu werten sei.

„Grenzen des Wachstums“ — „Zurück in die Berge“

Tatsächlich weist seine Tourentätigkeit in den Folgejahren Gerhard Baur mehr als



Freikletterei am Droitespfeiler (Montblancgebiet).

Foto: J. Winkler

einen Vertreter der Richtung unter den jungen Bergsteigern aus, für die der Bohrhaken seine Faszination bereits verloren hat („Schließlich baut der Mensch ja schon Seilbahnen“, Helmut Kiene), die Reinhold Messners Ruf — frei nach Rousseau — „Zurück in die Berge“ folgend heute ihre

Idealvorstellung im klassischen Kletterstil der „dreißiger Jahre“ wiederentdeckt hat. Ob diese Abkehr vom uneingeschränkten Einsatz technischer Mittel beim Bergsteigen wirklich einen Stilwandel hin zu einer Art Renaissance des klassischen Bergsteigens einleiten kann oder ebenfalls nur als Zwi-

schenspiel zu werten ist, bleibt zu fragen. Bemerkenswert erscheint, daß diese Abkehr parallel läuft mit dem ebenfalls zunehmenden Mißbehagen und Zweifel an unserer Art zu leben überhaupt, mit dem dosierten Schock der Erkenntnis, daß offensichtlich doch nicht alles „machbar“ ist und dem Götzen Wachstum recht deutliche Grenzen gesetzt sind . . .

Die Entwicklung in den USA

Als ziemlich verblüffend, oder aber auch einigermaßen logisch — je nach dem, wie skeptisch oder zustimmend wir Zusammenhänge zwischen bergsteigerischen und allgemeinen Lebenserscheinungen beurteilen — werden wir es empfinden, daß die zuletzt geschilderten Tendenzen im extremen Felsklettern in überspitztester Form in den USA zu beobachten sind. In dem Land also, das einmal am gläubigsten auf seine „unbegrenzten Möglichkeiten“ baute, von dem aber Max Frisch schon in seinem „Tagebuch 1966—71“ (Suhrkamp) die Erfahrungen von zwei Amerikareisen — 1956 und 1970 — gegeneinander abwägend, feststellt: „... im Schwinden ist trotz allem die Arroganz der Macht, auch wenn sie sagen: Wir sind das reichste Land der Welt. Das stimmt ja. Sie sind erschreckt. Luftverschmutzung ist ja nur eine Metapher für alle anderen Realitäten, die sie erschrecken. Zumindest ist man nicht mehr sicher, daß alles, was größer und größer wird, auch erfreulich sei.“

Unbehelligt von nennenswerter Tradition beginnen die amerikanischen Kletterer ab 1950 etwa die großen Granitwände im Yosemite-Valley zu erschließen. Das geschieht zunächst unter einem Aufwand an Zeit und Material, der durchaus der Klischeevorstellung vom kritiklosen Verhältnis des überzivilisierten Amerikaners zur Technik entspricht. Schon 1967 indessen entwickelt Garry Hemming in seinem Aufsatz „Auf der Suche nach dem Gleichgewicht“ (deutsche Übersetzung erschienen in „Alpinismus“, Heft 11/70) Gedankengänge, die einen deutlichen Wandel in diesem Verhältnis signalisieren. Heute gilt die „Yosemite-Schule“ auch in Europa als Inbegriff höchstentwickelter Freikletterkunst. Und der Kunst zugleich, dort, wo ohne

solche Mittel gar nichts auszurichten ist, technische Steighilfen auf ein unbedingtes Minimum zu reduzieren.

Die Entwicklung in der UdSSR

Die Versuchung ist natürlich groß, als besonders schwerwiegenden Beleg für die Abhängigkeit des Bergsteigens von zeitgeschichtlichen Gegebenheiten den — im Vergleich zu den USA — ganz anderen Werdegang anzuführen, den das Bergsteigen in der UdSSR genommen hat. Allzu unkritisch sollten wir der Versuchung, gerade weil die Gegebenheiten so eindeutig erscheinen, dennoch nicht erliegen. Zwar sehen sich die sowjetischen Alpinisten in ihren Entfaltungsmöglichkeiten an eine wie nirgends sonstwo straffe Organisation gebunden, die im einzelnen gewiß auch von der Gesellschaftsordnung vorgeschrieben ist. Unumgänglich ist diese straffe Organisation aber zunächst vor allem deshalb, weil ohne sie die wenigsten Bergsteiger in der UdSSR überhaupt Gelegenheit hätten, irgend eine Art des Bergsteigens zu betreiben. Von Leningrad oder Moskau ein Hochgebirge der Sowjetunion zu erreichen, ist nämlich entschieden schwieriger als selbst von Flensburg die Alpen. Regelrechte Kundfahrten oder Expeditionen gehen aber auch von München aus nicht ohne Formalitäten ab, wenn sie auf Unterstützung durch die Verbände und den Staat angewiesen sind. Beachtenswert in unserem Zusammenhang ist es dennoch, wie gerade die extremen Felskletterer der UdSSR heute einen ähnlich Maßstäbe setzenden Leistungsstandard erreicht haben wie die Amerikaner — getragen allerdings von einer vollkommen gegensätzlichen Auffassung. Um die Fertigkeiten der sowjetischen Alpinisten im Felsklettern zu verbessern, hat der Leiter eines Bergsteigerlagers im Kaukasus um 1950 erstmals ein Wettklettern an Übungsfelsen durchgeführt. Das Beispiel hat Schule gemacht, und dies durchaus auch mit dem Erfolg, daß 1967 bereits die Seilschaft Chergiani/Onitschenko anlässlich des Alpinistentreffens in Chamonix durch äußerst niedrige Begehungszeiten (Walkerpfeiler in 13½ Stunden) Aufsehen erregt und den Ruf, sehr langsame und umständliche Kletterer zu sein, der den sowjetischen Bergsteigern

bis dahin anhing, erheblich erschüttert hat. Das Wettklettern als solches hat inzwischen jedoch in der Sowjetunion nur noch zum geringsten Teil Bedeutung als Mittel zum Zweck, bergsteigerische Fertigkeiten zu trainieren.

Wettklettern — olympische Disziplin?

Die überwiegende Mehrzahl der (Wett-)Kletterer betreibt es wie eine leichtathletische Disziplin als Selbstzweck. Die nationalen Meisterschaften in dieser Disziplin tragen ganz den Stempel einer sportlichen Großveranstaltung. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer daran bewältigen Kletterpisten vom sechsten Schwierigkeitsgrad. Gesichert durch ein Stahlseilgerät von oben lautet für sie freilich die entscheidende Frage nicht wie für den „Alpinisten“, kann ich den nächsten Schritt noch verantworten, welche Folgen wird ein Sturz haben, sondern nur, wie schnell bin ich im Vergleich zu meinen Konkurrenten. Nach den Vorstellungen der Sowjets sollte Wettklettern sogar als olympische Disziplin anerkannt werden und damit — indirekt — doch wieder erhöhte Bedeutung für den Alpinismus in der UdSSR erlangen. Nach wie vor nämlich ist die Disziplin Wettklettern der Federation Bergsteigen im Komitee für Körperkultur und Sport der UdSSR angegliedert. Staatliche Förderung erfahren in der UdSSR indessen bevorzugt olympische Sportarten. Sollte Wettklettern also tatsächlich als solche anerkannt werden, so verspricht sich die Federation Bergsteigen — wiewohl ihre Vertreter selbst stets betonen, wie wenig diese Disziplin mit dem eigentlichen Alpinismus gemein habe — davon eben doch einen erheblichen Zustrom von finanzieller Hilfe ebenfalls fürs Bergsteigen in der UdSSR. Zu den nationalen sowjetischen Meisterschaften im Wettklettern hatte 1971 auch der DAV zwei Vertreter als Beobachter und zur Teilnahme außer Konkurrenz entsandt. Verblüfft hat letztere indessen nicht allein der fast unglaubliche Leistungsstandard der Teilnehmer an diesem „Meeting“. Zumindest ebenso erstaunlich war es für sie festzustellen, daß die sowjetischen Kletterer, sofern sie Gelegenheit haben und außerdem geneigt sind, unter ähnlichen Bedin-



Wettkampfkletterer.

Foto: R. Karl

gungen und in vergleichbarem Stil wie ihre Kollegen aus Mitteleuropa oder den USA Unternehmungen aus eigener Initiative durchzuführen, allem Anschein nach gerade die Phase der großen Materialschlachten nachvollziehen, obschon sie doch ihr Wettkampftraining besonders dazu befähigen müßte, neue Maßstäbe im freien Klettern nach klassisch alpiner Auffassung zu setzen. So haben im Jailagebirge auf der Krim einheimische Kletterer, die naturgemäß zum engeren Favoritenkreis für die Meisterschaften zählen — der traditionelle Austragungsort der Endausscheidung des Wettbewerbs ist die Krim — in diesen Jahren an einer an sich unbedeutenden Wand, die aber auf 200 m ständig und insgesamt 40 m überhängt, mit großem Aufwand eine derartige „Antiführe“ erschlossen, während daneben vielversprechende Möglichkeiten, die im Charakter teilweise sogar an eine Fleischbank-Ostwand oder Schlüsselkar-Südwand erinnern, offensichtlich unbeachtet bleiben.

(1976 hatten die UdSSR-Sportler erstmals internationale Meisterschaften im Wettklettern ausgeschrieben. Von den drei bundesdeutschen Teilnehmern daran [Gschwendtner,

Karl, Kiene] kennen zwei die Kletterszene in den USA aus eigener Erfahrung ebenfalls [Karl, Kiene]. Ihre auch vor dem Hintergrund dieser Betrachtungen äußerst aufschlußreichen Beiträge finden Sie auf den Seiten 164 bis 177 dieses Jahrbuches. Red.)

Diese trotz ihres bereits bedenklichen Volumens gemessen an der Unerschöpflichkeit des Themas nur sehr oberflächliche Materialsammlung sollte wenigstens stichwortartig doch auf die Geschichte des alpinen Skilaufs und die der alpinen Vereine verweisen, die ja naturgemäß mit der Geschichte des eigentlichen Alpinismus eng verwachsen sind.

Aspekte zum alpinen Skilauf

Für die Absicht, den alpinen Skilauf entsprechend ins Thema einzubeziehen, könnte sich ein Rückblick auf das Wettklettern in der UdSSR nützlich zeigen. Wie der kaukasische Lagerleiter nämlich das Wettklettern, so hat Sir Arnold Lunn die ersten Abfahrts- und Slalomwettbewerbe auf Ski nur ins Leben gerufen, um die Jugend im Wettbewerb zum „bergsteigerischen Skilauf“ zu erziehen. Die Folgen dieses Schöpfungsaktes — moderner Rennzirkus, Abkehr vom „bergsteigerischen“ zum Pisten-ski, der sich zum Massensport mausert, immer dichteres Netz von Seilbahn- und Liftkarussells, Raumordnungsprobleme, der alpine Skilauf wird zum bedeutenden Wirtschaftsfaktor — sind bekannt. Ein nochmaliger, kritischer Seitenblick von der Plattform dieses Wissens aus auf die Absicht der

Sir Arnold Lunn.

Foto: T. Hiebeler



Sowjets, dem Wettklettern olympische Anerkennung zu verschaffen, es damit international zu „etablieren“, dürfte weit gespannte, wenn auch für viele vielleicht recht beklemmende Perspektiven eröffnen.

Zur Rolle der alpinen Vereine

Ein nicht minder ergiebiges Feld findet vor, wer die Bezüge der Geschichte der alpinen Vereine zur Zeitgeschichte aufdecken will. Dazu einige Anhaltspunkte, ausgehend von der Geschichte des DAV: Gründung 1869, also am Vorabend gewissermaßen der mehrfach erwähnten Gründerjahre. Ein Anliegen der Gründungsmitglieder ist es gewiß, den Bergsteigern eine „Mitte“ zu verschaffen. Als gleichgewichtiges Anliegen daneben steht aber bereits das, durch vermehrten Besuch der Alpen die wirtschaftliche Situation der einheimischen Bevölkerung zu verbessern. Wirksamstes Mittel, dies zu erreichen, ist der Bau von Hütten und Wegen. Die Alpen werden zur bevorzugten „Erholungslandschaft“ Europas, der Fremdenverkehr zum Haupterwerbszweig der ursprünglich bäuerlichen Bevölkerung in den Alpentälern. Massentourismus mit Folgeerscheinungen, die ebenso bekannt sind wie die, die sich aus der Entwicklung des alpinen Skilaufs ergeben und in enger Wesensgemeinschaft mit diesen stehen. Eine weitere Folge ist, daß der Verein seit seiner Gründung einen enormen Zuwachs an Mitgliedern zu verzeichnen hat, daß sehr viele dieser Mitglieder heute nicht mehr eigentliche Alpinisten, sondern Menschen sind, die die „Erschließung des Erholungsraums Alpen“ für den Fremdenverkehr, die der Alpenverein also eingeleitet und entscheidend mitgestaltet hat, dankbar wahrnehmen, um die eigene Freizeit nach eigenem Gutdünken darin zu gestalten. Das bedeutet für den Verein, nicht nur zu überdenken, ob er sich weiterhin als Vereinigung von Bergsteigern oder, wie der ADAC zum Beispiel, als Sachwalter für die unterschiedlichsten Belange seiner Mitglieder verstehen will. Er hat innerhalb der angedeuteten Perspektiven seine Ziele neu auszustrecken und abzuklären, wie er einander widerstreitende, die sich aus der heterogenen Zusammensetzung seines Mitglieder-

standes aufdrängen, entweder in Einklang miteinander bringen kann, oder zugunsten des einen darauf verzichten muß, das andere gleichfalls zu verfolgen. Wie beispielsweise verträgt sich der Wunsch vieler Mitglieder, der Alpenverein möge auf die Bergbahngesellschaften einwirken, seinen Angehörigen möglichst auf allen ihren Einrichtungen — auch umstrittenen — möglichst große Verbilligungen einzuräumen, mit den Bemühungen des Ausschusses zum Schutz der Bergwelt? Welche Konsequenzen ergeben sich aus der Kenntnis der Folgen, die das Bestreben des Alpenvereins gehabt hat, im Guten wie im Bösen, den Lebensstandard der alpinen Bevölkerung dadurch zu heben, daß er „die Bereisung der Alpen“ erleichterte, für das Kundfahrten- und Expeditionswesen sowie im besonderen für die Gestaltung des Angebots von „Trekkingreisen“?

(Ein Zeichen dafür, daß der Alpenverein willens ist, sich solchen Fragen zu stellen, hat er unter anderem durch sein Grundsatzprogramm zum Schutz des Alpenraumes gesetzt [siehe dazu den Beitrag von Dr. Danz auf Seite 129]. Red.)

Einsicht in die Wandelbarkeit scheinbar unumstößlich gültiger Lebensbedingungen

„Daß wir unseres nicht unabhängig von dem Leben, das bereits Geschichte ist, leben können, so wie wir es leben aber unsere Geschichte, bewußt oder unbewußt, irgendwie weiterschreiben“, daß dies die Beschäftigung mit der Geschichte einzusehen lehrte, diese Hoffnung ist ebenfalls bereits im erwähnten Beitrag zum 100. Band der Alpenvereinsjahrbücher ausgedrückt.

Die Geschichte des Bergsteigens ist — zumindest an Jahren — nicht sehr alt. Noch leben darum unter uns die Träger von Entwicklungsabschnitten in ihr, die schon das Rankenwerk des Legendären zu überwuchern scheint. Und am zuverlässigsten fördern wohl dürfte die Bereitschaft, sich mit der Historie und ihren Voraussetzungen zu befassen eine Begegnung, ein Gespräch mit solchen „geschichtlichen Figuren“. Nicht jeder von diesen ist es freilich gegeben wie Dr. Anton Schmid — wir erinnern uns: Erstersteiger des Oberreintal-

turms, Verfasser des „Sonnenstieg“ — im Alter (heute als 89jähriger) gleichsam über seiner eigenen Geschichte stehend, diese gelassen zu überschauen, auch dann, wenn sich's erwiesen hat, daß der „Faden“ dieser Geschichte, „der vom Anfang her lebt bis zum Ende“, oft merkwürdige Verflechtungen eingeht, Kringel beschreibt, Irrtümer als Evangelium erscheinen läßt...

Viele zerbrechen daran, wenn das, was sie einmal in ihrem Leben, und vielleicht sogar mit gewissem Recht, als unumstößlich gültig angesehen haben, fragwürdig zu werden beginnt — fragwürdig oft nur wegen der veränderten Lebensbedingungen! Manche gefallen sich dann darin, ihre Geschichte als Jugendtorheit zu verleugnen. Nicht wenige, sogar ganze Vereine, verkrampfen in dem Versuch, sich eine Scheinwelt aufzubauen, in der alles, was sie einmal geschätzt, geglaubt, getan — gelebt haben, unangefochten bleibt. Nicht besserwissende Arroganz scheint solchem Verhalten gegenüber angebracht, sondern menschliche Verständnisbereitschaft, die die selbstkritische Freiheit einschließt, sich selber einmal in der Rolle der „Alten“ vorzustellen, zu überlegen, was von dem, das uns heute so überwichtig erscheint, seinen Wert behalten oder ebenfalls als Irrtum sich herausstellen könnte.

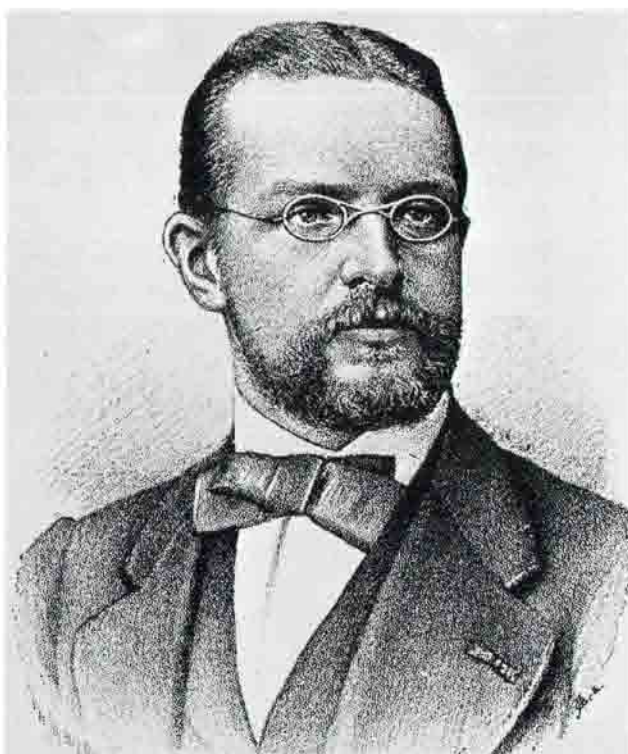
Und freilich wird uns, wenn wir uns schon einmal in solche Überlegungen verloren haben, die Frage bewegen, wie es um die Zukunft überhaupt bestellt sei. Wird das Bergsteigen in ihr einen Platz haben? In welcher Form, bewegt von welchen Motiven? Wird die Zukunft beispielsweise so beschaffen sein, daß es weiterhin zulässig erscheint, den Berg als „Symbol des Widerstandes“ gegen die Bedrängnisse des Alltags zu deuten? Oder wird es einmal — oder einmal wieder? — Lebensbedingungen geben, die diese Deutung ad absurdum führen — oder jeden Widerstand gänzlich sinnlos erscheinen lassen? Wie ist der Einfluß unseres eigenen Verhaltens in der Gegenwart auf das Leben künftiger Generationen einzuschätzen?

*Anschrift des Verfassers: Elmar Landes,
c/o Deutscher Alpenverein,
Praterinsel 5, D-8000 München 22*

Hermann von Barth (1845–1876)

*Versuch einer
kritischen Würdigung
zu seinem 100. Todestag
vor einem Jahr*

RUDGER VON WERDEN



*Hermann von Barth.
Foto: W. Bahn Müller
nach einem zeitgenössischen Stich.*

Am 11. November 1975 wurde in einem feierlichen Akt in Luanda die portugiesische Überseeprovinz Angola (Westafrika) in die Unabhängigkeit entlassen.

Wenige Wochen später, in der Silvesternacht, brannte das Renaissanceschloß Eurasburg an der Loisach im Landkreis Bad Tölz — Wolfratshausen ab.

Nur die wenigsten Zeitungsleser und Fernsehzuschauer waren sich wohl bewußt, daß es einen Zusammenhang gibt, zwar nicht zwischen den Ereignissen, wohl aber zwischen den Orten: Auf Schloß Eurasburg wurde am 5. Juni 1845 Hermann Freiherr von Barth zu Harmating geboren — in Luanda starb Barth am 7. Dezember 1876, vor gut hundert Jahren also, als Geologe im portugiesischen Kolonialdienst.

Wer war dieser Hermann von Barth? Was bedeutet er uns? Warum soll hier an ihn erinnert werden? Barth war Bergsteiger, Schriftsteller und Wissenschaftler in einem. In einer extrem kurzen Schaffensperiode von acht Jahren vollbrachte er in diesen drei Bereichen Höchstleistungen, die uns heute noch unfafßbar erscheinen.

Wie sieht eine Kurzbiographie dieses Mannes aus? Gymnasium, Abitur und — auf väterlichen Wunsch — Jurastudium in München. Er ist nicht sonderlich begeistert davon, wird aber ein ausgezeichneter Jurist. Einer seiner Charakterzüge zeigt sich bereits: Was er ins Auge faßt, was er anpackt, führt er rasch, energisch und konsequent zum Ziel. Der Verbindungsstudent ist berüchtigt als Anführer bei Zechgelagen, Schlägereien und allerlei derbem Ulk — sobald die Examen abgelegt sind, rührt er Humpen und Säbel nicht mehr an.

Die Münchner Polizei greift ihn bei nächtlichen Rekordversuchen mit dem Hochrad auf; seine Entschuldigung, er erprobe lediglich die Tauglichkeit des neuen Fahrzeugs, ist keine faule Ausrede: der königlichen Postverwaltung liegen in der Tat seine Eingaben vor, Landbriefträger mit Velozipeden auszurüsten. Vergeblich übrigens, sie werden nicht beachtet, wie zunächst auch seine Versuche, bergsteigerische und wissenschaftliche Erkenntnisse einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln. Denn auch dies gehört zu Barths Wesen: sich mitzu-

teilen, andere teilhaben zu lassen an seinen Unternehmungen, Wegbereiter und Wegweiser zu sein, Pionier.

Am 1. Mai 1868 wird er als Rechtspraktikant nach Berchtesgaden versetzt. Es beginnt die Zeit, jene vier Jahre, in denen er sich zu einem der bedeutendsten und eigenwilligsten Alpinisten nicht nur seiner Zeit entwickelt.

Hat er bis dahin nur den Wendelstein (1838 m) in den Bayerischen Voralpen bestiegen, so nimmt er sich nun systematisch die Hochgipfel der Berchtesgadener Alpen vor. Als alpines Greenhorn bedient er sich zunächst der einheimischen Bergführer, merkt bald, daß er ihnen überlegen ist, merkt auch, daß sie kaum willens sind, neue Wege zu beschreiten, macht sich selbständig und besteigt in einem Sommer 70 Gipfel, davon 10 als erster — nach seinem eigenen, stets vorsichtigen Urteil: sich mit fremden Federn zu schmücken, wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Das führerlose Gehen, für das er Generationen von Bergsteigern zum Vorbild werden sollte, ist ihm keineswegs ein stures Prinzip. „Tatsächlicher Nothstand hat mich zum selbständigen Bergsteiger weit mehr herangebildet als die Sucht nach dem Rufe: ‚Ich brauche keinen Führer.‘“ Ein im Winter verfaßter umfangreicher „Wegweiser“ durch die Berchtesgadener Alpen findet keinen Verleger. Das Manuskript ist bewußt schon als erster Band eines Führerwerks durch die „Voralpen“, wie er die Nördlichen Kalkalpen zunächst nennt, konzipiert.

1869 wird Barth nach Sonthofen versetzt. Die Ausbeute des Sommers: 44 Gipfel, dabei 3 Erstbesteigungen. An den Allgäuer Grasbergen lernt er den Gebrauch von Steigeisen kennen; sie werden ihm, neben dem damals üblichen Alpenstock, in der Vorprofilgummizeit zu einem wichtigen Hilfsmittel auch im Fels. Der Allgäuer „Wegweiser“, umfangreicher noch und sorgfältiger abgefaßt als der Berchtesgadener, wird immerhin in Autographie verbreitet und liegt eine Zeitlang in diversen Gasthöfen für die Touristen auf — nach-eifern tut ihm freilich kaum einer.

1870 geht Barth einen entscheidenden Schritt weiter. Er erschließt nicht nur im bergsteigerischen Sinne ein Gebirge, er ent-

deckt und erforscht es geradezu. Ein Gebirge, das noch nicht einmal einen Namen hat, das er zunächst etwas trocken-geographisch „Isarquellen-Gebiet“ nennt, für das er bald aber mit sicherem Gespür den Namen Karwendel einführt, ein Wort von magischem Klang, das viele in seinen Bann gezogen hat und noch zieht. Er bringt Ordnung in die Orographie, benennt die vier Hauptketten und betritt in einem einzigen, vom Wetter nicht besonders begünstigten Sommer 90 Gipfel, mindestens ein Dutzend als erster. Wenn man die Wegverhältnisse vor 100 Jahren, den Mangel an geeigneten Stützpunkten, auch die Feindseligkeit des Jagdpersonals und die vielen anderen widrigen Umstände bedenkt, kann man Barths Leistung erst recht begreifen — und auch seine herbe Enttäuschung, als seine umfassende Karwendel-Monographie wieder nicht gedruckt wird, weil sich nicht genügend Subskribenten finden.

Aber Barth gibt nicht auf, er schmolzt nicht, er überdenkt seine Situation als Bergsteiger und Schriftsteller, ja er analysiert kritisch, warum ihm der Erfolg in der Öffentlichkeit versagt bleibt, warum er keine Nacheiferer findet, keinen Verleger, kein Publikum. Und er zieht die Konsequenzen. Hat er im Winter noch den festen Vorsatz, sich 1871 die größte, höchste und — nach dem Karwendel — wohl am wenigsten bekannte und erforschte Gruppe der Nördlichen Kalkalpen, die Lechtaler Alpen, als Ziel vorzunehmen, so stößt er nun den Plan um.

Die Wahl fällt vielmehr „auf ein Gebirge, das bis ins innerste Herz hinein vom Touristenvolke durchzogen wird, dessen höchster Gipfel zu einer der beliebtesten, vielgenanntesten Alpenpartien zählt... Und wunderbar: gerade hier im Wettersteingebirge, wo meine Touren keinen anderen Zweck verfolgten, als Gipfel um Gipfel zu zwingen — für niemand anders als für mich —, sind meine Unternehmungen nicht unbemerkt geblieben.“

Mit unverhohlener Freude und Stolz holt Barth sich 1871 nicht nur rund ein Dutzend Erstbesteigungen in einem Gebiet, das gemeinhin schon als erschlossen gilt (darunter Waxenstein, Hochblassen, Plattspitzen und Öfelekkopf), sondern er erregt auch mit



Blick vom Musterstein zur Leutascher (links) und dreigipfeligen Partenkirchener Dreitorspitze. Die Versicherungen am Hermann-von-Barth-Weg zur letzteren wurden 1976 erneuert.

Foto: R. Löbl

einem Aufsatz über seine Dreitorspitzbesteigung in der Alpenvereinszeitschrift 1872 das lang erhoffte Interesse. Freilich muß man erkennen, daß das Aufsehen nicht so sehr von der alpinen Tat herrührt, als vielmehr von Barths Attacken gegen die Trägheit und Unfähigkeit der Partenkirchener Führer und indirekt auch gegen die Einfallsslosigkeit und Beschränktheit des „Touristenvolkes“.

Auch wenn sich Barth vorgenommen hat, nur zum eigenen Plaisir im Wettersteingebirge Gipfel zu erstürmen, entsteht doch auch wieder ein langes Manuskript über die Touren — und wandert schließlich ins Archiv der Sektion München.

Barth aber sagt der ungeliebten Jurisprudenz endgültig ade und widmet sich ganz der Naturwissenschaft. Er schließt ein komplettes Studium der Geologie, Botanik, Zoologie, Physik, Meteorologie und anderer Wissenszweige mit einem glänzenden Doktorexamen ab, erlernt mehrere Fremdsprachen, übersetzt wissenschaftliche Werke und schreibt zahlreiche Beiträge für Zeitschriften und große Sammelwerke.

1873 tritt der Verleger Eduard Amthor, der Herausgeber des „Alpenfreundes“ in Jena, an Barth heran und schlägt ihm vor, seinen vierteiligen ungedruckten „Wegweiser“ umzuarbeiten, mit persönlichen Erlebnissen zu bereichern und bei ihm als Sammelband in Druck zu geben. Als Praktiker weiß Amthor, daß der nüchterne Stil (vergessen wir nicht, daß Barth Jurist ist) der „Wegweiser“ nicht ankommt. Barth ist erst skeptisch, ja ablehnend. Die Sache erscheint ihm zu unseriös, zu wenig wissenschaftlich. Aber Amthor drängt weiter, überredet und überzeugt ihn schließlich.

Es lohnt sich, den vollständigen Titel des nun entstehenden Werkes zu nennen: „Aus den Nördlichen Kalkalpen. Ersteigungen und Erlebnisse in den Gebirgen Berchtesgadens, des Allgäu, des Innthales, des Isar-Quellengebietes und des Wetterstein. Mit erläuternden Beiträgen zur Orographie und Hypsometrie der Nördlichen Kalkalpen geschildert von Hermann von Barth. Mit lithographirten Gebirgsprofilen und Horizontalprojektionen nach Originalskizzen des Verfassers.“ Es wird in jeder Hinsicht

sein Meisterwerk und gleichzeitig sein alpines Vermächtnis.

Ohne sich und seinen Prinzipien untreu zu werden, ohne sich zu prostituieren, schreibt er dieses Buch in neuem, kraftvoll-eigenwilligem Stil, mit viel praktischer Information in fesselnde Erlebnisschilderungen verpackt. Diese Wandlungsfähigkeit, diese Bereitschaft, als reifer Mensch noch einen Lernprozeß durchzumachen, unter Wahrung des Prinzips, des Ideals, ist bewundernswert. Dabei spricht für Barths gleichbleibende Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, daß er das gesamte Gebiet zwischen Bodensee und Salzburg im Sommer 1873 noch einmal durchstreift, Lücken in seinen Kenntnissen (Mieminger Gruppe, Arnspitzen, Hagengebirge) beseitigt und zahlreiche Karten und Anstiegsskizzen verfertigt. Schließlich folgt Barth 1876 einem Angebot der portugiesischen Regierung, als Geologe in den Afrikakolonien zu arbeiten, unterbricht seine Überfahrt nach Angola auf den Kapverdischen Inseln, ersteigt — um bessere Landkarten zu erstellen — noch schnell rund 25 Gipfel und landet im Herbst in Angola (Portugiesisch-Westafrika). Ohne sich erst zu akklimatisieren, stürzt sich Barth förmlich auf seine Arbeit, beteiligt sich an einer Erkundungsfahrt ins Landesinnere, wird vom Fieber, wohl einer Art Tropenneurasthenie, befallen und muß nach São Paulo de Luanda zurückkehren, wo er seinem Leben im Fieberwahn ein Ende setzt — „gemäß dem Leitsatz seines Lebens: Sieg oder Tod!“, wie Max Rohrer vor 50 Jahren schon in der Zeitschrift des DÖAV schrieb.

Was erinnert heute noch an Hermann von Barth? Zunächst einmal das ihm von seiner Sektion Augsburg errichtete Denkmal am Kleinen Ahornboden im Karwendel, zu Füßen der Kaltwasserkarspitze. Ferner die Barthspitze, ebenfalls im Karwendel, eine Vielzahl von Routen, Kaminen usw., die seinen Namen tragen, und schließlich im Allgäu (Hornbachkette) die Hermann-von-Barth-Hütte der Sektion Düsseldorf des DAV.

Übrigens: Hermann von Barth und Alpenverein — ein durchaus nicht ungetrübtes Verhältnis. Er wird gleich 1869 Mitglied der Sektion Augsburg, später auch der

Sektion München. Einem Bekannten schreibt er freilich: „Jetzt haben wir also den Alpen-Verein. Je nun, ich steige so oder so ins Gebirge.“ Er muß, fast zwanghaft, seine Unabhängigkeit dokumentieren. Immerhin wirkt er bei der ersten Generalversammlung des Alpenvereins als Schriftführer. Vielfach blitzt in seinem Kalkalpenbuch Kritik am Alpenverein durch, so etwa wenn er gegen die Sperrung der Knorrhütte (Schlüssel haben nur die Führer!) protestiert und schreibt, daß wenigstens der Dachboden für jene Bergsteiger offen bleiben möge, die sich „bezüglich des Gebrauches von Führern von den Theorien der Alpen-Vereine entfernt“ haben, also — wie er — führerlos gehen.

Wie lassen sich Barths bergsteigerische Leistungen bewerten? Man ist heute oft geneigt, sich zu sehr am Schwierigkeitsgrad zu orientieren. Aber auch bei einer derartigen Betrachtungsweise kann Barth bestehen: Vor über 100 Jahren bereits — und das als Alleingänger — mehrfach den Schwierigkeitsgrad III erreicht zu haben (etwa am Risserrfalk, an der Lamsenspitze, vor allem am nach ihm benannten Grat zwischen Katzenkopf und Mittlerer Jägerkarspitze, alles im Karwendel; auch am Öfelekkopf im Wetterstein usw.), verdient unsere uneingeschränkte Bewunderung. Genauso aber besticht seine Gründlichkeit, die Erschließertätigkeit, also das Bestreben, alle Gipfel einer Gruppe zu besteigen, nicht nur die leicht erreichbaren, die vom Tal aus sichtbaren.

Als alpiner Schriftsteller ist Barth erstrangig; seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, vor allem seine Abhandlungen über Afrika, sind freilich überholt; aber das ist bedingt durch die gewaltigen Fortschritte der Geowissenschaften.

Kommen wir zu den letzten, den eigentlichen kritischen Fragen. Predigte, wie Karl Ziak in seiner „Weltgeschichte des Alpinismus“ meint, Hermann von Barth im Bergsteigen ein Herrenmenschentum, noch vor Nietzsche, dem ein Jahr älteren, aber schon ganz in seinem Sinne? Blickte er wirklich hochmütig auf die Bergbewohner herab, ja waren sie gar Kretins für ihn? War die Natur, der Berg, für ihn letztlich nur Objekt, das es zu bezwingen, ja unterjochen

galt, um sich als Herrennatur, als „kühner, unwiderstehlicher Herrscher des Gebirges“ bestätigt zu fühlen?

Geht man Barths „Aus den Nördlichen Kalkalpen“ durch, so lassen sich gewiß Zitate herausgreifen, mit denen sich ein Ja zu diesen Fragen untermauern läßt. Wenn er schreibt: „Auch mich fordert der Gipfelklotz heraus, die letzte Höhe zu gewinnen, sei's auch mit tollem Wagen, und zu keinem anderen Zweck als dem, oben gewesen zu sein. Doch mein Verlangen ist befriedigt, sobald der starre Fels mein Können gefühlt; hat der als seinem Herren mir gehuldigt — Bewunderung der Menschen entbehre ich leicht“, so ist das für den heutigen Leser eine kaum begreifbare Mischung aus Hochmut und Pathos. Oder etwa: „Rase der Sturm mit zehnfacher Gewalt, ich schleudere ihm frevelmütig meine gellenden Jauchzer entgegen! Im Kampfe mit dem entfesselten Element bin ich der Stärkere — und bin allein.“

Und wenn Barth sich über die Unwissenheit eines Senners erregt und schreibt: „Die Schweine strecken ihre Rüssel grunzend mir entgegen, und der ihnen in jeder Beziehung ähnliche Besitzer grunzt sein verzweifelt, ‚Weiß nicht!‘“, oder gar den Pinzgauern ganz allgemein eine zunehmende Verkümmern ihrer Sinnesorgane bescheinigt, was in den Worten gipfelt: „Das rudimentäre Hirn ist schon da, oder vielleicht nicht einmal mehr Rudimente davon“, dann ist das nichts anderes als eine infame Beleidigung und Diskriminierung. Die Beispiele ließen sich vermehren.

Was ist von diesen Kostproben zu halten? Nun, zunächst einmal war zweifellos Barth als Bergsteiger zu seiner Zeit in den Nördlichen Kalkalpen der beste, der schneidigste, auch der gescheiteste. Das ist eine Erklärung für manches, wenn auch noch keine Rechtfertigung. Dann äußerte Barth sich zu Zeiten auch positiv über einzelne „Eingeborene“, Kederbacher etwa in der Ramsau, Martin Ostler, den schlichten Hüterbuben von der Hochalm an der Alpspitze, und seine Mutter; auf die Schraubdolphi in Einödsbach stimmte er wahre Lobeshymnen an. Er vermochte also zu differenzieren, später zumindest; sein böses Pauschalurteil über die Pinzgauer z. B.

wurde 1868 gefällt, also im ersten Jahr seiner Begegnung mit der Spezies *Homo alpinus*.

Auch dürfen wir nicht übersehen, daß der Herr Baron sich über die Touristen ebenfalls sehr kritisch äußerte — und das waren schließlich seinesgleichen: Die Sozialstruktur der damaligen Bergsteiger aus dem Flachland, den Städten, weist ausnahmslos Adelige, Akademiker, Offiziere, Kaufleute u. ä. auf. Unmündigkeit war unter den Vorwürfen gegen sie noch einer der geringsten.

Wenn man gar liest, wie Barth gegen die noch aus der Zeit des Feudalismus stammenden Privilegien der herzoglichen und fürstlichen Jagdherren wettet, im Karwendel etwa oder im Blühnbachtal am Hochkönig, dann läßt er sich womöglich noch flugs in die Reihen der frühen Sozialreformer einordnen!

Und schließlich tritt uns in seinen „Nördlichen Kalkalpen“, das immer noch jedem — gerade dem jungen — Bergsteiger von heute zur Lektüre empfohlen werden kann, auch noch ein ganz anderer Barth entgegen, der humorbegabte, der bescheidene. Ein Beispiel nur: Nach der Erstbesteigung der Plattspitzen saß er beim Scheine eines Kerzenstumpens am Dachboden der Knorrhütte, „das letzte Stück Brod bedächtig in zwei Hälften theilend — für heute, — für morgen“. Anderntags, zwischen Gatterl und Ehrwald, „da war's nur ein Gedanke, und kein poesiereicher, der mich beseelte, mich vorwärts trieb: ‚Jetzt geht's zum Essen!‘“

Möge nie einer jener eil- und leichtfertigen Psychoanalytiker von heute Barths Werk in die Finger bekommen — was für Komplexe und Neurosen würde er wohl als Triebkräfte für die Taten des rastlosen und einsamen Titanen konstatieren? Uns jedenfalls, die wir im August 1970 auf der Kaltwasserkarspitze saßen und des Mannes gedachten, der auf den Tag genau hundert Jahre zuvor diese „drohend gezückte Dolchklinge“ im Schneesturm erobert hatte, war solches einerlei. Wir verspürten etwas von seiner wahren Größe.

Anschrift des Verfassers: Rudger von Werden, Heiglstraße 8, D-8190 Wolfratshausen

Wie den Teurdanck auff dem Gembsen jaid am ab-
 lassen/ der windt erhüb/ vnd überauff wolt ge-
 woiffen haben/ Er sich aber durch seingschicklichkeit erhielt.



Nische lang darnach
 auff einen tag
 Vnfall die morgen rdt sah/
 Gedacht/ gewiß wirdt heut entstan
 Ein windt/ möcht ich den tewrē man

Bringen an das Gembsen gefaid/
 So hoffet ich er kem in laid.
 Bald er da zu dem Teurdanck gieng/
 Mit jm zreden süglich anfieng:
 Ist es

75 Jahre Alpenvereinsbücherei

Ein Kapitel Alpenvereinsgeschichte

FRANZ GRASSLER

Seite 226: Aus der Schatzkammer der Alpenvereinsbücherei: Anfang eines Kapitels aus: „Die Ehr und manliche Thaten, Geschichten und Gefährlichkeiten des Streibaren Ritters und Edlen Helden Tewelrdanck.“ 3. Ausgabe 1553.

Im Lesesaal der Alpenvereinsbücherei im Münchner Alpenvereinshaus auf der Praterinsel hängt nicht von ungefähr das Porträt des Bergsteigers, Schriftstellers und Asienforschers *Willi Rickmer Rickmers*, denn auf ihn geht die Gründung dieser alpinen Fachbücherei zurück. Er hat 1930 in seiner ebenso eigenwilligen wie lesenswerten Autobiografie „Querschnitt durch mich“ festgehalten, wie es im Jahre 1901 zur Stiftung von über 5000 wertvollen alpinen Büchern an den Alpenverein gekommen ist:

„Etwa sechs Jahre vorher war mir in der Bücherei des Alpine Clubs die Fülle des bergsteigerischen Schrifttums aufgefallen. Da packte mich der Ehrgeiz, in Deutschland Ähnliches zu schaffen. Ich sah auch das unaufhaltsame Steigen der alpinen Bücherflut voraus und mit ihr das Streben der Vereine und Sammler, sie zu bewältigen. Vor allem sicherte ich mir die Seltenheiten und Kostbarkeiten, zu denen im weiteren Sinne schon alle englischen Werke zu rechnen waren, wenigstens für uns Deutsche. . . . In den neunziger Jahren kannten die Londoner Buchhandlungen das Alpine schon als Stichwort der Begehrlichkeit. Somit war es höchste Zeit; und ich setzte alle Hebel in Bewegung, um Vollständigkeit zu erzielen. Ich darf wohl sagen, daß ich die Wertstücke restlos . . . ergattert habe. Als ich so vor den endlosen Reihen der Bände stand, kam mir der Gedanke, warum ich diese Schätze in ländlicher Stille versauern lassen sollte. Lesen würde ich sie ja doch nicht alle; und die Freude am

bloßen Hamsterbesitz erschien mir plötzlich als geistige Beschränktheit. Gab ich alles hin, dann dürften tausend andere mitgenießen, ohne daß ich darum weniger davon hatte. So entschloß ich mich, meine Bergbücher dem Deutschen und Österreichischen Alpenverein zu schenken. Heinrich Heß in Wien und Heinrich Steinitzer in München vermittelten die erste Anknüpfung . . . Auf der Hauptversammlung des Alpenvereins zu Meran wurde die Spende angenommen . . . Es hat mich nie gereut.“ Rickmers war damals — 1901 — erst 28 Jahre alt, ein junger Mann aus gutem Hause, Sproß einer Helgoländer Reedersfamilie. Die von ihm erwähnte Hauptversammlung des DOAV in Meran fand am 2. September 1901 statt; sie nahm von der großherzigen Stiftung dankbar Kenntnis, beschloß die Gründung einer „Zentralbibliothek“ und bewilligte als Anfangskapital den Betrag von 5500 Mark (Goldmark!).

Die Stadt München, die dem Alpenverein stets gewogen war, brachte die Bibliothek zunächst in städtischen Gebäuden unter — und zwar zuerst in der Sparkassenstraße, wo sie am 1. Oktober 1902 der „öffentlichen Benutzung übergeben“ wurde, und anschließend in der Ledererstraße. 1912 kam sie erstmals auf die Praterinsel, wo ein Jahr zuvor das Alpine Museum eröffnet worden war, doch schon 1913 war wieder ein Umzug notwendig, diesmal in die Westenriederstraße in das dritte Stockwerk eines Privathauses. 1936 schien die Bücherei in einem Gartengebäude in der Knöbelstraße ihre ständige Bleibe gefunden zu haben, doch hier ging die größte alpine Spezialbibliothek der Welt — zu der sie sich inzwischen entwickelt hatte — im Oktober 1943 im Bombenhagel unter. Von rund 60000 Bänden des damaligen Bestands waren nur etwa 2000 Bücher verlagert und damit gerettet worden.

Dieser erste Abschnitt in der Geschichte der Alpenvereinsbücherei (AVB), der die Jahre 1901 bis 1943 umfaßt, ist untrennbar mit den Namen der beiden Männer verbunden, die sie als hauptamtliche Bibliotheksleiter aufgebaut hatten: *Dr. Aloys Dreyer* von 1904 bis 1930 und anschließend *Dr. Hermann Bühler*. Dreyer stammte aus

Straubing; er starb 1938 im Alter von 77 Jahren. Bühler, der 1938 zusätzlich die Leitung des Alpen Museums übernommen hatte, bemühte sich nach Kriegsende um einen Wiederaufbau, doch er war ein Alpenvereinsbibliothekar ohne Alpenverein und ohne Bibliothek; er wurde 1949 Leiter der Bücherei des Bayerischen Landtags und starb 1963 im Alter von 63 Jahren. Die literarische Tätigkeit dieser beiden um die AVB — und damit um den Alpenverein! — verdienten Männer wird an anderer Stelle gewürdigt.

Die Bücherei war ausgebrannt, das Alpine Museum lag in Schutt und Asche, der Alpenverein selbst war in Deutschland zerschlagen, verboten. Während sich die österreichischen Sektionen verhältnismäßig rasch zum Österreichischen Alpenverein (OAV) zusammenfanden, mußte der Deutsche Alpenverein (DAV) bis zu seiner Wiedergründung am 22. Oktober 1950 in Würzburg einen mühsamen Weg zurücklegen — einen Weg, dessen Stationen „Landesarbeitsgemeinschaft der alpinen Vereine in Bayern“ einerseits und „Beratungsstelle Stuttgart“ andererseits hießen. Im Wunsch auf Wiedererrichtung eines gemeinsamen DAV und auch auf Neu-Aufbau einer AVB waren sich alle maßgeblichen Männer jener turbulenten Jahre einig. Die Initiative ging verständlicherweise von München aus, wo die AVB von Anfang an ihren Sitz hatte. Schon im ersten Nachkriegsheft der „Mitteilungen“ vom April/Mai 1948 rief der damalige Kulturreferent der „Landesarbeitsgemeinschaft“ *Paul Hübner* alle Sektionen und Mitglieder zu Spenden auf:

„Die im Krieg zum größten Teil zerstörte Alpenvereinsbücherei, die Euch viele Stunden der Freude, Unterhaltung, Anregung, Belehrung, ernstem Studiums und freudiger Vorbereitung auf Eure schönen Bergfahrten gewährt hat, soll und muß wieder erstehen! Die Landesarbeitsgemeinschaft der alpinen Vereine in Bayern betrachtet es als ihre vordringliche Aufgabe für Heimstatt und Grundstock der neuen Alpenvereinsbücherei . . . zu sorgen.“

Vordringlicher als Bücherspenden war freilich der Wiederaufbau des Alpenvereinshauses, in dem anstelle des Museums der Alpenverein selbst und die Bücherei unter-

gebracht werden sollten. Auch hierfür wurde in den „Mitteilungen“ (Heft 3 vom Juni 1948) in eindringlicher Weise um Hilfe gebeten:

„Das Kriegsgeschehen hat Euch Eures schönen Alpen Museums auf der Praterinsel beraubt. Helft alle nach Kräften mit zu seinem Wiederaufbau . . . Helft, ehe es zu spät ist! Wenn wir bis zum Einbruch dieses Winters kein Dach auf das Anwesen bekommen, ist es für immer verloren. Einen weiteren Winter überstehen die verbliebenen Mauern auf der Praterinsel nicht mehr. Die Schutträumaktion hat begonnen.“

Die Münchner „Alpenklubs“ — wie die Sektionen unter dem Druck der Militärregierung damals hießen — folgten diesem dringenden Appell, sie kamen zum „ramadama“ und sie räumten den Schutt und sorgten für ein Notdach. Aber auch Paul Hübners Aufruf hatte Erfolg: Die Spenden flossen reichlich, und abermals war Rickmers mit einer Fülle wertvoller Bücher dabei; er starb 1965 im biblischen Alter von 92 Jahren. Große Spenden kamen in den Jahren 1949 bis 1951 von den Sektionen Augsburg, Bayerland, Bergegeist, Hochland und München sowie vom Verein zum Schutze der Alpenpflanzen und -tiere.

Schon am 3. April 1950 konnte in einem freilich noch recht bescheidenen Rahmen die AVB neu eröffnet werden. Wie sah es nun damals auf der Praterinsel aus? Ich darf hierzu ein paar Sätze aus einem Bericht über einen Besuch im Alpenvereinshaus zitieren, den ich im April 1950 im „Bergkamerad“ veröffentlicht hatte:

„Noch ist der größte Teil des Gebäudes . . . Ruine, noch sieht der Besucher von der Gartenseite her in die gähnenden Fensterhöhlen, doch von der Straßenseite her macht das Haus schon einen freundlichen Eindruck. Die bisher zur Verfügung stehenden Räume zeugen von einer wohl-durchdachten Planung. In hellen Zimmern mit schlichter Einrichtung sind vorerst die Geschäftsstelle des ‚Alpenvereins e.V.‘ und die Bücherei untergebracht . . . Unser eigentlicher Besuch galt der Alpenvereinsbücherei. Mit etwas wehmütigen Gedanken betritt man den kleinen Raum und gedenkt der einstigen Bücherschätze. Aber wir wollen

*Dr. Willi Rickmer Rickmers
— mit seiner großzügigen
Spende von mehr als
5000 wertvollen alpinen
Büchern legte er den
Grundstein für die Alpen-
vereinsbibliothek.*



Foto: Archiv

nicht Erinnerungen nachhängen und uns lieber freuen, daß es bei uns wieder eine allgemein zugängliche alpine Bücherei gibt. Noch sind die Bestände auf manchen Gebieten gering, aber ein Anfang ist gemacht, das ist die Hauptsache... Daß aus diesem bescheidenen Anfang ein großes Werk werde, das sei unser Wunsch zur Wiedereröffnung der Alpenvereinsbücherei.“

Wie sehr dieser Wunsch aus dem Jahre 1950 in Erfüllung gegangen ist, weiß jeder, der heute die AVB besucht. Wir haben dafür den Männern zu danken, die damals für den Alpenverein im ganzen und für die Bücherei verantwortlich waren: dem Verwaltungsausschuß unter Dr. Albert Heizer und dem Kulturreferenten Hans Ackermann, der 1951 die Nachfolge Paul Hübels angetreten hatte und der auch in seiner späteren Funktion als Schatzmeister der Bücherei eng verbunden blieb.

Dank gebührt aber auch einem jungen „Bayerländer“, den Fritz Schmitt zum Schutträumen geworben hatte und der 1949 als „Praktikant“ mit der Bücherei-Arbeit anfang und hier gleichzeitig seine Ausbildung zum Bibliothekar durchführte: Peter Grimm; er leitete — zunächst unter der fachlichen Aufsicht des Bibliotheksdirektors

Dr. Norbert Fischer vom Deutschen Patentamt — die AVB in den ersten Jahren.

Aus dem „kleinen Raum“, von dem ich 1950 geschrieben hatte, war die Bücherei 1952 in größere Räume im 2. Stock und schließlich 1957 in jene Räume umgezogen, in denen sie noch heute untergebracht ist. Am 1. Mai 1958 übernahm die seit 1955 in der AVB tätige Diplombibliothekarin Hedwig Rüber als Nachfolgerin von Peter Grimm die Leitung der Bücherei; wesentliche Aufgaben waren allerdings (wie auch vorher bei Grimm) dem innerhalb des Verwaltungsausschusses zuständigen Referenten Ackermann vorbehalten. Zu seiner Entlastung beschloß der Hauptausschuß 1961 die Bestellung eines „Beauftragten für die Alpenvereinsbücherei“ mit Sitz im Verwaltungsausschuß. Diese ehrenvolle Aufgabe wurde damals mir übertragen; ich bin dieser Verpflichtung zehn Jahre lang, von 1962 bis 1971, mit viel Freude nachgekommen.

Da der Verwaltungsausschuß des DAV nach Ablauf meiner zweiten Berufungsperiode 1972 den Aufbau der AVB als abgeschlossen ansehen durfte, verzichtete er auf die erneute Bestellung eines Bücherei-Beauftragten. Frau Rüber leitet seitdem die AVB in weitgehender Selbständigkeit, stets un-

terstützt von *Marianne Pietsch*, die schon 1954 die Arbeit in der Bücherei aufgenommen hatte.

Die „Zentralbibliothek“ war ebenso wie das Alpine Museum Eigentum des Gesamtvereins; der Sitz beider (für alle Mitglieder des ÖAV bestimmten und auch für die Allgemeinheit bedeutsamen) Einrichtungen in München besagte natürlich nichts über die Rechtsnachfolge nach der Trennung des Gesamtvereins in DAV und ÖAV. Eine Vereinbarung beider Vereine regelte den Verbleib der AVB in München und damit beim DAV, während die Restbestände des Alpen Museums und dessen Wiederaufbau in Innsbruck dem ÖAV übertragen wurden.

Ein Rückblick auf 75 Jahre AVB wäre unvollständig, wenn die aus dieser Bücherei hervorgegangenen *Veröffentlichungen* nicht genannt würden. Dr. Dreyer gab das zweibändige „Bücherverzeichnis“ (1927) heraus, das als umfassende Zusammenstellung des alpinen Schrifttums erhebliche Bedeutung hatte; er schrieb ferner die bisher einzige „Geschichte der alpinen Literatur“ (deren ursprünglich vorgesehener Titel „Wie deutsche Dichter und Bergsteiger die Alpen erlebten“ allerdings dem Inhalt besser entsprochen hätte). Dr. Bühler brachte für die Jahre 1931 bis 1938 in unglaublicher Fleißarbeit je einen Band „Alpine Bibliographie“ und sogar 1949 noch ein „Gesamtregister“ heraus. Ich selbst konnte 1969 anlässlich der 100-Jahr-Feier unter tatkräftiger Mithilfe von Frau Rüber das „Register der Alpenvereins-Jahrbücher 1926 bis 1968“ herausgeben und im Anhang ein „Verzeichnis der wichtigsten monographischen Arbeiten in den Alpenvereins-Jahrbüchern von 1865 bis 1968“ zusammenstellen. Schließlich erschien 1970 im amerikanischen Verlag Hall & Co. in Boston der sechsbändige Katalog der AVB, je drei Bände Autoren- und Schlagwort-Katalog; diese infolge ihres Preises dem „Normalverbraucher“ kaum zugänglichen Kataloge weisen einen Buch- und Zeitschriftenbestand bis einschließlich 1969 von annähernd 25 000 Bänden auf.

Heute verfügt die Alpenvereinsbücherei über rund 31 000 Bände und 2500 Landkarten; sie steht mit 304 Vereinen und

wissenschaftlichen Gesellschaften in aller Welt in Tauschverkehr. Ihr angegliedert ist seit 1974 das von Hans Koehler geleitete „Archiv für Auslandsbergfahrten“, eine wahre Fundgrube für alle, die sich für die Berge der Welt interessieren.

Die Alpenvereinsbücherei sammelt die Bergsteigerliteratur in allen Sprachen, wobei Vollständigkeit in erster Linie beim deutschsprachigen Schrifttum, aber auch bei Werken in englischer, französischer und italienischer Sprache angestrebt wird. Ferner umfaßt die AVB wissenschaftliche Veröffentlichungen, die mit den Gebirgen etwas zu tun haben (z. B. Gletscherkunde, Geographie und Geologie, Volkskunde, Geschichte, Kultur- und Kunstgeschichte der Gebirgslandschaften) in reichem Maße. Dem Benützer der AVB erleichtern (von den beiden Bibliothekskräften abgesehen) drei Kataloge (Autoren-, Schlag- und Stichwort-, systematischer Katalog) die Suche. Der Besucher kann sich während der Öffnungszeiten (Montag und Donnerstag 14 bis 19 Uhr, Mittwoch 14 bis 17 Uhr) jedes Buch und jede Karte heraussuchen lassen und sich an den Arbeitstischen damit beschäftigen. Die Ausleihe erfolgt persönlich in der AVB oder durch schriftliche Bestellung; die AVB ist auch dem Fernleiheverkehr der öffentlichen Bibliotheken angeschlossen. Gebühren werden nicht erhoben, jedoch müssen die Versandkosten ersetzt werden. Eingesehen, aber nicht ausgeliehen werden können vor dem Jahre 1870 erschienene Bücher, sogenannte „Prachtwerke“, ungebundene Zeitschriften und Landkarten, zum Teil auch Führer; viel gefragte Führerwerke wurden allerdings in den letzten Jahren mehrfach angeschafft und zur Ausleihe freigegeben. Im übrigen bleibt der Verleih von Führern und Karten eine Aufgabe der Sektionsbüchereien.

Die Alpenvereinsbücherei des DAV — die selbstverständlich auch den Mitgliedern des ÖAV zur Verfügung steht — ist heute wieder wie einst die größte alpine Spezialbibliothek der Welt. Alle ihre Freunde können nur hoffen, daß die nächsten 75 Jahre dem ungestörten weiteren Aufbau dienen werden.

Anschrift des Verfassers: Dr. Franz Grassler, Arcisstraße 64, D-8000 München 40

Fünfundzwanzig Jahre Bergfilm- Festspiele

„Città di Trento“

ERICA SCHWARZ



*Trient: Eingang zum
Dom.*

Foto: Gadler

Die Stadt Trient hat in diesem Jahr in der letzten Woche des Mai ein Jubiläum begangen, das der Stadt zu großer Ehre gereicht: Fünfundzwanzig Jahre Bergfilm-Festspiele. Ein schönes Jubiläum, verdiente Genugtuung, denn leicht war es nicht, weder am Anfang noch in den letzten Jahren. Bergfilm — viele erinnern sich noch an Fanck-Filme, zum mindesten an Luis Trenker. Aber die Geschichte des Bergfilms reicht weiter zurück; die Versuche, im Gebirge zu filmen, sind fast so alt wie die Geschichte des Filmes selbst.

Der Stummfilm lockte Regisseure, Kameralleute und Darsteller aus den Ateliers, es war die Sensation des Films der Bühne gegenüber, die Handlung eines Stückes in interessante Gegenden verlegen zu können, in europäische und außereuropäische Städte, an die Küsten des Meeres, Palmenboulevards, an die Ränder der Wüste und auch ins Gebirge.

Doch es zeigte sich, daß die damalige Filmkamera noch nicht für das Gebirge geeignet war. So schreibt Dr. Arnold Fanck, deutscher Pionier des Bergfilms, noch 1909: „Als wir auf ungefähr 4000 Meter Höhe ankamen, streifte die Kamera bei der barbarischen Kälte von minus 30 Grad. Das Öl war zu dick geworden ... Wir wußten damals noch nicht, daß nur reines Petroleum brauchbar bleibt, erst später kamen wir dahinter, daß es bei so großer Kälte am besten ist, das Getriebe der Kamera vorher völlig zu entölen. Erst als die Sonne so hoch stieg, um uns und die Kamera zu streifen, konnte es mit dem Kurbeln wieder weitergehen.“

Die Kameras waren unzulänglich, das Hochgebirge stellte Bedingungen, die zunächst nicht zu lösen waren. Trotzdem reichen die Versuche, in den Alpen zu filmen, noch ins ausgehende 19. Jahrhundert. Immer wieder rückten Kameralleute aus in

der Hoffnung, einen akzeptablen Streifen zuwege zu bringen, doch sie scheiterten an unzureichender Optik und Technik, am Mangel an Erfahrung und Vorstellung. Es war ehrliche und harte Pionierarbeit.

Erst 1905 gelang es dem Franzosen Felix Mesguich, einen alpinen Spielfilm herzustellen mit dem Titel „Drâme sur les Glaciers de la Blümlisalp“. Wegen der vielen Mängel des Films stellte sich kein Erfolg ein. Selbst ein so berühmter, großer Hochgebirgsfotograf wie der Italiener Vittorio Sella mußte seine Versuche als mißglückt bezeichnen.

Es dauerte bis 1913, ehe ein brauchbarer Bergfilm zustande kam, ein Skifilm, von Dr. Arnold Fanck und Sepp Allgeier: Regisseur und Kameramann war es bestimmt, nach dem 1. Weltkrieg eine tragende Rolle in der Geschichte des Bergfilms zu übernehmen.

Während des 1. Weltkriegs entstanden eine Anzahl von Filmstreifen über Hochgebirgstruppen, ihre Bewegungen und Stellungen in Fels und Eis. Diese teilweise interessanten Filme liegen heute, so weit sie erhalten sind, in Archiven und werden nur selten aus bestimmten Anlässen vorgeführt (z. B. in Trient während der Bergfilm-Festspiele). In den zwanziger Jahren war dann die erste große Zeit des Bergfilms gekommen. Sie begann mit „Wunder des Schneeschuhs“, im Berner Oberland unter schwierigen Verhältnissen gedreht von dem Team Fanck-Allgeier. Noch schwieriger als die Herstellung erwies sich der Verkauf des Films. Erst als Fanck selbst die Initiative ergriff und Säle und Musik mietete, stellte sich Erfolg ein, und sogar ein unerwartet stürmischer, eminenter Publikumserfolg. Das gab Auftrieb, es folgten die Filme „Kampf mit dem Berg“ und „Fuchsjagd im Engadin“, doch trotz des Engagements des Kinopublikums war Fanck immer wieder zur Selbsthilfe gezwungen.

Hintereinander entstanden die alpinen Spielfilme: „Die weiße Hölle vom Piz Palü“, 1928, „Stürme über dem Montblanc“, 1930, „Der weiße Rausch“, 1931, „Der ewige Traum“ und weitere Titel; Fanck hatte sich außer Allgeier noch einige andere ausgezeichnete Kameraleute wie Richard Angst oder Hans Schneeberger gesichert, er hatte

den Skimatador der damaligen Zeit, Hannes Schneider gewonnen, den auf der Erfolgsleiter kletternden Luis Trenker, den Gletscherpiloten Ernst Udet und eine Reihe von hervorragenden anderen Namen.

Luis Trenker hatte bald gesehen, wie es zu machen sei und stieg selbst ins Filmgeschäft ein, er arbeitete teils mit Fanck, teils mit dem Franzosen Bonnard, er zog in die amerikanischen wie auch italienische Filmproduktion ein, er wurde der Held der Berge, er stürmte, kämpfte, siegte, starb und lebte weiter in den Filmen „Der Kampf ums Matterhorn“, „Der Sohn der weißen Berge“, „Der Rebell“, „Der verlorene Sohn“, „Berge in Flammen“, „Der Berg ruft“.

Die Entwicklung war stürmisch, dramatisch, der Siegeszug der Bergfilme ununterbrochen, und er fand nicht allein in der deutschen Produktion statt, es wurden auch andere Länder aufmerksam und schalteten sich ein.

Wer jedoch gedacht hatte, man könne nach dem 2. Weltkrieg dort anknüpfen, wo man während des Krieges notgedrungen aufgehört hatte, sah sich getäuscht.

Die Welt hatte sich verändert. Altes war nicht mehr gefragt, neues mußte sich erst formen. Man drehte allenfalls schlechte Heimatfilme, die dem Bergfilm schaden. Im übrigen herrschten Unsicherheit, Zögern, man suchte nach Möglichkeiten, man tastete sich vorwärts ohne ein Ziel zu sehen. Die Produktion stagnierte mehr und mehr. Auch der Test mit alten Bergfilmen fiel negativ aus, es gab weder Begeisterung noch volle Kassen. War der Bergfilm tot?

Das war die Situation, als man sich in Trient entschloß, 1952 ein Bergfilm-Festival zu veranstalten, um den Bergfilm wieder zu beleben. Obwohl sich keine Chance zeigte für Erfolg, für Überraschung, für neue Richtungsweiser, obwohl kein Hoffnungstreifen am Himmel erschien, glaubten manche, es liege etwas in der Luft, etwas, das sich nicht genau definieren ließ. Die Festspiele waren ausgeschrieben für Amateure, 16 mm.

Die Überraschung war vollkommen.

Da kam ein Mann und nahm im Sturm den Gran Premio Città di Trento, den größten Preis, den Trient zu vergeben hat.

Der Erfolg war durchschlagend. Der Franzose Samivel hatte mit „Cimes et Merveilles“ nicht nur einen prächtigen Film gedreht, er zeigte ganz neue Einstellungen, neue Möglichkeiten im Wechsel der Entfernung, der Beleuchtung und Belichtung, er sprang mitten hinein ins Filmabenteuer einer neuen Epoche.

Und, wer hätte es geglaubt, Samivel kam nicht allein, mit ihm kamen neue Leute, die nicht nur Preise errangen, sondern im Laufe der folgenden Jahre immer wieder von sich reden machten und die eine neue Filmära des Bergfilms begründeten. Dazu gehörten Roger Frison Roche, Jean Jacques Languepin, Lionel Terray und George Strouvé. Schon dieses erste Festival offenbarte gültige neue Wege in die Zukunft.

Trotzdem war es für Trient mehr Wagnis, Abenteuer als Gewinn, die Bergfilm-Festspiele fortzusetzen. Doch weder der italienische Staat noch die Stadt scheuten Kosten, Aufwand und Mühe, das einmal Begonnene fortzusetzen. In der Via Belenzani wurde ein Büro etabliert, die Festspiele begannen Wochen vorher als sie jeweils offiziell eröffnet wurden mit Vorbereitungen, mit der Prüfung der eingesandten Filme, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vergrößerte. Die Arbeit hörte auch nicht auf mit der Abreise der Festspielgäste, im Gegenteil, sie begann von neuem. Für die Stadt ergab sich kein Vorteil, kein größerer Aufschwung. Die Festspiele wurden getragen von Idealismus, von der Liebe zu den Bergen und von zähem Willen. Es war ein einmütiges Bekenntnis zu der Veranstaltung. Gäste jener „Pionierzeiten“ sind heute noch bewegt, wenn sie von den ersten Trientiner Veranstaltungen sprechen.

So groß war der Erfolg, daß für das Jahr 1953 Einladungen an Amateure und Professionals ergingen. Hatten 1952 nur sieben Nationen, Belgien, Frankreich, Italien, Jugoslawien, Schweden, Schweiz und Österreich teilgenommen, zogen bereits im nächsten Jahr die Deutsche Bundesrepublik, England, Holland, Spanien und die USA nach, auch Filme von 35 mm wurden angenommen.

Ein ungeheurer Wechsel trat ein. Das Gebirge war bis jetzt Schauplatz, wirkungsvoller Hintergrund geblieben, es war Staffage für

Skifilme, für Spielfilme und für Streifen aus den Kriegen. Jetzt rückte das Gebirge selbst ins Blickfeld, der Berg, seine Schönheit, seine Gefahren, seine Schwierigkeiten, sein Wald, seine Pflanzen, Blumen, Tiere, alles war plötzlich wichtig, der Berg kam in den Vordergrund, die Kamera rückte ihn unmittelbar an die Menschen heran. Dabei weitete sich der Themenkreis immer mehr aus, der Berg wurde von den verschiedensten Seiten her gesehen, der Alm- und Forstnutzung, den geologischen oder ökologischen Verhältnissen, der Erschließung, Überserschließung und des Naturschutzes, Fauna, Flora, Wanderwege, Bergbewohner. Neben diesen Kulturfilmen traten Informations- und Dokumentarfilme und die großen außereuropäischen Expeditionsfilme, Landschaftsfilme, die eine ganze Berggruppe erfassen, Bergsteiger-, Wander-, Kletter- und Skifilme: wer glaubte, diese neue Art von Bergfilmen würde sich bald totlaufen, sah sich getäuscht, denn ein Thema zog das andere nach sich, außerdem wurden die Filme perfektionierter, raffinierter, der Farbfilm eröffnete neue Möglichkeiten, die künstlerischen Qualitäten nahmen in ständigem Maße zu, der Bergfilm vermittelte immer großartigere, greifbarere Eindrücke.

Mitten in diesem Geschehen stand Trient. Kein Mensch hatte eine derartig heftige, sich pausenlos steigernde Entwicklung vorausgesehen und wenn auch der Beginn unter einem hellen Stern stand, so wäre Zurückhaltung eher verständlich gewesen als Optimismus. Doch dieser Optimismus hatte Pate gestanden und begleitete die Bergfilm-Festspiele weiterhin.

Die Lage der Stadt Trient ist faszinierend, der Bergkranz zeigt sich als geschlossenes Rund und alles ist greifbar von hier aus, Ortler-, Presanella-, Adamellogruppe, die Östlichen wie die Westlichen Dolomiten, der Monte Baldo und ungezählte Gipfel und Bergtäler dazwischen, davor und dahinter. Nicht allein die Lage ist schön, auch die Stadt ist schön, die mittelalterlichen Tore und Türme, die Laubgänge, die Gassen und die weiten Plätze, der Domplatz vor allem, der barocke Brunnen, der romanisch-gotische Dom, der bischöfliche Palast, die prächtigen Türme dahinter, die

„palazzi“ in alpenländischer Renaissance, auf der einen Seite das schimmernde Band der Etsch, auf der anderen Seite, schon den Berghang hinaufsteigend, das Castello del Buon Consiglio. Eine der schönsten und auch eine der ältesten Städte in den Alpen: unter dem Dos Trento am westlichen Ufer der Etsch fand man Spuren einer Siedlung, die etwa 3000 Jahre vor Chr. anzusetzen ist. Als großes Ereignis der urbanen Geschichte fand von 1545 bis 1563 das große Konzil statt, das Trient die Bezeichnung „Konzilstadt“ eingebracht hat.

Mit den Bergfilm-Festspielen ging Trient einer neuen Ara entgegen, die Wandlung von der alten, ehrwürdigen Konzilstadt in die lebendige neue Festspielstadt. Es war die zweite große Prägung, die der Stadt widerfuhr, was immerhin jeweils ein bestimmtes Maß an geistiger Elastizität erforderte.

Frankreich war das neue Wunderland des Bergfilms. Marcel Ichac zeigte 1954 den Expeditionsfilm „Victoire sur l'Annapurna“, 1955 kam Gaston Rébuffat mit „Etoiles et Tempêtes“ und wurde dafür mit dem Gran Premio ausgezeichnet, 1956 meldete sich wieder Samivel mit „Grand Paradis“ und erhielt dafür die Goldene Alpenrose und den Preis der U.I.A.A., während der Gran Premio Città di Trento an Lionel Terray und seine Freunde Jean Franco, Pierre Leroux und Guido Magnone ging für den hervorragenden Expeditionsfilm „Makalu“. Neue Leute waren zu den schon bewährten Filmemachern gestoßen, Vernadet, Dassonville, Jacques Ertaud, Terraiz und weitere Namen; Frankreich verfügte über ein anscheinend unerschöpfliches Reservoir an Kräften. Und es ging weiter mit „Les Etoiles du Midi“ von Marcel Ichac und sieben der besten Namen: Ichac, Terray, Strouvé, Vernadet, Tairraz, Franco, Magnone und Languepin. Als man sich in Trient entschloß, zu Bergfilmen noch Forschungsfilme in Konkurrenz zu nehmen, erhielten die Franzosen nochmals eine kräftige Injektion durch die schon berühmt gewordene Forschungstätigkeit von Jean Cousteau. Er gab das Exempel für Aktion, Spannung im Forschungsfilm. Frankreich arbeitete beispielhaft, es gab die

Richtlinien für den modernen Bergfilm wie auch für den Forschungsfilm an.

Die größte, eifrigste Filmproduktion kam aus Italien, unterschiedlich in der Qualität und Thematik, eine Anzahl von Filmen jedoch sehr gut und mit Preisen ausgezeichnet, zweimal mit dem Gran Premio. Interessante Filme kamen aus Amerika, Island gelang es auf Anhieb, den Gran Premio zu erhalten, gutes Material aus der Schweiz, aus Neuseeland und Australien — es wurde immer mehr ein Wettstreit der Länder, ein friedlicher, sich gegenseitig steigernder Wettstreit.

Ab 1955 stieg die Zahl der teilnehmenden Länder ständig, Kanada, Dänemark, Holland, England schalteten sich ein und allmählich wuchs das Interesse der Ostblockstaaten. Polen beteiligte sich oft und es errang auch manchen Preis, es folgten Bulgarien, Tschechoslowakei, Rumänien, Ungarn, dann kam die Sowjetunion, und auch hier gab es Preise; in den siebziger Jahren präsentierte sich sogar die Volksrepublik China mit einigen Filmen. Und man notierte Saudi-Arabien, Argentinien, Brasilien, Ägypten, Tschad, Irland, Malaysia, Mexiko, Norwegen, Portugal, Südafrika, Sudan, Indien, alle wollen etwas aus ihren Ländern zeigen und einmal dabei sein. So wurde es eine weltweite Einrichtung, die Teilnahme so vieler Länder verlieh den Festspielen immer mehr Farbe und Reiz.

In der Repräsentation so zahlreicher Nationen schnitt die Deutsche Bundesrepublik außergewöhnlich gut ab. Seit 1953 beteiligten sich deutsche Amateure und dann, als auch Berufsfilmleute zugelassen wurden, immer mehr Professionals an den Bergfilmfestspielen „Città di Trento“. Hans Ertl, E. Schuhmacher, Oskar Kühlken, Hans Dominick, Bernhard Grzimek und Otto Guggenbichler zählten zu den deutschen Filmpionieren in Trient; 1962 fiel der erste Gran Premio Città di Trento an die Deutschen mit „Galapagos — Landung in Eden“ von Heinz Sielmann, eine Reihe von anderen Preisen war bereits errungen, darunter ein „Goldener Neptun“ für „Serengeti darf nicht sterben“ von Bernhard und Michael Grzimek. Wenige Jahre später, 1964, erhielt Lothar Brandler für „Eine europäische Seilschaft“ den großen Preis; 1967

Filmarbeiten im
Hochgebirge:
Lothar Brandler
dreht an der
Aiguille du Midi
eine Szene für den
Film „L'Eclair“
(Der Blitz; 1974).



Foto:
L. Brandler

kam Lothar Brandler zum zweitenmal zum großen Zug mit „Sensation Alpen“, außerdem erhielt er 1970 den Preis des Italienischen Alpenclubs für „Eiger 69 — Der Weg der Japaner“ und den Preis der U.I.A.A. für „L'Eclair“ (Der Blitz) 1974.

Die Aktivität von Dr. Otto Guggenbichler beschränkte sich nicht auf Filme allein, er setzte sich immer stärker für das Engagement des Bayerischen Rundfunks / Bayerisches Fernsehen ein und das brachte erhebliche Erfolge, beinahe jedes Jahr stieg der Intendant des Bayerischen Rundfunks auf die Bühne, um einen Preis in Empfang zu nehmen. Die Kameraleute waren durch die Aufträge von Rundfunk / Fernsehen in der Lage, vorzügliche Filme herzustellen, Gebirgs-, Ski- und Forschungsfilm; 1976 hat die Bundesrepublik wegen dieser vorzüglichen Auswahl an Filmen, die weitgehend auf Initiative des Bayerischen Rundfunks / Fernsehen hergestellt waren, den „Preis der Nationen“ errungen.

Das Jahr 1975 brachte den Gran Premio für Brandlers Film „Die Wand“, besonders ergiebig war das Jahr 1976 mit dem Gran

Premio für den hervorragenden Expeditionsfilm „Kantsch“ von Gerhard Baur, den „Goldenen Enzian“ für Günter Johné „Ein Rucksack voll Erinnerungen“ und den Preis der Nationen.

Um den deutschen Beitrag in Trient zu kennzeichnen, wurden einige Preise genannt, es wäre jedoch nicht richtig, nur an Preise zu denken: es ist schon Auszeichnung und Ehre, wenn man in Trient aufgeführt wird. Um Spitzenqualität zu sichern, verschärfte man die Orders für die Jury, das „survivre“, das Überleben war nur möglich im Zeichen der Auslese. Bergfilme halten sich vor allem im Rahmen von Alpinismus im Sommer und im Winter, in Form von Expeditionen, Höhlenforschungen, Sport im Gebirge, Geographie, Flora, Fauna, Bergbewohner und ihre Tätigkeit, Landwirtschaft, Industrie, Tourismus, Jagd, Fischerei, Geschichte, Sagen und Folklore, was jedoch einen guten Spielfilm nicht ausschließt; Forschungsfilm müssen eine gültige Aussage machen von wenig bekannten Gebieten oder eine wissenschaftliche Untersuchung durchführen, die neue Aspekte



Preisverleihung
in Trient.

Foto: Gadler

zeitigt. Fünfundzwanzig Jahre Filmarbeit haben gezeigt, daß oft schlichte Themen von einer neuen, interessanten Seite dargestellt werden können, daß es häufig weniger auf das Was als auf das Wie ankommt.

Inzwischen wurden die Preise einer einfacheren Regelung unterzogen. Es gibt heute jeweils insgesamt sechs Preise, den Gran Premio Città di Trento für das am meisten befriedigende Filmwerk, in welchem künstlerische wie technische, eventuell auch ethische Qualitäten gleich stark zum Ausdruck kommen; dann vier Goldene Enziane für je den besten Gebirgsfilm, für den überzeugendsten Bergsteigerfilm, für den eindrucksvollsten Dokumentarfilm und den besten Forschungsfilm, schließlich noch den Preis der Nationen für die Gesamtauswahl eines Landes. Das ist sehr klar und eindeutig, ein Reglement, nach welchem sich arbeiten läßt.

Die Welt war zu Gast in Trient. Es kamen Regisseure, Kameraleute, Produktionsleiter, auch solche, die in Trient Filme kauften; ein Heer von Journalisten, Bildberichterstatern, Fernsehteams und Korrespondenten, Juroren, Teilnehmern aus alpinen Vereinen und Gästen, die in besonderer Beziehung zu den Festspielen stehen: Millionen haben Staat, die Stadt und Club Alpino aufgebracht, um die Festspiele zu finanzieren, eine enorme Leistung und Anstrengung. Mit den Festspielen verbunden waren zahlreiche Ausflüge, Einladungen zu Empfängen, Besuch von Museen und Sehenswürdigkeiten, die Gastfreundschaft der

Italiener war ebenso herzlich wie generös. Die Berg- und Forschungsfilm-Festspiele dauern jeweils eine Woche; in der zweiten Hälfte der Woche erscheinen auch die Bergsteiger, Bergsteiger aus Europa, aus Übersee, „Urgestein“ wie Riccardo Cassin und Anderl Heckmaier oder Gaston Rébuffat, die Heroen von heute und morgen, auch Bergsteigerinnen wie Loulou Boulaz, Ivette Vaucher oder Silvia Buscaini-Metzeltin, viele wurden ausgezeichnet: große Ehre.

Sicher trägt die Atmosphäre von Trient zu dieser großen internationalen Bergfreundschaft, die sich da jeweils entfaltet, dokumentiert, wesentliches bei. Trient lag immer an diesem Nord-Südweg, vielleicht hatten die Menschen früher mehr Zeit, um hier ihre Reise zu unterbrechen; wer heute auf der Autobahn Trient angekündigt sieht, denkt schon an Verona und, in umgekehrter Richtung, an Bozen oder Innsbruck. Die Lage bedeutet heute nicht mehr viel oder doch, denn die Stadt hat Zeit, ihr urbanes Leben zu leben, fast zu zelebrieren, und das ist spürbar, die Zeit ist nicht stehen geblieben, aber man hat etwas Zeit, die Turbulenz des Alltags hat nicht den Charme der schönen alten Stadt angegriffen, und was Trient an Bergfahrten aller Schwierigkeitsgrade, an Skimöglichkeiten im Sommer und Winter, an Ausflügen und Wanderungen, an Schenswürdigkeiten, aber auch an Trentiner Spezialitäten und köstlichen Weinen anzubieten hat, ist in seiner Fülle überwältigend. Die Bergsteiger kommen gerne nach Trient, man trifft sich, alte Freundschaften erstehen wieder und neue

entstehen, Trient ist eine Basis der „Europäischen Seilschaft“. Berge, südliche Urbanität, Gastfreundschaft, Entgegenkommen, ein Nährboden wie kaum anderswo.

Die 25. Bergfilmfestspiele in Trient standen nicht im Zeichen ununterbrochener Feste und Feierlichkeiten, im Gegenteil, das Jubiläum wurde etwas in den Hintergrund gerückt. Wichtig war die Begegnung, die Bergfreundschaft, das Treffen mit den Bergsteigern, Trient als spiritueller Mittelpunkt eines längst international gewordenen Alpinismus. In Trient wirkte der Geist der „Europäischen Seilschaft“, eines Gedankens, der, zuerst von Guido Tonella entwickelt, von Lothar Brandler verfilmt, zu einem festen Begriff wurde. Bergsteiger sind heute von Nizza bis Wien unterwegs, und vielen winkt das Glück, an einer Expedition in außereuropäische Gebirge teilnehmen können, die Bergwelt ist weit geworden.

Man müßte russische Märchen besser kennen, das Nebeneinander von Glück und Grausamkeit, von Freude und Schrecken, um ihre Poesie ganz zu erfassen. Jedenfalls gelang es bei den 25. Festspielen der Sowjetunion, den Gran Premio Città di Trento zu erhalten. Herrliche Berglandschaft zeichnet den Film in besonderem Maße aus.

Der Preis für den besten Bergfilm fiel an England für „Disappearing World: Die Kirgisen von Afghanistan“ von Charles Nairn. Eine herbe Berglandschaft, dürrtiges Gras für Yaks und Schafe und bittere Kälte, cisiger Wind und Armut erschweren das Leben der Menschen. Werden sie in ihren Zelten weiterleben, werden sie abwandern, werden sie der Infiltration aus dem Nordosten und Nordwesten folgen — ein ganz bedeutender, großartig zusammengefaßter Bergfilm, der ein schwerwiegendes Problem aufrollt.

Für „Denali's Wife“ erhielt Henri Agresti (Frankreich) den Preis für den besten bergsteigerischen Film. Denali's Wife befindet sich im Zentrum von Alaska, benachbart dem Mount McKinley. Man weiß: auch heute sind diese hohen Fünf- und die Sechstausender Abenteuer und Risiko. Auch dieser Film fand viel Beifall, seine bergsteigerischen Qualitäten waren groß. Mit „Na-

vaja“ von Carlo Mauri war den Italienern ein weiterer Preis für einen sehr gut aufgebauten Bergfilm beschieden, der sich in die Gruppe der Expeditionsfilme einreichte. Die Deutsche Bundesrepublik konnte diesmal einen Preis für Forschung in Empfang nehmen. Wolfgang Brög hat im Auftrag des Bayerischen Rundfunks einen richtigen Abenteuerfilm gedreht „Bootsfahrt ins Ungewisse“. Tausend Kilometer legte die Gruppe in Mittelfrika auf einem vollkommen unbekanntem Fluß im Boot zurück. Das Abenteuer steigerte sich oft zur akuten Gefahr, Stromschnellen, Engpässe, Krokodile, die streckenweise Rücken an Rücken schwammen, Wasserschlagen, Schlangen am Ufer, auch unterm Zelt, Begegnung mit unbekanntem Negerstämmen und weiter, weiter, hatten sie auch den richtigen Kurs? Endlich, nach Wochen, löste sich das Problem: sanft glitt das Boot aus den Armen des Flusses Omo in den Rudolfsee — kein anderer Film erhielt gleich großen Beifall. Der „Preis der Nationen“ für die beste Auswahl an Filmen fiel an Frankreich, wozu auch die Forschungsfilme von J. J. Cousteau beitrugen. In summa summarum betrachtet, lag die Qualität der Filme über dem Durchschnitt vorausgegangener Jahre, besonders dann, wenn man noch die nicht prämierten Filme einschließt, etwa den herrlichen französischen Löwenfilm aus Afrika, die Höhlenfilme, den englischen Jagdfilm, den „Panda-Film“ aus der Volksrepublik China, den frischen bayerischen Bergsteigerfilm „Via Ferrata“, die vielseitigen wissenschaftlichen Streifen.

Die Steigerung ist nicht allein auf Verbesserungen der Optik, der Technik zurückzuführen. Die Kameraleute riskieren modernere Einstellungen, sie entwickeln neue Ideen, ihre Themenauswahl wird anspruchsvoller. Zwischen Expedition und Naturschutz, zwischen bergbäuerlicher Kultur und Extremtouren erschließt sich eine alpine Welt von immer größerer, auch geistiger Virtuosität.

*Anschrift der Verfasserin: Erica Schwarz,
Bayerstraße 8, D-8240 Berchtesgaden*

Der neue Karnische Höhenweg Nr. 402*

Ein Weg mit Vergangenheit

WALTHER SCHAUMANN

„Gestern sind zwei Bergsteiger vom Hochweißsteinhaus kommend durch das Mitterkar“, berichtete noch 1975 ein Zollbeamter als lokale Sensation.

Eine ähnliche Situation wie im Raum von Untertilliach bestand auf weiten Teilen des Karnischen Hauptkammes, vor allem im Lesachtal. Beide Weltkriege brachten hier einschneidende Veränderungen, sie unterbrachen die Erschließungsarbeiten des Alpenvereines. Zerstörungen unterbanden schließlich für die letzten drei Jahrzehnte die durchgehende Verbindung des Karnischen Höhenweges, obwohl sich dieser als große West-Ost-Verbindung zwischen den Tauern und den Dolomiten einerseits und den Karawanken und den Westlichen Julischen andererseits anbietet. In dieser entscheidenden Funktion konnte sich der Weg bisher durch seine unmittelbare Lage am Grenzkamm niemals durchsetzen. Kurze Blütezeiten des Alpinismus wurden jäh durch Kriegsereignisse unterbrochen. Die Entwicklung des Bergsteigens im Raum des Karnischen Kammes ist zugleich ein historisches Spiegelbild für die Geschichte dieser Grenztäler, sie bilden eine untrennbare geografische und geschichtliche Einheit.

Das Lesachtal und das Obere Gailtal sind auf österreichischem Boden die großen Längstäler entlang des Grenzkammes, und zugleich die touristischen Ausgangspunkte. Der landschaftliche Charakter des Lesachtals wird durch die schluchtartig tief eingeschnittene Gail und deren zahlreiche Seitentäler und Gräben bestimmt. Auf der Sonnenseite des Tales liegen alle größeren Ortschaften und die verbindende Bundesstraße (B 111), die von Kötschach-Mauthen über den Kartitscher Sattel in das Puster-

tal bei Sillian führt. Auf der Schattseite befinden sich nur kleine Ansiedlungen und Einzelgehöfte. Erst bei Wetzmann oberhalb von Kötschach-Mauthen tritt die Gail in das weite Obere Gailtal.

Die Karnische Hauptkette verläuft von Innichen bzw. Sillian im Pustertal bis in den Raum von Thörl-Maglern bei Arnoldstein. Sie bildet zugleich die Staatsgrenze zwischen Italien und Österreich. Man kann den ganzen Höhenzug in drei Gruppen unterteilen:

Westliche Karnische, ausgehend von Innichen oder Sillian zur ersten Erhebung des Helm, 2443 m, und weiter bis zum Weißen Lungern, 2404 m, im Raum Luggau, Lesachtal. Der folgende

Mittlere Karnische Kamm zieht über das Gebiet des Wolayer Sees und den Plöckenpaß bis zum Nölblingpaß im Gebiet des Zollner Sees, Gem. Dellach im Ob. Gailtal. Der anschließende

Südliche Teil erstreckt sich über das Kärntner Naßfeld bis nach Tarvis.

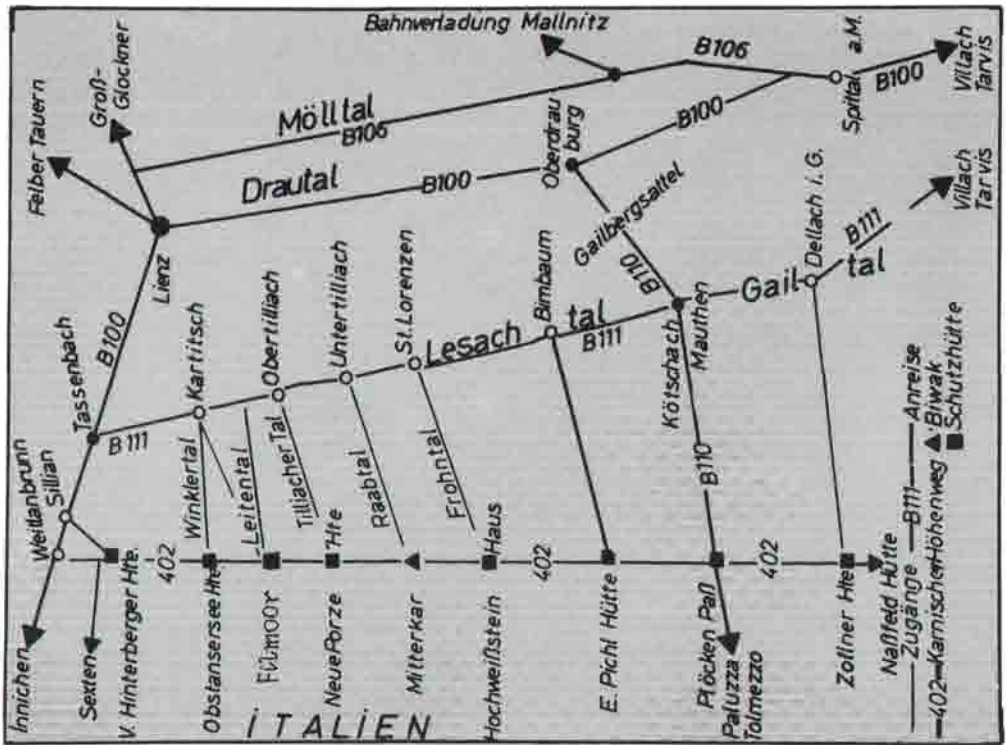
Übergänge für Kraftfahrer über den Karnischen Kamm nach Süden bieten sich nur von Hermagor über das Naßfeld nach Pontebba und von Kötschach-Mauthen über den Plöcken nach Tolmezzo an.

Für den Bergsteiger bestehen zahlreiche Möglichkeiten, entlang des Kammes die Grenze zu überschreiten, um Bergfahrten durchzuführen. Die Mitnahme von Reisepaß oder Personalausweis genügt jetzt für diesen Fall. Ein offizieller Grenzübergang für den kleinen Grenzverkehr besteht jedoch nur während der Sommermonate im Raum Helm — Hinterbergerhütte. Die vor kurzem begonnenen Verhandlungen zur Öffnung des Tilliacher Jochs oberhalb der Neuen Porze-Hütte sind noch nicht abgeschlossen.

Die *Anreise* zu den Karnischen Alpen ist heute im Vergleich zur Zwischenkriegszeit sowohl für die Benutzer öffentlicher Verkehrsmittel als auch für den Kraftfahrer in kürzester Zeit möglich.

Die *öffentlichen Verkehrsmittel* bieten zahlreiche und rasche Verbindungen aus dem In- und Ausland an. In das Obere Gailtal gelangt man mit den von Villach direkt über Arnoldstein und Hermagor nach Kötschach-Mauthen verkehrenden Zügen. Für

*) Der infolge eines Versehens beim Kärntner Sektionverband vielfach mit „402“ markierte Weitwanderweg durch die Karnischen Alpen wird im Laufe des Sommers 1977 auf „403“ berichtigt. (Anschlußweg durch die Karawanken: „603“) Red.



die aus dem Westen Anreisenden bietet sich auch die Bahnfahrt über Spittal a. D. nach Oberdrauburg unter Weiterfahrt mit dem Postbus über den Gailbergsattel nach Kötschach-Mauthen als kürzester Reiseweg an. Das Lesachtal mit seinen zahlreichen bergsteigerisch interessanten Ausgangspunkten wird durch regelmäßige Kurse der Postverwaltung erschlossen. Entweder man benützt die von Kötschach-Mauthen ausgehenden Autobusse, die meist bis Luggau verkehren, oder man fährt mit der Pustertalbahn über Lienz bis zur Haltestelle Tassenbach. Hier hat man Anschluß an die in das Lesachtal fahrenden Postbusse.

Für Kfz-Benützer ist die Bundesstraße (B 111) ebenfalls von Tassenbach ausgehend die einzige Verbindung in das Lesachtal. Im Raum Osttirol ist die B 111 gut ausgebaut. Auf Kärntner Boden bedingt durch die zahlreichen Seitengraben und das schwierige Terrain stellenweise sehr schmal und unübersichtlich, ist sie mit nötiger Vorsicht jedoch ohne Schwierigkeiten zu befahren. Kötschach-Mauthen als jüngster

heilklimatischer Kurort Kärntens bildet auch den wichtigsten Verkehrsknotenpunkt. Hier kreuzen sich die vom Lesachtal kommende B 111 mit der von Oberdrauburg über den Gailbergsattel kommenden B 110, die über den Plöckenpaß weiterführt. Im Oberen Gailtal leitet die B 111 auf weitesten Strecken modern ausgebaut über Hermagor und den Presegger See in Richtung Villach oder Tarvis weiter. Von Villach aus kann der Kraftfahrer auch direkt über Bleiberg ins Obere Gailtal gelangen.

Kfz-Benützer haben überdies die Möglichkeit, zugunsten von Bergfahrten die Gehzeiten durch die relativ langen Seitentäler zum Karnischen Kamm abzukürzen. Zahlreiche meist in den Kriegsjahren 1915 bis 1917 erbaute Straßen wurden wieder saniert oder teilweise auch ausgebaut.

Das Landschaftsbild des Karnischen Kammes ist geprägt durch seine Vielfalt. Reicher Waldbestand leitet über zur Almregion und den Hochmähdern, wo heute noch vereinzelt mühsam das Berghau in Kopflasten über die Steilhänge zu den Heu-

hütten herabgetragen wird. Schroffe Felswände, jäh aufsteigende Grate, aber auch weite Einsattelungen bilden den Abschluß. Großer Wasserreichtum zeichnet das Gebiet aus. Zahlreiche Seitentäler weisen schöne Wasserfälle auf. Im Bereich des Kammes liegen zahlreiche Bergseen, so der Zollner-, Wolayer-, Obstanser- und der Füllhornsee, sowie viele kleinere.

Entlang des Karnischen Kammes finden sich sowohl für den Bergsteiger als auch für den Wanderer eine große Anzahl lohnender Fahrtenziele.

Entsprechend früh begann auch hier die *Erschließungsgeschichte*. Neben berühmten Bergsteigern sind auch genauso Bauern, Hirten und Jäger als Erstbesteiger anzutreffen. Besonders in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts rückte zunächst das Gebiet um den Plöckenpaß in den Vordergrund. Moisisovics und A. Waldner bestiegen den Frischenkofel. Waldner fand dann als Erster den Übergang vom Kollinkofel zur Kellerspitze. Die Jäger Th. Bucher und Stramitzer fanden den Zugang zum Eiskar, der dann im Ersten Weltkrieg als wichtigster Weg der österreichischen Truppen zu diesem Abschnitt diente. Bereits 1885 erreichte Paul Grohmann, der berühmte Erschließer der Dolomiten, über das Eiskar die Kellerspitze. Eine Erstüberschreitung vom Kollinkofel über Kellerspitze in das Eiskar führten 1878 die Grafen Guido und Cäsare Mantica mit Führer durch.

Die Einheimischen, die jetzt die Berge aufsuchten, wurden immer zahlreicher, die rasche Aufwärtsentwicklung drängte zu einem Zusammenschluß der Kräfte. So entstand am 8. 8. 1884 zuerst die Sektion Gailtal des D.u.Ö.A.V. in Hermagor, unter dem Vorsitz des k.u.k. Bezirkshauptmanns Dr. Menninger v. Lärchenthal. Dieser behielt sein Amt als Sektionsvorsitzender bis 1914. Entscheidenden Einfluß auf die erste Erschließung des Naßfelds übte diese Sektion durch den Bau ihrer Hütte aus.

1894 gründeten der Notar Karl Kögeler, der Pfarrer und Kärntner Dichter Franzisci gemeinsam mit den Bürgern Rizzi und Ortner die Sektion Obergailtal des D.u. Ö.A.V. in Kötschach-Mauthen. Erst 1976 fand man bei einem Hausabbruch die al-

ten Satzungen. Die junge Sektion nahm sich besonders um den Raum zwischen dem Plöcken und dem Wolayersee als ihr engstes Arbeitsgebiet an. Am Wolayersee entstand bereits 1896 die erste Schutzhütte. In der Zwischenzeit wurden zwei Einheimische von diesseits und jenseits der Grenze die bedeutendsten Erstbesteiger. Der Bauer Hans Kofler, Vulgo Jast, aus Sittenmoos, suchte zunächst Heilung von einer schweren Grippe in seinen heimatlichen Bergen. Die Folgen der Grippe schwanden, aber die Liebe zum Bergsteigen verblieb. 1895 durchstieg er die Nordwand des Grünen Mooskofels, kurz danach kletterte er über den Grat zwischen Mooskofel und Gamskofel. Wenig später bestieg er von der Nordseite die Hohe Warte und kletterte anschließend über den Westgrat weiter. In der Höhe des Kellerwandturmes überraschte ihn die Dämmerung und er mußte einen Abstieg suchen. Nach Süden stieg er in den „Keller“ ab. Dabei benutzte er zunächst einen längeren Kamin, in dem er hinabrutschte und seine Daumen als Bremsen verwendete.

Aber auch Peter Samassa aus Collina stand als Einzelgänger dem Kofler in nichts nach. Ihn trieb keine Grippe in die Berge, sondern seine Vorliebe für Gemsen. Dabei dehnte er des öfteren seine „Ausflüge“ über die Grenze aus. Von österreichischen Jägern verfolgt und gejagt, fand er zahlreiche neue Führen, stand er als Erster auf Gipfeln. Bald verband Samassa seine Jagdlust mit der Liebe zu seinen heimatlichen Bergen, auf die er dann zahlreiche Touristen führte. 1888 stand Peter als Erster auf der Cima di Sasso Nero, dem Seekopf und kurz danach auf dem Canale, der Seewarte und dem Monte Avanza. Unter den von Samassa Geführten befand sich auch der berühmte Erschließer der Julischen Alpen, Dr. Julius Kugy.

Bereits in den neunziger Jahren fand der alpine Skiläufer seinen Eingang und eine rasch größer werdende Bedeutung. So erfolgte am 6. 1. 1903 die erste Winterbesteigung des Polinik.

Um die Jahrhundertwende besuchte Lothar Patéra immer öfter die Karnischen. Als Alleingeher oder mit dem Führer Stabenheimer führte er zahlreiche Erstbegehun-

gen durch, so den Gamskofel SW-Grat, die Überschreitung des Wolayerkopfes und dessen Ostwand, die Östliche Raudenspitze, den W-Grat der Steinwand, SW-Grat Hochweißstein, Trogkofel N-Wand und den Roßkopf. Auch die erste Winterbesteigung des Hochweißsteins führte er mit dem Führer Thußwaller durch.

1908 trat die Sektion Obergailtal die Wolayersee-Hütte mit dem umliegenden Arbeitsgebiet an die Sektion Austria des D.u.Ö.A.V. ab.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges unterbrach 1914 jäh diese Entwicklung. An Stelle der Bergsteiger streiften Grenzpatrouillen entlang des vereinsamten Grenzkammes. An den wichtigsten Punkten begannen Arbeiterabteilungen mit dem Bau von Unterkünften und provisorischen Stellungen. Mit dem Kriegseintritt Italiens wurde der ganze Karnische Kamm vom Kreuzbergsattel bis zum Naßfeld unmittelbares Frontgebiet. Von schwierigsten alpinen Einzelunternehmen bis zu massiertem Trommelfeuer in den Abschnitten des Kreuzbergsattels und des Plöckenpasses reichte das Kampfgeschehen. Zahlreiche Orte lagen unter italienischem Artilleriefeuer. Blitzschlag, Absturz und vor allem Lawinen forderten oft mehr Opfer als die gegnerische Waffenwirkung. Je länger die Fronttruppe in den Höhenstellungen ausharren mußte, um so größer wurde ihr Kampf- und Lebensbedarf. In allen Seitentälern zur Front entstanden Kriegsstraßen. Saumwege führten von den Talenden weiter. Bis zu den einsamen Feldwachen auf den Gipfeln und Graten zogen sich kühn angelegte alpine Steiganlagen. Zahlreiche Seilbahnen sicherten einen möglichst witterungsunabhängigen Nachschub zu den wichtigsten Abschnitten.

Als im Spätherbst 1917 die italienischen Verbände im Zuge der Ereignisse des Durchbruches von Flitsch und Tolmein auch die Karnische Front räumten, lag plötzlich wieder Ruhe und Einsamkeit über der Landschaft. Zurück blieben vom Kriege gezeichnete Berge mit Schützengräben, Baracken, Kavernen und zahlreichen Soldatenfriedhöfen.

Das Kriegsende des Jahres 1918 mit seinen Friedensschlüssen und den damit verbun-

denen außenpolitischen Folgerungen verschloß den Bergsteigern des deutschsprachigen Raumes viele der einst beliebten und begehrten Fahrtenziele. Dieser Umstand begünstigte mit die Neuentdeckung von Räumen, die innerhalb der Grenzen lagen, so auch des Karnischen Hauptkammes.

Ein positives Erbe hatten jedoch die zwei Kriegsjahre hinterlassen. Ein dichtes Netz ehemaliger militärischer Zubringerstraßen und ein engmaschiges alpines Wegsystem erschlossen nun das Gebiet. Eine große Anzahl von noch gut erhaltenen Baracken und Kavernen der früheren Höhenstellungen boten dem genügsamen Bergsteiger eine Vielfalt von provisorischen Unterkunftsmöglichkeiten.

Es bedurfte hier nur einer gezielten Initiative, um das Vorhandene auszubauen und die zahlreichen Weganlagen untereinander in einen systematischen Zusammenhang zu bringen.

Der Vorsitzende der Sektion Austria des D.u.Ö.A.V., Ing. Eduard Pichl, setzte dann die entscheidenden Impulse für eine Neuerschließung. Ihm zur Seite standen als engste Mitarbeiter Dipl.-Ing. Turecek, Peterka, und als Hüttenwart Ing. Viktor Hinterberger. Pichl verstand es, vor allem die Jugend innerhalb der Sektion für die Arbeiten zu begeistern. Gemeinsam mit den einheimischen Bergsteigern begannen Mitglieder der Jungmannschaft der Austria und der Akademischen Sektion Wien ihre Arbeiten zunächst vor allem im Gebiet des Wolayersees.

An Stelle der kriegszerstörten Schutzhütte setzten sie zunächst eine alte Baracke mit in Stellungen gesammeltem Holz wieder instand. So wurde die ehemalige Kriegsunterkunft als „Akademiker-Hütte“ zum ersten bescheidenen Bergsteigerheim und zu einem Zentrum für die bergsteigerische Tätigkeit.

Pichl und Nießner eröffneten einen neuen Anstieg durch die Wände des Biegengebirges zur „Austria-Scharte“, ferner eine neue Route durch die Ostwand des Wolayerkopfes. Mitglieder der Austria-Jungmannschaft standen als Erste auf dem 2., 3. und 4. Turm der Chianaletta. Eine neue Föhre durch die Ostwand des Seekopfes legte Ing. Turecek mit seinem Gefährten Kaser. Die

unmittelbare Nordwand der Porze und die schwierige Nordkante des Canale wurden ebenfalls bezwungen.

Neben dieser bergsteigerischen Tätigkeit war aber Ing. Pichl genau so betreibt, durch ein System von Unterkünften die notwendige Basis für eine Aktivierung des Höhenweges von Sillian bis über den Plöcken hinaus zu schaffen. Umfangreiche Instandsetzungs- und Markierungsarbeiten an den alten Kriegswegen waren die ersten Voraussetzungen.

Dann begann man alte Kriegsbaracken herzurichten und auszubauen. So entstanden die Steinkarhütte (10. 7. 1923), die Reiterkar- und Porze-Hütte. Am 12. 8. des gleichen Jahres konnte die Compton-Hütte am Reißkofel eröffnet werden. Zusätzlich begannen die Arbeiten am Neubau der Wolayersee-Hütte als einer der wichtigsten alpinen Stützpunkte in dem Arbeitsgebiet.

Die enge und gute Zusammenarbeit zwischen der Wiener Austria und den heimischen Bergsteigern fand in dem Beschluß der Sektion „Obergailtal“ unter ihrem damaligen Obmann, Oberstleutnant Greßl, am 2. 9. 1923 als Ortsgruppe „Obergailtal-Lesachtal“ der Austria beizutreten, ihren Höhepunkt.

Die Sektion „Gailtal“ in Hermagor unter ihrem Vorsitzenden, Bürgermeister Hans Gasser, stellte sich jedoch 1925 gegen einen derartigen Zusammenschluß. So kam es zu deren Eingliederung als „Gau Gailtal“ in die Sektion Villach. Als Obmann in Hermagor wirkte dann Jahrzehnte Gustl Kury, der sich als „Vater des Naßfelds“ entscheidende Verdienste um dieses Gebiet erwarb. Unterdessen gingen die Arbeiten im Bereich der Austria mit unvermindertem Einsatz weiter. Am 16. 8. 1925 konnte die Raudenscharten-Hütte und am gleichen Tag die Torkar-Hütte aus wieder instandgesetzten Baracken ihrer neuen Bestimmung übergeben werden. 1927 folgte dann das große neue Hochweißsteinhaus.

Aber auch den Stützpunkten für Bergsteiger im Lesachtal selbst widmete die Austria besondere Aufmerksamkeit. Allein 1925 konnten so die Talherbergen Salcher in St. Lorenzen, Planer und Edelweiß in Kötschach-Mauthen und eine weitere in

Sittenmoos zur Verfügung gestellt werden. Genau so aktiv gestaltete sich auch der Wegbau durch die Ortsgruppe: Versicherte Steiganlagen entstanden: Felsenweg Wolayeralpe — Austriascharte (1927) — N-Wand Hohe Warte (1928) — Kellerwand, Eiskar, Grüne Schneid (1929), Böses Gangele — Mooskofel (1929), Piattachweg — Reißkofel.

Besonderes Augenmerk wandte man auch der Entwicklung des Bergführerwesens in dem Gebiet zu. Ein eigener vom D.u.Ö.A.V. ausgearbeiteter und von der Bezirkshauptmannschaft Hermagor genehmigter Tarif setzte die Entlohnung der Bergführer fest. Besonders intensiv entwickelte sich der Tourismus im Raum des Wolayersees, bereits im ersten Jahr hatte die Hütte 801 Besucher zu verzeichnen. Die Sektion sah sich deshalb veranlaßt, den Bau durch eine zweite Ausbaustufe wesentlich zu erweitern. Nach den damals modernsten Gesichtspunkten mit elektrischem Licht, sanitären Anlagen und einem wesentlich erweiterten Platzangebot konnte das Haus am 6. 8. 1932 feierlich eingeweiht werden. Es wurde nach dem Erschließer des Karnischen Hauptkammes „Eduard-Pichl-Hütte“ benannt.

Die noch im westlichsten Abschnitt bestandene Lücke im Stützpunktsystem schloß die Sektion Austria mit dem Bau der Obstansersee- und der Viktor-Hinterberger-Hütte.

Die immer größer werdende Beliebtheit der bergsteigerischen Ziele zwischen dem Plöcken und dem Wolayersee führte auch zu einer steigenden Anzahl von schweren Bergunfällen. Die Mitglieder der Ortsgruppe in Kötschach-Mauthen führten hier eine ganze Reihe von dramatischen und schwierigsten Rettungsaktionen durch. Der langjährige Hüttenwirt der E.-Pichl-Hütte, Bergführer Stramitzler, war Träger des Rettungs-Ehrenzeichens des D.u.Ö.A.V. Heute setzt die Ortsgruppe des Österreichischen Bergrettungsdienstes in Kötschach-Mauthen diese erfolgreiche Tradition fort.

Wie schon 1914 beendete der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges nicht nur das Bergsteigen, sondern auch jede weitere Aufbau-tätigkeit. Während zunächst die ersten Kriegsjahre zu keinen Veränderungen am



Das Hochweißsteinhaus mit Hochalpl (2345 m).

Foto: Schemmann

Hüttenbestand oder dem Wegnetz führten, brachte das Jahr 1945 mit dem Kriegsende und den damit verbundenen Folgeerscheinungen einschneidende Verschlechterungen in der Gesamtlage. Die Reiterkar-, Torkar- und Steinkarhütte fielen Brandstiftungen zum Opfer. Die Porze-Hütte wurde ihrer bergsteigerischen Bestimmung entzogen, die übrigen Hütten entlang des Karnischen Kammes nach Plünderungen weitgehend verwüstet.

Wohl setzte eine erste Bestandsaufnahme bei den durch Plünderung in Mitleidenschaft gezogenen Hütten ein, sobald es die Umstände gestatteten. Mehr konnte in der ersten Nachkriegsperiode nicht geschehen. Zwischen dem Hochweißsteinhaus und der Obstanersee-Hütte klappte jetzt eine große Lücke in dem Unterkunftssystem, die früher die nun zerstörten Hütten ausgefüllt hatten. In der Folge vereinsamte der Höhenweg in den nächsten drei Jahrzehnten, da den Bergsteigern die notwendigen Stützpunkte fehlten. Der Weg verfiel auf weiten Streckenabschnitten.

Wie in der Zeit der ersten Erschließungsperiode entlang des Karnischen Kammes gingen die ersten Impulse von den Berg-

steigern dies- und jenseits der Grenze aus. Die Kärntner, Osttiroler und Friulaner, deren Beziehungen zwei Kriege wohl unterbrechen, aber nicht zerstören konnten, trafen sich wieder auf den Grenzbergen ihrer Heimat, die niemals ihre verbindende Funktion verloren hatten. Lebensmittelknappheit, fehlende Unterkünfte und die von der Besatzungsmacht verhängten Sperrzonen im Grenzgebiet konnten diese Kontakte nicht unterbinden, sie stärkten noch den Willen zum Wiederaufbau.

Nachdem 1948 wieder die Sektion Hermagor, nun des OeAV, entstehen konnte, stand sie wieder unter der Leitung von Gustl Kury. Hier begann man mit dem Wiederaufbau der Naßfeldhütte. Ähnlich gestalteten sich die Verhältnisse im Bereich der Ortsgruppe „Obergailtal-Lesachtal“, deren Sorge den noch erhalten gebliebenen Hütten galt, um sie zumindest provisorisch wieder wetterfest zu machen. Jenseits der Grenze wirkten die Mitglieder der Società Alpina Friulana im gleichen Sinn bei den ihnen anvertrauten Hütten. Beiderseits der Grenze schleppten die Bergsteiger wie in den Gründerjahren selbst die Traglasten mit dem für die Arbeiten

benötigten Material zu den Hütten, sie legten selbst Hand an beim ersten Wiederaufbau.

Als sich dann die Verhältnisse zu normalisieren begannen, konnten die Provisorien schrittweise ersetzt werden. Unter sehr erheblichem Aufwand konnte so das überall fehlende Inventar durch die Sektionen nachgeschafft und die Hütten schrittweise für einen geregelten Betrieb vorbereitet werden.

Mit dem neuen Obmann der Ortsgruppe in Kötschach-Mauthen, Dr. med. Ernst Steinwender, trat eine neue Entwicklung für den Arbeitsbereich ein. Ihm genügte die wieder ständig wachsende Besuchsfrequenz der E.-Pichl-Hütte nicht. Seine Zielsetzung war es, aus dem alpinen Torso der einzelnen noch bestehenden Wegstücke den Karnischen Höhenweg wieder zu einem funktionellen Ganzen zusammenzuschließen. Die entscheidende Frage war der Ersatz der zerstörten Hütten, um den Bergsteigern nach einem Tagesmarsch wieder eine Unterkunft bieten zu können. Die Sektion Austria unter ihrem Vorsitzenden, Univ.-Prof. Dr. Medwenitsch, förderte und unterstützte diese Bestrebungen in ihrem traditionellen Arbeitsgebiet.

Zunächst fehlten jedoch die notwendigen technischen und personellen Voraussetzungen, um ein derartiges Großprojekt verwirklichen zu können. Es lag klar auf der Hand, daß die Mittel der Sektion allein nicht ausreichen konnten, um die Durchführung des Gesamtprojekts gleichzeitig in Angriff zu nehmen. Auf der anderen Seite war jedoch gerade eine rasche Realisierung die wirtschaftlichste Form, um neue Hütten nicht für längere Zeit ohne die für ihre Existenz sehr wichtige Verbindung zu den Nachbarhütten zu lassen.

Der Spätherbst 1974 brachte die ersten Kontakte mit dem „Verein der Dolomitenfreunde“, der bisher mit seinen Aktionen in Südtirol verfallene Steig- und Weganlagen der Jahre 1915—1917 wiederhergestellt und dazu flankierend Unterkünfte gebaut hatte. Die Dolomitenfreunde arbeiten ausschließlich mit freiwilligen Mitarbeitern, die sich nur gegen Unterkunft und Verpflegung in ihrem Urlaub kostenlos zur Verfügung stellen. Der erforderliche tech-

nische und Bedarf an Geländefahrzeugen, Maschinen etc. wird von den Dolomitenfreunden jährlich neu über die heimische Industrie und Wirtschaft für ihre Aktionen leihweise und kostenlos aufgebracht. Da dieser Verein nun wieder seinerseits sämtliche von ihm erbrachten Arbeitsleistungen ohne jedes Entgelt durchführt, schien damit eine Basis gegeben, um die Zielsetzung der Sektion Austria zu realisieren.

Aus den ersten Kontaktgesprächen entstand die Arbeitsgemeinschaft „Sektion Austria — Dolomitenfreunde“. Auf Grund der nun gegebenen realen Voraussetzungen konnte der Gesamtverein zur Unterstützung gewonnen werden. Damit waren die finanziellen Grundlagen für den Beginn der Arbeiten gegeben.

1975 und 1976 stand die neue Arbeitsgemeinschaft in den Sommermonaten im Großeinsatz. Die freiwilligen Helfer der Dolomitenfreunde, Deutsche, Franzosen, Italiener, Österreicher und Slowenen wurden noch durch offizielle Delegationen des Österreichischen Jugendrotkreuzes, die sich aus Berufsschülern des letzten Jahrganges zusammensetzten, unterstützt.

Die Dolomitenfreunde übernahmen die Personalstellung sowie die Bereitstellung der Transportmittel, Maschinen und technischen Ausrüstung. Die Sektion Austria sorgte für die Kosten der Verpflegung, des Treibstoffs und des gesamten Baumaterials. Organisation und Durchführung der Arbeiten im Raum zwischen Obstansersee und Luggauer Boden lag bei den Dolomitenfreunden, der östlich angrenzende Abschnitt bis zum Zollnersee wurde von Dr. Steinwender betreut.

Das Österreichische Bundesheer unterstützte die Aktion mit Tragtier- und Hubschraubertransporten und der Beistellung von Sprengkommandos.

Hütten- und Wegbau setzten gleichzeitig ein. Insgesamt standen für beide Sektoren allein 1976 vierzehn Bautrupps im Einsatz. Neben der Rekonstruktion gänzlich verfallener Wegstücke wurden auch Neuanlagen durchgeführt. So kann man jetzt den Karnischen Höhenweg ohne den bisherigen großen Höhenverlust benützen, indem man vom Heretriegel unterhalb der Porze-

Die neue
Porze-Hütte.



Foto:
E. Hauser

Scharte den Talkessel umrundet und so direkt zur Neuen Porze-Hütte gelangt. Der Höhenweg wurde in seiner ganzen Länge mit der Markierung Rot-Weiß-Rot und der Nr. 402 versehen. (Ausnahme Wegstück Pfannspitze — Filmoor über italienischem Gebiet, hier nur Markierung Rot-Weiß-Rot).

Als Standorte der neuen Hütten wurden nicht die bisherigen der zerstörten Hütten gewählt, sondern direkt am Höhenweg liegende Punkte, die es ermöglichen sollen, daß der Bergsteiger nach höchstens 4—6 Stunden jeweils eine Unterkunft vorfindet.

Der Gesamterfolg der Aktion in den kurzen sommerlichen Arbeitsperioden von insgesamt 20 Wochen konnte nur durch das Zusammenwirken vieler Faktoren erreicht werden. Neben der entscheidenden Arbeitsleistung der freiwilligen Helfer ermöglichte bei dem herrschenden Termindruck nur ein rationellster und gezieltester Einsatz der technischen Möglichkeiten durch die Bauleitung die termingerechte Fertigstellung der Gesamtvorhaben.

So schied die Betonherstellung nach der herkömmlichen Art an Ort und Stelle für die Fundamente bei den Hüttenbauten wegen der Transportschwierigkeiten aus. Wir entschieden uns für den Einsatz von Lieferbeton. Von Lienz aus führen die schweren Mischwagen bis auf den Sportplatz

von Obertilliach im Lesachtal. Hier wurde der Fertigbeton in Transportkübel umgefüllt. Zwei Hubschrauber flogen in pausenlosen Turns zwischen Sportplatz und den Höhenbaustellen. Zwischenlandungen der Hubschrauber erfolgten nicht. Im Schwebeflug wurde der gefüllte Transportkübel am Sportplatz als Außenlast eingehängt — Anflug zur Baustelle — Schwebeflug über der Schalung des Fundaments mit Öffnen der Bodenklappe des Transportkübels — Rückflug zum Sportplatz. Insgesamt konnten so fast 100 cbm Beton eingeflogen werden.

Die Anwendung von Fertigteilhäusern hätte die Arbeiten beachtlich erleichtern können. Wir entschlossen uns aber zur gesonderten Planung für jede einzelne Hütte, um eine Bauform wählen zu können, die sich am besten dem jeweiligen Landschaftsbild anpaßt. Hier mußte nun darauf Bedacht genommen werden, trotzdem den Vorteilen eines Fertigteilbaues möglichst nahezukommen. Nach dem Zuschneiden des gesamten Bauholzes im Sägewerk wurde deshalb jede Hütte durch uns auf dem Lagerplatz des Werkes zunächst einmal zusammengebaut und jeder Konstruktionsteil mit einer Nummer versehen. Anschließend wurde die Hütte wieder zerlegt und mit unseren Lastkraftwagen auf den Sportplatz gebracht. Hier wurden die gesamten Holzkonstruktionen in Hubschraubereinzellasten gebündelt und eingeflogen.



Die Obstanserseer-Hütte unterm Roßkopftörl.

Foto: Schemmann

So konnte der Arbeitsprozeß vom Einfliegen des Betons bis zur Erstellung der Holzgrundkonstruktion auf durchschnittlich 6 bis 8 Tage gesenkt werden. Pausenloses Schlechtwetter verschob 1976 den Hubschraubereinsatz vom 3. auf den 23. 8., damit standen der Bauleitung statt der eingeplanten dreieinhalb Wochen nur mehr zehn Tage zur Verfügung. Durch die angewandten Arbeitsmethoden und den restlosen persönlichen Einsatz jedes freiwilligen Helfers und Soldaten konnten die Arbeiten trotzdem noch termingemäß beendet werden.

Auf unserer extremen alpinen Baustelle „Großer Kinigat Nord und Süd“ wandten wir zum Befestigen der Verankerungen der Seilversicherung die von uns bereits drei Jahre lang in Südtirol erprobten und voll bewährten Zweikomponentenkleber auf Kunstharzbasis an. Jedes Betonieren unter ungünstigen Voraussetzungen entfiel somit. Der Mitarbeiter hat lediglich die Glasphiolen (in Zigarettengröße) bei sich, die in das vorbereitete Bohrloch eingeführt werden. Anschließend wird das normierte Gewindeeisen mit der elektrischen Bohr-

maschine mit hoher Geschwindigkeit in das Bohrloch gepreßt. Die Glasphiole des Klebers zerbricht dadurch, Klebmasse und der ihr beigefügte Quarzsand werden frei und legen sich durch die hohe Umdrehungszahl des Gewindeeisens fest um dieses und den Fels. Nach der relativ sehr kurzen Bindezeit kann bereits die Gewindeöse mit der Kontramutter auf das Gewindeeisen aufgeschraubt und das Seil der Versicherung durchgezogen werden. Die schwerste Aufgabe unserer Mitarbeiter auf dieser Baustelle bildete der Transport des Eisemann-Aggregates mittels Traggestell auf ausgesetzten Steigen bis zu den Arbeitspositionen. Das Setzen der Bohrlöcher mittels Hochleistungsbohrern benötigte je nach Gesteinsart 1½ bis 2 Minuten. In dem für diese Baustelle vorgesehenen Turnus herrschte fast pausenlos Schlechtwetter. Die stündlichen Funkmeldungen vom Großen Kinigat berichteten an die Bauleitung: „Sturm, Nebel, Vereisung der Felsen, Schneetreiben oder Eisregen.“ Trotzdem konnte das Vorhaben vier Tage vor dem vorgesehenen Termin abgeschlossen werden.

Ein besonderes Problem bildete für die Bauleitung der umfangreiche Nachschub des Material- und Lebensbedarfs für die einzelnen Baustellen. Die wichtigste Grundlage für eine rationelle Nachschubführung bestand zunächst im Aufbau eines leistungsfähigen Funknetzes. Sämtliche alpinen Stützpunkte und Baustellen standen in ununterbrochenem Funkkontakt mit der ortsfesten und mobilen Station der Bauleitung. Angeforderter Bedarf konnte so meist noch am selben Tag zugeschoben werden. Auch ein Großteil der technischen Probleme auf den einzelnen Baustellen wurde auf dem Funkweg direkt mit der Bauleitung ohne Zeitverlust besprochen.

Zur Durchführung der Transporte wurde eine Kette von Transportgliedern aufgebaut: Schwere Diesel-Lkw bis zur Bauleitung — schwere Gelände-Kfz. bis zum Endpunkt der Fahrbarkeit im Gelände — anschließend Tragtiere. 1976 standen insgesamt 11 Kfz. im Einsatz, 8 Tragtiere des Bundesheeres übernahmen den Weitertransport zu den Höhenbaustellen. Die Hubschrauber starteten 262mal.

In diesem Jahr wurden durch die Bauleitung 7020 Essensportionen beschafft, trans-

portiert und zubereitet. Die Mitarbeiter erbrachten in diesem Sommer 20 850 Arbeitsstunden.

Für diesen konzentrierten Einsatz und das Baumaterial wendeten die Sektion Austria und der Gesamtverein bisher über 1 000 000 öS auf. Dem Außenstehenden mag dieser Betrag vielleicht relativ hoch erscheinen. In Anbetracht des Erreichten ergibt sich jedoch eine äußerst günstige Relation gegenüber den finanziellen Aufwendungen. Es wurden erbaut:

Dr.-E.-Steinwender-Hütte beim Zollnersee, Gem. Dellach im Ob. Gailtal;

Unterkunft Mitterkar, Gem. Untertilliach, Lesachtal;

Neue Porze-Hütte, Gem. Obertilliach, Lesachtal;

Standshützen-Hütte/Filmoor, Gem. Kartitsch;

und ferner der Karnische Höhenweg mit einer Gesamtlänge von über 200 Kilometer rekonstruiert, zusätzlich die versicherten Steiganlagen auf den Großen Kinigat.

Für die nächste Zeit verbleiben nur mehr geringfügige Verbesserungen an kleinen Wegstücken und den Hütten. Die Standshützen-Hütte/Filmoor wurde am 24. 7. 1977 eröffnet.

Der Karnische Höhenweg und seine Hütten:

1. *Viktor-Hinterberger-Hütte*, 2418 m, OeAV-Sektion Austria (bew., Betten, Lager).

Zugänge: Von Arnbach oder Sillian (ab Sillian mit Kfz bis Leckfeldalm, dann 1 Std.), oder von Sexten 3 Std.

Weg 402: Hinterberger-Hütte — Hochgränten (2429 m) — Demut (2591 m) — Schöntalhöhe bis zur (4 Std.)

2. *Obstansersee-Hütte*, 2304 m, OeAV-Sektion Austria (bew., Lager).

Zugänge: Von Kartitsch über Winklertal 2½ bis 3 Std.

Touren: Cima Frugnoni, Pfannspitze, Großer Kinigat.

Weg 402: Obstansersee-Hütte — Pfannspitze (2678 m) — Abzweigung, gesicherter Steig, Großer Kinigat — Filmooersattel bis zur (2½ Std.)

3. *Standshützen-Hütte/Filmoor*, etwa 2400 m, OeAV-Sektion Austria (unbew., AV-Schloß, Lager, Herd, Wasserleitung, sanitäre Anlagen).

Die Hütte ist ein Neubau im Zuge der Aktion 1976. Das Kaderpersonal des Jägerbataillons 24/

Lienz hat den gesamten Bau freiwillig in seiner Freizeit unter Leitung des Heeresbergführers Vzlt Hans Mariacher durchgeführt. Planung und Entwurf durch den Mitarbeiter der Dolomitenfreunde Albert Ortner, Innichen.

Zugänge: Von Kartitsch über Erschbaumertal 2¼ Std., vom Kartitscher Sattel über Schöntal 3 Std., von Obertilliach über Leitental 3½ Std. Touren: Großer Kinigat, Königswand, Filmoorhöhe, Resler Knollen.

Weg 402: Standshützen-Hütte — Oberer Stukensee — Heretriegel bis zur (2 Std.)

4. *Neue-Porze-Hütte*, etwa 1900 m, OeAV-Sektion Austria (bew., Lager); Neubau im Zuge der Aktion 1975/76.

Zugang: Obertilliach über Obertilliacher Tal 2½ Std., vom Kfz-Endpunkt 45 Min.

Touren: Porze, Roßkarspitze, Wildkarleck, Bärenbadeck, Stollen, Reiterkarspitze.

Weg 402: Neue-Porze-Hütte — Berger Alm — Obernkarn (1982 m) bis zur (4—5 Std.)

5. *Unterkunft Mitterkar*, etwa 1990 m, OeAV-Sektion Austria (offene Unterstandshütte, Quelle unmittelbar daneben). Neubau der Aktion 1975.

Zugang: Von Untertilliach über Raabtal 2 Std.
Touren: Reiterkarsspitze, Hochspitz,
Weg 402: Mitterkar — Zererhöhe (2460 m) —
Luggauer Törl bis zum (4 Std.)

6. *Hochweißstein-Haus*, 1905 m, OeAV-Sektion
Austria (bew., Betten, Lager).

Das Haus wurde nach den schweren Lawinenschäden des Winters 1975 durch die Sektion wieder aufgebaut und modernisiert.

Zugang: Von St. Lorenzen über Frohntal 3½ Std., ab Kfz-Endpunkt 45 Min.

Touren: Hochweißstein, Piz Ciadensis, Öfnerjoch, Bladnerjoch u. a.

Weg 402: Hochweißsteinhaus — Ingrid-Hütte — Schreibachhöhe (2072 m) — Obergailerjoch (2218 m) — Niedergaileralpe — Kreuzleitenjoch — Giramondo-Paß — Obere Wolayer Alm (1709 m) bis zur (8—9 Std.; die Wegzeit kann über italienisches Gebiet wesentlich abgekürzt werden: Hochweißsteinhaus — Casera Fleons — Giramondo-Paß um etwa 3 Std. weniger)

7. *Eduard-Pichl-Hütte*, 1905 m, OeAV-Sektion Austria (bew., Lager, Betten).

Zugang: Birnbaum über Obere Wolayer Alm 4—4½ Std., ab Kfz-Endpunkt 2 Std.

Touren: Biegengebirge, Seekopf, Seewarte, Hohe Warte, Rauchkofel u. a.

Weg 402: Pichl-Hütte — Valentin-Törl (2138 m) — Obere Valentin-Alm (1550 m) — Theresienhöhe bis zum (3½ Std.)

8. *Plöcken-Haus*, 1209 m (Gasthof Fam. Gressl, privat).

Zufahrt: Über B 111 (Postautohaltestelle).

Touren: Cellon, Grüne Schneid, Eiskar, Kellerwandspitze, Kleiner Pal, Freikofel, Großer Pal, Polinik u. a.

Weg 402: Plöckenhaus — Angerbachtal — Köderköpfe — Obere Bischof-Alm bis zur (5½ Std.)

9. *Dr.-Ernst-Steinwender-Hütte*, 1720 m, beim Zollner See, OeAV-Sektion Austria (bew., Lager); Neubau der Aktion 1975/76.

Zugänge: Über Weidenburg und Bischof-Alm 2 Std.; über Weidenburg und Dellacher Alpe — Zollner Höhe 3 Std.; über Straniger Alm (bis hierher Kfz) 1½ Std.

Touren: Kleiner Trieb, Findenig-Kofel.

Weg 402: Steinwender-Hütte — Straniger Alm (priv. bew., 1479 m) — Rattendorfer Sattel (1783 m) — Rudnigsattel (1945 m) — Madritschen bis zum (6 Std.)

10. *Nafffeld-Haus*, 1550 m, OeAV-Sektion Hermagor.

Das ganzjährig bewirtschaftete, moderne Berghaus blickt auf eine sehr wechselhafte Geschichte zurück. Die erste Hütte entstand bereits 1885. Eine Lawine zerstörte diese im Jahre 1916 zur Gänze, wobei viele Soldaten den Tod fanden.

An anderer Stelle neu erbaut, fiel die zweite Hütte den Ereignissen des Jahres 1945 zum Opfer. Die dritte Hütte äscherte 1968 ein Großbrand ein. 1971 wurde das jetzige vierte Haus eingeweiht.

Zufahrt: Über die gute Nafffeldstraße von Hermagor über Tröpolach (Postbus).

Touren: Madritschen, Roßkofel, Trogkofel, Malurch, Gartnerkofel, Garnitzenklamm u. a.

Weg 402: Führt über den Auernig in Richtung Tarvis bzw. Thörl-Maglern weiter.

Wer den Karnischen Höhenweg entlangwandert, wird hier Ruhe und Einsamkeit vorfinden. Auf der gesamten Weglänge von über 200 km quert man nur zweimal von Kfz. befahrene Straßen, am Plöcken und Nafffeld. Stützpunkte nach maximal 5 bis 6 Gehstunden bieten nach Tagesetappen die notwendigen Unterkunftsmöglichkeiten. Sowohl der Bergwanderer mit Familie, oder Jugendgruppen, wie gleichermaßen der Kletterer finden auf sämtlichen Abschnitten des Höhenweges lohnende Ziele.

Aber nicht nur die landschaftliche Schönheit und der ganze Reiz einer unberührten Bergwelt sind hier Wegbegleiter, sondern auch die Zeugen der Kriegsjahre 1915 bis 1917. Die Berge und ihre Geschichte werden so zu einer Einheit. So wird eine Bergfahrt zu einer Wanderung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, die uns abseits des Üblichen mitten durch die Geschichte dieses Grenzlandes geleitet.

Karten:

Freitag & Berndt-Wanderkarte 1: 100 000,
Blatt 18 Lienzer Dolomiten

(Höhenweg und neue Hütten berücksichtigt)
und

Blatt 22 Drau- und Gailtal
(Höhenweg berücksichtigt).

Freitag & Berndt-Umgebungskarten 1: 50 000,
Blatt 223 Plöckenpaß — Hermagor.

Führerliteratur

Eduard Pichl, Karnische Hauptkette,
Artaria, Wien 1929;

Walther Schaumann, Schauplätze des Gebirgskrieges III: Sexten, Karnische — Predil;

Foto Ghedina, Cortina d'Ampezzo 1977.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Walther Schaumann, Postfach 60,
A-1037 Wien

